D. II. 9
1795 1787
ß1
15
Coburger Landes-Bücherei

W. Jury del. & fec.

Leben eines armen Landpredigers.

Herausgegeben
von
August Lafontaine.

Zweiter Band.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1801.

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Achter Theil.

Leben eines armen Landpredigers.

Zweiter Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1801.

Coburger Landes-Bücherei

H.S.C.S. BIBLIOTHEK
COBURG

Leben eines armen Landpredigers.

Zweiter Band.

Der Neujahrstag.

Ach, es ist an jedem Tage schwer, ein Unglück zu tragen; doch bei einem merkwürdigen Zeitabschnitte, als an seinem Geburtstage, oder an dem Neujahrstage, wird es doppelt schwer. Man glaubt sich dann beinahe berechtigt, mit dem harten Schicksal zu hadern. Am Sonntage, an Festen, schließt ja, meint man, der grausamste Herr seinen Negersklaven von der Kette los: ist denn das Schicksal härter, als der Mensch? Es sollte am letzten Tage des Jahres alle Thränen trocknen, alle Wunden des Herzens heilen, damit nur fröhliche, zufriedene Herzen das neue Jahr begrüßten. Aber es ist anders, ganz anders. Wir armen Menschen!

Der erste Morgen im neuen Jahre war

heiter. Ich erhob meine düstre Stirn zu dem wolkenlosen Himmel; aber es war kein Trost für mich: der Kontrast der Natur mit meinem Herzen machte mich nur finsterer. Noch schwermüthiger wurde ich, als meine Frau mit der Miene des Verzagens, und mit leisen Tritten, als wollte sie meinen betäubten Schmerz nicht wecken, in mein Stübchen kam, mir das Frühstück zu bringen. Sie erwähnte kein Wort von dem neuen Jahre, und warf nur einen sprechenden Blick auf mich, als sollte ich nicht fragen, als hätte sie mir nur Elend anzukündigen. „Du hoffest nichts," sagte ich endlich mit bebenden Lippen; „denn du wünschest nichts, liebe Frau. . . . Es ist Neujahr!"

Gott gebe uns Allen Geduld! sagte sie leise, und faltete die Hände. „Und Muth!" setzte ich hinzu. — Geduld! wiederholte sie. O, Muth — woher sollten wir armen Menschen den nehmen? Auguste ist krank, sehr krank! . . . Und wenn das noch Alles wäre! Es geht etwas vor, das wir nicht wissen. Elisabeth ist vielleicht noch kränker, als Auguste.

Ich stand zitternd auf, um hinunter zu gehen. Meine Frau hielt mich zurück, und sagte: ich bitte dich, sieh sie jetzt nicht! Du mußt ja predigen! — „Eben darum!" antwortete ich heftig. „Und müßte ich ihr vor der Predigt die Augen zudrücken . . . Ich wäre aber nicht im Stande ein Wort zu sagen, wenn ich mein Elend nicht gänzlich kennte."

Ich ging hinunter. Auguste schlummerte unruhig in einem heftigen Fieber. Elisabeth saß an dem Bette, und bemerkte mich nicht: sie hatte das bleiche Gesicht gegen die Kranke hin gewendet, und das erloschene Auge auf sie geheftet. Meine vier andern Kinder, die mir nachgefolgt waren, standen mit verhaltenem Athem in der Ferne, und warfen Blicke, die in Thränen erstarben, auf die geliebte Schwester. Der Anblick dieses stillen Jammers drang wie ein tödtlicher Pfeil durch meine Seele. Ich ging wieder hinauf, und nahm den Entwurf meiner Predigt vor . . . Gott! Vater im Himmel! Muth sollte ich meiner Gemeine heute zu sprechen, und ich hatte nichts als trostlose Thränen! So schwer es mir auch

wurde, ich las die Predigt dennoch durch. Ach, ich fühlte jetzt, wie armselig der Trost für ein zerrissenes Herz ist! Was meine Bauern trösten sollte, tröstete mich selbst nicht. Meine arme Gemeine hatte im Sommer die ganze Ernte durch einen Hagelschlag verloren, und für diesen Unglücksfall, durch den ich selbst mit gelitten hatte, war meine Predigt eingerichtet.

Es war nöthig, daß ich mir künstlich Muth zu machen suchte. Ich übersah den Weg, den die Sonne heute zurücklegen, und dachte mir die Seufzer aller der matten, kranken, kummervollen Menschen, über welche sie heute hingehen würde. Alle diese Seufzer sollten die meinigen betäuben; aber meine Seufzer waren die einzigen in der Natur, mein Herz das einzige, das ängstlich schlug. Ich erhob mich mit meiner Phantasie über die Sonne, und streifte bis an die Gränzen der Schöpfung; doch es blieb, wie es war: mein Seufzen dauerte fort, und war das einzige, das ich hörte. Nun erhob ich mich über die Gegenwart, flog an den

Rand der Vergangenheit, der Zukunft, sah die Ruhe in allen vorhandenen Gräbern, dachte mir die Ruhe der künftigen: doch vergebens; nirgends ward ich getröstet.

Das hat nichts zu bedeuten, sagte jetzt mein Schulmeister auf der Treppe zu meiner Frau; ich kenne das Fieber, wie mich selbst. Vollblütigkeit, Herzklopfen, Anwandlung von Ohnmachten. Ganz recht. Seyn Sie unbesorgt; in drei Tagen ist Alles vorüber, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Ach, es waren entzückende Worte. — Der Herr Gevatter meint, sagte meine Frau mit lächelndem Gesichte, es ist mit Augusten nicht gefährlich. Nicht wahr, Herr Gevatter?

Ja wohl! sagte der alte Mann, und erzählte sogleich zehn ähnliche Beispiele. Nun ging ich getröstet, mit reicher Hoffnung, in die Kirche; doch ich selbst schlug in meiner Predigt diese Hoffnung wieder zu Boden. „Es ist unrecht," sagte ich; „aber der Mensch ist nun so. Bei jedem Unglück klagt er, als ob es das schlimmste wäre, das ihm begegnen könnte. Wie denn, meine Freunde, wenn

nun jeder von euch, anstatt neben seinem vom Hagel niedergeschlagenen Kornfelde, neben dem Sterbebette seines geliebten Kindes gestanden hätte? Würden eure Klagen in diesem Falle trostloser, eure Thränen heißer, euer Murren gegen die Vorsehung lauter gewesen seyn, als an dem Tage, da eure Ernte verloren ging? Wohl schwerlich. Der künftige Sommer kann euch die verlorne Ernte wiedergeben; aber was ersetzt einer Mutter ihr gestorbenes Kind? Ein anderes? Gewiß nicht. Das begrabene ist in ihren Augen das einzige. So sollte sich also der Kummer wohl nach dem Unglück richten. Ihr kennt ja das Sprichwort: wie die Waare, so das Geld. Nun, so auch: ein kleines Unglück, wenig Thränen. Aber nein. Der Mensch beweint fast alles gleich stark; und das thut er mehr aus Furcht, als aus Betrübniß. — Eins nehme ich aus: wenn er eine geliebte Leiche beweint; da, denk' ich, ist der Schmerz gerecht, und sogar nützlich."

„Gerecht!" fuhr ich fort; und jetzt sah ich meine Auguste bleich im Sarge liegen, hörte

ihren Kranz zwischen den andern in der Kirche rauschen, und Thränen erstickten meine Stimme. Ich mußte abbrechen, um mich zu erholen, und konnte vor Rührung kaum die Predigt endigen. Mein Gebet zu Gott um Segen für uns Alle war heiß; es kam aus dem vollen Herzen eines Vaters. Noch auf dem Wege nach Hause flossen meine Thränen.

Als ich über die Hausflur ging, sagte unsre Magd zu meiner jüngsten Tochter: weinen Sie nicht, Hannchen! Was man am Neujahrstage thut, muß man das ganze Jahr thun! — Wird der Leser wohl glauben, daß diese Worte mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne kamen, daß ich bei Tische Frau und Kinder bat, sie möchten doch nur einmal lächeln, wenn sie nicht froh aussehen könnten? Ach, Unglück ist die wahre Quelle des Aberglaubens, wie des Glaubens. Ein Herz, dem Menschen nicht helfen können, oder das sie trostlos lassen, sucht Hülfe in einer andern Welt, schöpft seine Hoffnungen aus zufälligen Worten, oder dem Fluge der Vögel, mach

den Fall eines Steinchens auf den oder jenen Ort zu einem Orakel, und fodert von der Vorsehung mit festem Glauben Wunder.

Nach Tische kam endlich der Arzt, den wir hatten rufen lassen. O, was kann ein Mensch dem andern werden! Er war uns Allen ein Gott, weil er uns Hoffnung gab. Der Himmel lasse es ihm zur Belohnung nie an Hoffnung fehlen! Er blieb die Nacht hindurch mit Elisabeth am Bette der Kranken. Als er am Morgen wieder wegritt, versprach er, bald wieder zu kommen; und er hielt Wort. Die Boten nach der Stadt; die Arzenei; die Belohnung, welche wir dem Arzte schuldig waren — wir mußten jetzt auch das letzte Silbergeräth, das wir noch hatten, in Geld verwandeln. Ich dachte gar nichts, als ich das Gewicht der Löffel für den Goldschmid aufzeichnete; und die Thränen in den Augen meiner Frau hielt ich für Thränen unsers gemeinschaftlichen Kummers. Als ich aber das Päckchen eingesiegelt hatte, fiel meine Frau mir um den Hals, und sagte mit rührenden Tönen: nun ist alles dahin,

was wir hatten! Ach, was mögen die Leute von uns und unsrer Wirthschaft denken! — Jetzt sah ich erst, warum sie weinte. „Alles dahin?" sagte ich auffahrend. „Kannst du über das elende Metall vergessen, daß vielleicht die Rettung unseres Kindes damit erkauft wird? Das hätte ich nimmermehr von dir gedacht!" — So meinte ich es nicht, erwiederte sie leise. Was liegt an den Löffeln? Aber daß sie verkauft werden!

Ich verstand sie auch jetzt noch nicht, und sprang unwillig auf. Die Arme! Ihr Herz war so schwer belastet; und ich gab ihr nun noch die neue, ihr so ungewohnte Last meines Unwillens zu tragen! Ach, sie war nur schwach; ich war hart, sehr hart. — Wir Männer, die wir uns auf Reisen, in der Fremde, bei Mangel, an Entbehrungen, an beschämende Lagen gewöhnt haben, wir greifen oft mit zu rauhen Händen in das zarte Gewebe eines weiblichen Herzens. Meine Frau hatte von Jugend auf einen silbernen Löffel gehabt: welche Beschämung für sie, jetzt mit einem von Zinn essen zu müssen! Indeß, wären

die Löffel gestohlen worden, oder verbrannt: sie hätte sich wenig daraus gemacht; und wären sie unmittelbar als Arzenei zu brauchen gewesen: sie hätte auch den letzten mit Freuden aufgeopfert. Aber verkauft! Die ruhige Wohlhabenheit ihrer Eltern hatte ihr Herz gegen diese Vorstellung empfindlich gemacht. — Noch einmal: ich war sehr hart, und blieb es auch da noch, als ich sah, daß meiner Frau kein Opfer für unsre Auguste zu groß war. Sie gönnte sich kaum einige Stunden Schlaf, und gar keine Erholung; sie beherrschte mit mehr als männlichem Muthe ihren Schmerz, um nur Augusten ein lächelndes Gesicht zu zeigen, wenn sie die Augen aufschlug: aber am Tische nahm sie den Löffel von Zinn jedes Mal mit einem Seufzer in die Hand. Es half nichts, daß ich von Diogenes sprach, der seinen hölzernen Becher wegwarf, als er einen Knaben aus der Hand trinken sah; es half nichts, daß mein Karl aus der Anabasis*) das Gegenstück zu dem Diogenes erzählte, wie die zehntausend Grie-

*) Xenophons Rückzug.

chen mit Röhren ihr Getränk einsogen: sie seufzte dennoch. — Es kommt uns schwer an, sagte Elisabeth, von einer Gewohnheit abzugehn. Ich bin gewohnt, Vater, mein Gesicht sehen zu lassen. Eine Morgenländerin, denk' ich, würde nicht aufhören zu erröthen, wenn sie ihren Schleier ablegen müßte.

So wie du, wenn du als eine Hottentottin gekleidet gehen solltest, sagte Karl; und Elisabeth erröthete schon.

Das Mädchen warf mir mein Unrecht gegen ihre Mutter sehr treffend vor. Hatte sie etwas gemerkt? — Nach Tische sagte ich zu meiner Frau: „ich habe nicht alle Hoffnung verloren, einmal wieder silberne Löffel zu bekommen." Sie umarmte mich lächelnd, und erwiederte: gewiß, du verstandest mich nicht; aber es ist gut, daß du wieder freundlich bist.

Augustens Gefahr war vorüber, und wir hatten nun Zeit zu überlegen, was Geheimnißvolles an ihrer Krankheit gewesen seyn möchte. Es fand sich nichts; denn ihre Heiterkeit, die mit ihrer Gesundheit zurückkehr-

te, machte Elisabeths Vermuthungen (die sie übrigens nicht einmal gegen uns äußern wollte) höchst ungewiß. Elisabeth hatte in der That die Wahrheit getroffen: sie glaubte, Auguste liebe Salzmannen; da sie aber ihre Schwester wieder heiter sah, so schwieg sie, um das arme Mädchen nicht zu kränken.

Auguste liebte noch immer, und mit gleicher Leidenschaft; sie beherrschte aber jetzt ihr Herz mit mehr Stärke, als vorher. Das große Opfer war nun von ihr gebracht, der schwerste Augenblick überwunden: sie hatte ihre Schwester als Salzmanns Braut gesehen. Das Gefühl der neuen Gesundheit schien ihr ein höherer Grad von moralischer Stärke. Doch nein; die Gesundheit ihres Körpers gab ihrem Geiste wirklich größere Kraft, und ihrem Herzen, mitten in den peinlichen Gefühlen der hoffnungslosen Leidenschaft, eine größere Ruhe. So konnte sie denn jetzt mit der äußersten Behutsamkeit über ihr Geheimniß wachen, dem Elisabeth beinahe auf die Spur gekommen wäre.

Als Auguste fast gänzlich wieder herge-

stellt war, benutzte Elisabeth eine Gelegenheit, ihrer Schwester das tiefe Geheimniß zu entreißen. Sie sagte: mein Herz ist seit dem Sylvester-Abend nicht wieder ruhig geworden. Ich fühle, Auguste, daß ich treulos gegen Pahlen bin, und werde es fühlen, so lange ich lebe. O, fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen und pochendem Herzen fort; wenn ich mir nur die Möglichkeit denke, daß meine Verbinduug mit Salzmann dennoch nicht zu Stande käme; dann wird mein Herz so leicht, als ob das Leben mit allen seinen Lasten schon von mir genommen wäre.

Auguste wendete sich ab, um die glühende Röthe, die ihr bleiches Gesicht übergoß, zu verbergen, und sagte leise: du liebst Salzmannen mehr, als du selber weißt. — „Ja, ich liebe ihn," sagte Elisabeth; „aber als meinen Bruder. Er ist ein rechtschaffner, ein edler Mann, Auguste; und wie höchst glücklich würde ich seyn, wenn das Vertrauen, das er dir immer bezeigt hat, . . ."

Ich bitte dich, welches Vertrauen? sagte Auguste rasch. Er bezeigte es mir, weil ich mit ihm von dir sprach.

„Wenn es Liebe geworden wäre!" fuhr Elisabeth fort; aber in dieser entscheidenden Sekunde, wo sie ihre Blicke auf Augusten heften mußte, um die Gluth der Liebe in dem Gesichte derselben, und das heftige Wallen ihres Busens zu sehen, schlug das unschuldige Mädchen aus dem feinsten Gefühle des Schicklichen die Augen nieder, und konnte also nichts bemerken.

Auguste hatte nun Zeit, sich zu fassen, und sagte mit Anstrengung aller ihrer Kräfte ziemlich ruhig: freilich! aber so ist es doch besser. Er liebt dich, und auch du wirst ihn gewiß lieben! gewiß!

„Wenn du seine Frau geworden wärest," fuhr Elisabeth fort. Auguste merkte an dem Erröthen und dem ungewissen Tone ihrer Schwester, daß diese ihrem Geheimnisse nachspürte. Sie antwortete daher beherzt: So! du willst einen Baron, und ich soll mich mit einem Pachter begnügen? Nein, nicht also! Du sagst ja selbst, ich schicke mich besser in die große Welt, als du. Nimm du Salzmannen; wer weiß, was Pahlen thut! Jetzt

blickte

blickte Elisabeth wieder auf, und sah in Augustens Gesicht ein, wie es schien, unverstelltes Lächeln. Wie konnte sie nun noch zweifeln, daß ihre Vermuthung irrig gewesen wäre!

Auch Salzmann hatte ein wenig in Augustens Herz geblickt. Er kam zwar, so lange sie krank lag, öfters zu uns; allein er drang nicht darauf, daß Elisabeth ihm ihr Versprechen wiederholen sollte, und verlangte auch nicht, Augusten zu sehen, ob er gleich seine Geliebte fast nur bei der sprechen konnte. Es wunderte mich ein wenig, daß er nur zu mir kam, und sich so geheimnißvoll nach Augusten, besonders nach dem gegenseitigen Benehmen der beiden Schwestern, erkundigte. Ich behandelte ihn mit dem Vertrauen eines Vaters; er äußerte aber seine Vermuthungen eben so wenig, wie Elisabeth. Als Auguste endlich ganz wieder gesund war, und ihre gewöhnliche Heiterkeit hatte, gab auch er seine Vermuthungen auf, und die Ruhe unseres Hauses wurde wieder hergestellt. Doch nein; es blieb eine dumpfe

Stille unter uns, wie die ängstliche Stille nach einem Gewitter, das sich verzogen hat, aber tief am Horizonte noch immer drohend liegt.

Elisabeth ging zwar sehr freundlich mit Salzmannen um; sie zeigte ihm indeß mehr Höflichkeit, als Vertrauen. Auguste war heiter; doch zuweilen wurde sie von einem schnellen Schmerze ergriffen, den sie dann unter einer übertriebenen Lustigkeit zu verbergen suchte. Wir, meine Frau und ich, wußten nicht, ob wir dem gehofften Ziele nahe, oder noch weit davon entfernt waren. Elisabeth vermied es mit augenscheinlicher Unruhe, von dem Sylvester-Abend zu reden, und Salzmann eben so. Wir Alle beobachteten einander; und bei gegenseitigem Auflauern kann man nicht zu Ruhe und Vertrauen kommen.

Meine Frau hatte Recht: Elisabeth war kränker als Auguste; sie hatte am Sylvester-Abend zum ersten Male gefühlt, wie groß das Opfer war, das sie bringen wollte. Jetzt betrachtete sie sich zwar als Salzmanns Braut, und hielt sogar schon einen Gedanken an

Pahlen für unrecht; doch eben die Gewalt, welche sie sich anthat, ermattete ihre Kräfte nach und nach. Sie verschwieg indeß den stillen Gram, der an ihrem Leben nagte, und zeigte uns in jedem Augenblicke, auch in dem schwersten, wenigstens ein wehmüthiges Lächeln.

Die Stärke der jugendlichen Liebe.

Und warum soll denn dieser Muth eines jungen Herzens, für den Besitz eines andern alles hinzugeben, alles zu leiden, an des Geliebten Brust in Armuth, in einer Wüste, in einer Höhle sich glücklich zu fühlen, ja sich ihm in das Grab nachzustürzen — warum soll dieser Muth nur eine Thorheit seyn? Verändert einige Namen; laßt eine Gattin das für ihren Gatten thun: und ihr bewundert sie mit Ehrfurcht. Ist denn Muth nicht immer Muth? Opfer nicht immer Opfer, und wenn es auch einem Traume gebracht würde? Was sind denn die Opfer, die wir dem Golde, dem Range bringen? . . . Wenn die Jugend sich in ihren Empfindungen irrt: irren wir uns weniger? und ist Mucius darum kein Held, weil seine Hand sich irrte, weil er den Schreiber anstatt des Königs traf? . . . Wendet diese feurige Schwärmerei junger Herzen, die ihr vergebens bekämpft,

und die sich euren Blicken verbirgt, weil ihr sie verspottet, da ihr sie nicht besiegen könnt — wendet sie auf das Gute, das Schöne, das Wahre. Anstatt die emporstrebenden Herzen durch kleinlichen Eigennutz niederzudrükken, erhebt sie zu Gott, zu dem Glauben an die Tugend, an die Ewigkeit. Die Sorgen des Lebens, die Laster der Menschen, Thränen über getäuschte Liebe und getäuschte Freundschaft, werden die feurigen Herzen nur allzu früh erkälten; nur allzu früh kommt die Zeit, da man immer nur für morgen sorgt, denkt und arbeitet. Laßt doch einen Strahl von dem Rosenlichte des jugendlichen Glaubens auf das trübe Dunkel der männlichen Tage fallen! . . . Der Wunsch, die Sehnsucht eines Greises will nichts Anderes, als was die Jugend glaubt: eine Welt voll Tugend, voll treuer Liebe, und die Ewigkeit. Was wünscht Ihr in den stillen schönsten Augenblicken, wo Ihr noch Menschen seyd, in den Armen eurer Kinder, unter der Last eines Unglücks? Nichts als den schönen Traum der Jugend.

Wir saßen eines Tages beisammen, und auch Salzmann war bei uns. Elisabeth wurde hinausgerufen, und etwa nach zehn Minuten stürzte sie todtenbleich, an allen Gliedern bebend, wieder in die Thür. Er ist da! brachte sie endlich hervor, und hob die gefalteten Hände auf. Wer? fragten wir Alle auf einmal, und Auguste umfaßte ihre Schwester. (Wir Alle wußten, wer da war, selbst Salzmann; denn er wurde bleich.) Pahlen! rief Elisabeth. Er will mich sprechen. „Wo ist er?" fragte ich. „Wie? das wagt er? Bis hieher, bis unter die Augen deines Vaters, verfolgt dich dieser Mensch? Ich werde ihn sprechen! ich!" Schon wollte ich hinausgehen; aber Elisabeth warf sich an meine Brust, und rief: o, mein Vater, lesen Sie! Er verfolgt mich nicht. Lesen Sie! Er ist besser, als ich. — Sie gab mir ein Billet.

Salzmann stand auf und griff mit Thränen in den Augen nach seinem Hute. Karl nahm ihm den Hut wieder ab, und sagte: ich denke, lieber Salzmann, Sie müssen bleiben. Nicht wahr, lieber Vater? Hat irgend

ein Mensch das Recht, hier zu seyn, so sind Sie es. — Meine Gegenwart, sagte Salzmann leise und wehmüthig, könnte Elisabeth ängstigen. Erlauben Sie mir . . . — Nein, nein, sagte Elisabeth mit bebender Stimme, und faßte seine Hand; bleiben Sie! Nur der erste Augenblick hat mich erschüttert. Ich werde ihn nicht sprechen, wenn meine Eltern und Sie es nicht wollen. Sie müssen bleiben. Ich bin ruhig.

Salzmann sah mich an, und da ich schwieg, so bestand er darauf, daß er weggehen wollte. Meine Gegenwart, sagte er, wird Ihnen Allen einen gewissen Zwang auflegen. Um Ihr Vertrauen nicht zu verlieren, will ich gehen. — Eben darum müssen Sie bleiben, rief mein Sohn erhitzt: Ihre Gegenwart muß uns keinen Zwang auflegen, oder wir verdienen das Vertrauen nicht, das Sie zu uns haben! . . . O, lieber Vater! (so wendete er sich an mich) wohin ist das Vertrauen, die unbesorgte Liebe, die uns sonst so glücklich machte! Jeder von uns ist ein guter Mensch; und wenn wir nicht glück-

lich sind, (wir sind es aber wirklich nicht Sie, lieber Vater am wenigsten): so ist nur das Schuld, daß wir unsre Herzen vor einander verbergen. Elisabeth lächelt, wenn sie Thränen vergießt; Auguste hüpft und lacht, wenn sie den tiefsten Schmerz empfindet; Sie schütteln auch in Ihren besten Stunden besorgt den Kopf über uns! . . . Ich dringe darauf, Salzmann muß bleiben; er muß Alles wissen, was wir thun. Sie selbst haben gesagt: Vertrauen ist die sicherste Stütze der Liebe. (Das hatte ich noch heute gesagt; doch in dieser Ausdehnung meinte ich es nicht.)

Was war jetzt zu thun? Salzmann mußte bleiben, oder er hatte Ursache meine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen. Ich sah in Pahlens Billet, ohne zu lesen. Was schreibt er denn? fragte mein Sohn. Lesen Sie! sagte Elisabeth. Auguste hatte sich mit einem ganz eigenen Gesichte, das völlig kalt schien, in eine Ecke gesetzt; doch die brennenden Blicke ihrer Augen, und die dunkle Gluth ihrer Wangen verriethen, welchen nahen Theil sie an dem Vorgange nahm.

Elisabeth, gute Elisabeth! sagte Karl; ich bitte dich, sey aufrichtig. Was ist das alles? warum schreibt Pahlen? warum ist er hier?

Elisabeth setzte sich, seufzte tief, und erzählte dann, daß sie Pahlen geliebt habe. Endlich nahm sie seinen Brief, den der Leser schon kennt, und von dem sie eine Abschrift behalten hatte, aus dem Busen: (eben kein Beweis, daß es mit dieser Liebe schon zu Ende wäre.) Sie las ihn vor, und mit Tönen, die sehr deutlich sagten, wie tief er ihr Herz gerührt hatte. Dann sagte sie zitternd: diesen Brief habe ich ihm, wie er selbst es verlangte, wiedergeschickt, ohne ein Wort dabei zu schreiben. Seitdem habe ich ihn nicht gesprochen, und keine Zeile von ihm bekommen. Ach, ich hoffte, er wäre glücklich, und ich war zufrieden. Heute nun — das Billet brachte mir ein Knabe. Lesen Sie es vor, mein Vater.

Ich las: „Hier bin ich, theure Elisabeth; zwanzig Schritte weit von Ihnen: nicht um Ihr Glück zu stören, nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen; nein, nur um Sie noch

einmal zu sehen, um ein Lebewohl von Ihren Lippen zu hören. O, Ihr lächelndes Auge lege wenigstens noch einen Segen, noch eine Freude auf meine traurigen Tage; dann will ich gehen. Müssen Sie mir auch das verweigern, Elisabeth, so will ich es dulden. Schreiben Sie dann nur unter meinen Namen ein Lebewohl; und diese Züge sollen ein Trost für den seyn, den das harte Schicksal von Allem geschieden hat. Pahlen."

Es war, als ich las, eine Todtenstille, die nur durch Augustens lautes Schluchzen und Elisabeths leise Seufzer unterbrochen wurde. Salzmann sah vor sich nieder, ohne Stellung und Gesicht zu verändern. Mein Sohn räusperte sich, als wollte er reden; und doch schwieg er wieder. Niemand von uns Allen hatte den Muth, etwas über das Billet zu äußern. „Hm! hm!" sagte ich endlich, und sah Elisabeth an, die das bleiche Gesicht in ihr Tuch drückte. Gern hätte ich gesagt: du sollst ihn nicht sprechen; wenn Salzmann nicht gegenwärtig gewesen wäre. Ich sah Alle der Reihe nach an; doch Niemand be-

antwortete meinen Blick nur mit einer Sylbe. „Hm!" sagte ich endlich; „ein Lebewohl kannst du leicht unter das Billet schreiben."

Vater, sagte mein Sohn; ich dächte, Pahlen verdiente eine Erklärung. Wie Elisabeth selbst sagt, weiß er ja noch nichts.

„Er verdient auch nichts zu wissen; denn er verleitete Elisabeth hinter unserm Rücken zu einer Unbesonnenheit."

Er verleitete? . . . Wie Elisabeth und Auguste erzählt haben, verleitete er nicht; sondern . . . Lassen Sie Elisabeth reden!

„Er ist ein Mann," sagte ich hart: — „ein Mann, der das Herz kennt; sie ist ein unerfahrnes Landmädchen. Ja, er verleitete sie!"

Ein Mann ist er, Vater, ein wahrer Mann: das zeigt der Brief von ihm, den Elisabeth vorgelesen hat; das zeigt sein Schweigen, sein Tragen —

„Und sein Hierseyn?" fragte ich spöttisch.

Er ist auch ein Mensch, Vater, antwortete mein Sohn etwas hitzig. Ich kenne die

Leidenschaft nicht; aber nach dem, was Sie selbst seit einiger Zeit darüber geäußert haben, kann ich Pahlens Betragen nicht schlecht finden, höchstens schwach. Er ist ein Mensch, ein guter Mensch, der von Elisabeth wenigstens eine Entschuldigung verdient. Lassen Sie Elisabeth reden!

„Was sollen wir ihm sagen?" fragte ich sanfter.

Was man immer sagen sollte: die Wahrheit!

„Es wäre besser, mein Sohn, wenn er niemand von uns spräche, wenn einer, ich oder du, ihm schriebe. Er ist ein Mann, und wird es tragen. Er ist ein Mensch; und darum wollen wir ihn nicht sehen: denn auch wir sind Menschen. Ich glaube, meine gute Elisabeth wird derselben Meinung seyn." (Elisabeth machte nur eine bejahende Bewegung.) „Ich will ihm sogleich schreiben, und du sollst ihm das Billet bringen; so wird er sehen, daß wir ihn achten und bedauern."

Als ich jetzt die Thür aufmachte, um auf mein Stübchen zu gehen, stand Pahlen selbst

vor mir. So zornig ich auch im Herzen auf ihn war, so entwaffneten doch seine demüthige, furchtsame Stellung, sein blasses trauerndes Gesicht, der zitternde leise Ton seiner Anrede, und meine eigne Höflichkeit sogleich meinen Zorn. Zwar blieb ich in der offnen Thür vor ihm stehen, weil ich noch unentschlossen war, ob ich ihn einlassen sollte, oder nicht; aber Elisabeth sah ihn: sie sprang geschwind auf, und machte mit ausgebreiteten Armen eine Bewegung nach ihm hin, die gar nicht falsch verstanden werden konnte. Doch in demselben Augenblicke bedeckte sie mit beiden Händen das Gesicht, und wendete sich zitternd ab. Pahlen ging jetzt, ebenfalls mit ausgebreiteten Armen, neben mir weg in das Zimmer und auf Elisabeth zu: doch nach dem ersten Schritte blieb er furchtsam stehen; seine Arme sanken, und er sagte mit sehr leisem Tone: vergeben Sie mir, Herr Prediger. Ich weiß nicht, ob Sie wissen; aber ich vermuthe . . . —

„Ja, Herr von Pahlen," sagte ich; „leider wissen wir, daß Sie die Gastfreundschaft

meines Hauses nicht genug achteten, daß Sie das Herz eines arglosen, unschuldigen, wehrlosen Mädchens verleiteten, daß Sie uns Allen, die wir nichts hatten, als die Freuden der Ruhe und einer zufriedenen Armuth, den Kummer der Ungewißheit, und die Bürde einer unglücklichen Leidenschaft auflegten. O, mein Herr, wenn Sie ein guter Mensch sind, so mußten Sie bedenken, daß nur die ungestörteste Ruhe uns die Armuth, die Beschränktheit, in der wir leben, erträglich machen konnte. Sie mußten fühlen, daß, als Sie Elisabeths Herz beunruhigten, Sie auch unsre Herzen mit Gram erfüllten. Unser Glück besteht nur in sichrer Stille; selbst eine große Hoffnung ist für uns schon eine Last. Sie konnten uns also nur unglücklich machen. Wir haben endlich unsre Ruhe wiedergefunden; lassen Sie uns dieses unser einziges Gut!"

Als ich anfing zu reden, blickte er mich noch furchtsam an; doch allmählich wurde sein Blick dreister, und er sah mir frei ins Gesicht, als ob ich ihm die schönste Lobrede

hielte. Haben Sie, sagte er sanft, doch stolz — haben Sie die Ruhe wiedergefunden, Sie Alle, auch Elisabeth: so irrte ich mich nur in dem Gegenstande meines Kummers; so bin ich es allein, der sie auf immer verloren hat, allein, der Mitleiden verdient.

„Mein Herr," sagte ich schnell; „Sie sind doch nicht so grausam, zu hoffen, daß wir unglücklich sind?"

Zu hoffen? antwortete er bitter: o, Herr Prediger, meine Hoffnung wollte etwas Anderes. Sie ist längst dahin! . . . Ja, ich hoffte, Elisabeths Herz sollte nicht so ruhig seyn. Wie soll ich das ausdrücken, was ich wünschte und hoffte? Ich liebte Ihre Tochter, und liebe sie noch; was hülfe es, wenn ich Ihnen sagte, wie sehr! (Hier drangen Thränen aus seinen Augen.) Was Sie für Ihre Elisabeth vernichtet glaubten, die einfache Ruhe des Herzens, eben die sollte sie an meinem Herzen bei einer ewig treuen Liebe im höchsten Maße finden. Das wußte, das fühlte, das hoffte ich; es war der einzige Wunsch meines Lebens. Er ist

nicht erfüllt. Wie das auch zugegangen seyn mag — ich habe kein Recht danach zu fragen. Doch Elisabeth glücklich zu sehen, was dieses Glück auch meinem Herzen koste, ist der Wunsch . . . nein, ich wünsche nichts mehr . . . ist nicht der Wunsch meines Herzens; aber . . . wie soll ich mich ausdrücken? . . . ich würde tausend Leben für Elisabeths Glück geben, tausend Mal so viel Elend, als ich schon trage, eine leichte Last nennen, wenn sie dadurch ruhig würde.

„Und fühlten Sie denn nicht, Herr Baron, daß dieser Besuch dem Herzen meiner Tochter neue Thränen kosten kann? Wären Sie großmüthig, so . . ." —

. . . so hätte ich wegbleiben sollen. Ich bin drei Monate weggeblieben, und habe nach den Paar Briefen, die ich heimlich in Elisabeths Hände zu bringen wußte, mir vorgenommen, nicht eher wieder einen Schritt zu thun, als bis ich durch meine äußere Lage zu Hoffnungen berechtigt wäre. Aber ich bin ein Mensch! Ist mein ganzes Glück, das unaussprechliche Glück meines Lebens, für

Elisa-

Elisabeths Zufriedenheit hingeopfert, so will ich die Hand segnen, die es opferte, und wäre es auch die Hand eines Fremden. Aber ich mußte wissen, um welchen Preis ich geopfert würde. So fest entschlossen ich war, Elisabeth nicht zu sehen, wenn sie es nicht wollte, eben so fest bin ich auch entschlossen, ihr Glück nicht aufopfern zu lassen. Im Wirthshause hörte ich, daß sie krank gewesen, und gerade um die Zeit, da ich ihren Brief hätte erhalten sollen (ich war verreist, als er kam) krank geworden ist. Dies brachte mich zu dem Entschlusse, Elisabeth zu sehen; denn, liebte sie mich, hätte sie mir den Brief gezwungen geschickt: so ... —

„Auguste," unterbrach ich ihn, „war es, die am Sylvestertage krank wurde; und daß Elisabeth Ihnen den Brief schickte, davon wußten wir Eltern nichts."

Hier erblaßte Pahlen, und schien mit angestrengter Kraft einen Seufzer zu unterdrücken. Dann, sagte er leise und wehmüthig, dann vergeben Sie mir, daß ich mich hier eindrängte. Dann, .. dann ... — Er

faßte sich, warf scheue Blicke auf Elisabeth, seufzte tief, und sagte langsam: Elisabeth, seyn Sie glücklich! leben Sie wohl! Sie hob das schwere Auge langsam, richtete einen sterbenden Blick auf ihn, erzwang ein Lächeln, machte eine Bewegung mit der Hand, und rührte die Lippen, doch ohne einen Ton hervor zu bringen. Haben Sie kein Wort für mich? kein Lebewohl, Elisabeth? fragte Pahlen wehmüthig. Jetzt hob sie das bleiche Gesicht und die zitternden Hände gen Himmel. Ich kann nicht mehr! rief sie laut. Leben Sie wohl, Pahlen. Ich bin unglücklich, wie Sie! Sie sank langsam in einen Stuhl, und rief ihn: Pahlen! Er näherte sich. Sie reichte ihm halb die Hand, und zog sie halb wieder zurück; aber in den Blikken, die sie auf ihn warf, flammte die heißeste Liebe. Jetzt knieete Pahlen vor ihr nieder, und sie beugte sich zu ihm herab. Wir hörten den schmerzlichen Ausruf: Elisabeth! Pahlen! und auf einmal knieete sie vor ihm, von ihm umfaßt, und ihn umfassend.

„Elisabeth!" rief ich, und sprang hinzu,

um sie aus ihrer Vergessenheit zu wecken. Ich wollte sie an ihrem Arm in die Höhe ziehen; aber Pahlen sprang auf und hob sie empor. Er hielt sie mit dem linken Arm umschlungen; mit der rechten Hand wehrte er mich von ihr ab, und sagte: ein Wort! nur ein Wort von Elisabeth! Liebst du mich? — Elisabeth lehnte ihr Gesicht an seine Brust; dann riß sie sich plötzlich von ihm los, und sagte mit Tönen, die uns Alle erschütterten: ich bin die Braut dieses Mannes! Salzmann hatte bisher, wie es schiene, ohne Theilnahme da gesessen; jetzt, da Elisabeth das sagte, erblaßte er, und sprang in wilder Heftigkeit auf. Sein Auge fing an zu funkeln, und sein blasses Gesicht wurde dunkelroth. Er faßte zitternd Elisabeths Hand, und sagte mit leisen Tönen, die einen schrecklichen Kontrast mit seinen wilden Bewegungen machten: ich bitte Sie, Wahrheit! Lieben Sie ihn? — Ja, sagte Elisabeth: ich liebe ihn! Sie wollte fortfahren; aber Salzmann ließ ihre Hand sehr heftig los, und sah mit einem aschfarbenen Gesicht uns Alle

rings umher an, als ob er von einer Ohnmacht zu sich selbst käme. Endlich erleichterte er seine Brust durch einen langen, lauten Seufzer; dann ging er auf Elisabeth zu, ergriff ihre Hand, zog sie zu Pahlen, legte Beider Hände in einander, zerdrückte die hervordringenden Thränen zwischen den Augenliedern, und stürzte wild aus dem Zimmer.

Er that das alles so schnell, und wir waren so betäubt, daß Niemand von uns ihn anreden konnte. Doch, was er mit dem Zusammenlegen der Hände sagen wollte, ließ sich nicht verkennen. Meine Frau saß verlegen da; in ihrem Gesichte sah ich aber, daß ihr diese Katastrophe eben nicht mißfiel. Elisabeths Liebe zu Pahlen stand nehmlich bei ihr dem Wunsche, sie als Salzmanns Gattin zu sehen, immer entgegen. „Siehst du?" sagte ich zu meinem Sohne, der die Arme über die Brust gekreuzt hatte, und aufmerksam dastand — „siehst du wohl, daß sie einander nicht sprechen mußten? Ich habe es voraus gesagt!"

Aber, erwiederte er mit dem Ausdrucke des Vergnügens, wir wissen nun, woran wir sind; und Elisabeth ist so glücklich!

„Nun sind alle unsre Hoffnungen vernichtet!" sagte ich im Vorübergehen zu Augusten. Sie fiel mir um den Hals, preßte mich in einer sehr gewaltsamen Bewegung an die Brust, und sagte mit dem Ausdrucke der höchsten Freude: o Gott, o Gott! mein Vater! — Eine glühende Röthe verschönerte dabei ihre Wange, und ein Strahl von Entzücken belebte ihr Auge.

Pahlen und Elisabeth standen noch immer Hand in Hand, und versicherten einander mit den zärtlichsten Blicken, daß sie sich liebten, und daß keine Gewalt sie trennen sollte. So waren denn alle meine Plane, alle meine Hoffnungen wieder zerstört, und ich sah aufs neue einer sehr finstern Zukunft entgegen. Endlich warf Pahlen sich vor mir nieder, und faßte meine Hand. „Das ist alles recht gut und schön," sagte ich verlegen; „aber was nun weiter?" Nein, Herr Baron, nie werde ich meine Einwilligung zu

einer Liebe geben, die in der Folge Sie und meine Tochter unglücklich machen würde. Elisabeth knieete neben ihm nieder. „Nein, nein," rief ich; „es ist vergeblich!" — Komm, Karl! rief Auguste mit ihrem alten lustigen Wesen. Sie warf sich hinter Elisabeth auf die Kniee, hielt um diese her mir die Arme entgegen, und sagte in ihrem komischen Tone, der aber bald in Wehmuth überging: Vater, machen Sie die arme Elisabeth glücklich! Sagen Sie Ja, damit wir alle einander einmal wieder heiter ansehen können. Stellen Sie die Ruhe und Zufriedenheit wieder her, die uns fehlt! — Meine Frau trat mit einem lächelnden Gesichte vor mich hin; mein Sohn hing mit funkelnden Blicken an beiden Liebenden. Ich sagte endlich: „steht auf! Wir wollen sehen!"

Jetzt sprang Alles auf, mich zu umarmen, und die Scene endigte sich mit einem Freudengeschrei.

Examen und Hochzeit.

Wir setzten uns nun Alle rings um den Tisch. „Ehe ich mich zu irgend etwas verpflichte," hob ich an, „muß ich wissen, woran ich bin." Und nun examinirte ich den Herrn von Pahlen sogleich ein wenig über seine Umstände. Er war mündig, und also sein eigener Herr. Von seinem Oheim hing er nur in so fern ab, als er sich in der Hoffnung, Erbe seiner Güter zu werden, von ihm abhängig machen wollte; er glaubte übrigens, daß sein Oheim nie in seinen Verbindung mit Elisabeth willigen, und ihn, wenn er sie dennoch schlösse, enterben würde. Ich hielt Pahlen eine lange, nachdrückliche Rede über seine Pflicht, das Vermögen seines Oheims nicht zu verscherzen; er faßte aber Elisabeth in die Arme, und fragte mit Entzücken: lieber Vater, würden Sie Ihre Elisabeth für Millionen hingeben? — „Nicht für alle Schätze der Erde!" antwortete ich.

— Nun denn, sagte er lächelnd und mit Wehmuth: Sie haben sich selbst widerlegt. Ihnen ist sie nicht für Millionen feil, Ihnen, der Sie noch fünf andre Kinder haben, die Sie nicht weniger lieben, Ihnen, der Sie eine noch geliebtere Gattin besitzen; und mir, der ich Elisabeth allein liebe, mir sollte sie für eine Hand voll Gold feil seyn? Sie spotten in der That, mein Vater.

Elisabeth warf einen zärtlichen Blick auf Pahlen, und dann einen stolzen auf uns Alle nach der Reihe. Der Tausend! sagte Auguste; wie steigt man im Preise, wenn man liebt und — geliebt wird! setzte sie seufzend hinzu.

„Und Ihr Vermögen, Pahlen?" fragte ich.

Ein kleines Gütchen, das höchstens drittehalb hundert Thaler einträgt: der letzte Rest eines großen Vermögens, um das meinen Vater rachgierige Feinde und sein eigner Edelmuth brachten. Ich muß Ihnen alles sagen. Auf diesem Gütchen wohnt der alte Kammerdiener meines Vaters, ein guter, ed-

ler Mensch, dessen Treue gegen meinen Vater auch durch das größte Unglück nie erschüttert wurde, und der bei ihm bis in den Tod aushielt. Diesem habe ich bis jetzt den Ertrag des Gütchens gelassen. Ich lebte von den Geschenken meines Oheims, und von einem Kapitale, das aber bis auf eine unbeträchtliche Summe geschmolzen ist. Sie sehen, ich bin arm; aber, wenn Elisabeth mein ist, so bin ich der Reichste auf der Erde.

„Und Ihre Aussichten?"

Er zuckte die Schultern. Mein Oheim ist nicht allein stolz, sondern auch rachsüchtig; er wird mir, da er großes Ansehen hat, überall im Wege stehen. Ich darf jetzt auf kein Amt rechnen, dem ich Genüge leisten könnte; und für ein gelehrtes Amt bin ich nicht erzogen.

„Drittehalb hundert Thaler!" Ich schüttelte den Kopf.

Aber, sagte Auguste, warum rechnen Sie denn nicht von den Millionen, die Elisabeth werth ist, etwas zu den drittehalb hundert Thalern hinzu?

„Und der Kammerdiener obendrein!“ Ich schüttelte den Kopf noch bedenklicher. „Und Ihre Plane, Herr von Pahlen?“

Hier kann ich Ihnen antworten, sagte Pahlen heiter. Mein Plan ist, Elisabeth zu lieben, und glücklich zu seyn. Was Sie von mir fodern, und was Elisabeth fodern wird, weiß ich nicht; wohl aber, daß mein Gütchen hinreicht, die Bedürfnisse eines genügsamen Menschen zu befriedigen.

„Wie viel haben Sie bis jetzt gebraucht?“ fragte ich lächelnd.

Mehr, als dreimal so viel; aber nicht gebraucht, sondern verthan. Was brauchen Sie denn, lieber Vater?

„Nicht mehr, als Sie haben.“

Nun? Sie widerlegen sich heute immer selbst. Die einfache Genügsamkeit, worin Ihre Elisabeth erzogen ist, . . . —

„die Sie aber nicht kennen.“

. . . die ich wohl kenne! Bis in mein funfzehntes Jahr führte ich mit meinem Vater ein Leben, gegen welches das Ihrige verschwenderisch ist. Wir lebten von der kleinen

Pension meines Vaters zufrieden, und sogar mit Anstand; denn es ist der wahre Anstand, sich einzuschränken, und nicht zu klagen. Das Gütchen fiel meinem Vater erst einige Monate vor seinem Tode zu. Es erfüllte alle meine Wünsche, bis der Sohn meines Oheims starb, um dessentwillen mein Vater — arm geworden war. Ich könnte sogar noch einen großen Prozeß gewinnen, werde ihn aber nie führen, weil ihn mein Vater nicht führen wollte. Auch habe ich einen sehr reichen mütterlichen Oheim ohne Erben, der ein seltsamer Mensch ist, und der mich haßt, weil ich meiner Mutter Sohn bin. An Hoffnungen fehlt es mir also nicht; doch nur auf Eine allein rechne ich: auf Elisabeths Liebe.

„Hm! ein volles Herz und leere Hände!"

Ich freue mich, daß es mir eben so gut geht, wie Ihnen, mein Vater.

Leere Hände, sagte Auguste, sollten alle Liebende haben; denn ich weiß nicht, wie sie einander sonst recht herzlich umarmen können.

„Ein Wortspiel, Auguste! Ich bitte dich, schweig mit deinen Possen bei ernsthaften Unterredungen."

Wo steht doch das, Karl, fuhr sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit fort, daß auf allen Synoden und Concilien (so heißen ja wohl die Dinger?) die weisesten Männer darum nie etwas Gescheidtes anfingen und herausbrachten, weil sie so feierlich und ernst waren, und sich eines Spaßes schämten? Was ich sagte, ist freilich ein Wortspiel; aber es hat gewiß einen Sinn, eine Bedeutung. Mit vollen Händen kann man einander nicht umfassen. Ich bin arm, Vater; aber ich möchte, daß mein Geliebter — wenn ich einen hätte — noch ärmer wäre, als ich: dann könnte ich für ihn arbeiten, sorgen, die Nächte durch wachen. Ich an seinem Herzen, er an dem meinigen: so wollten wir alles Elend vergessen. Mitten in dem drükkendsten Mangel würde ich ihn heiter anlächeln, und bei jedem wiederkehrenden Elende wollte ich — noch größer als Arria, die ja nur Einmal lächelnd duldete — lächelnd sa-

gen: Geliebter, es schmerzt nicht! Könnte das eine Reiche, Vater? Läßt sich also nicht sehr richtig sagen: volle Hände, ein leeres Herz? O, wie voll muß Herz und Seele werden, wenn man für einen geliebten Menschen sorgt, arbeitet, darbt, hungert, stirbt! Die Reichen hören auf, einander zu lieben, weil sie nichts für einander thun können.

„Die Armen,“ sagte ich etwas unzufrieden; denn das naseweise Mädchen entkräftete schon alle Folgerungen, die ich noch machen wollte — „die Armen hören auf, einander zu lieben, weil sie vor Sorgen keine Zeit dazu haben.“

Ja, die ganz Armen, fiel Elisabeth ein. Auch wir waren arm, lieber Vater; aber zog unsre Armuth uns nicht desto fester zusammen? War unsre Liebe jemals inniger, als wenn wir wußten, daß es uns fehlte, als wenn wir den Mangel in Ihrem Gesichte lasen? Wann zeigten Sie am meisten Zärtlichkeit gegen die Mutter? Gerade, wenn eine Sorge für die Mutter Sie drückte. Wann sprachen Sie am gütigsten, am

freundlichsten und vertraulichsten zu uns? Gerade dann, wenn wir nichts hatten als trockenes Brot. Ja, Auguste hat Recht: leere Hände, ein volles Herz!

Wenn ich, sagte Karl erröthend und stokkend, eine Geliebte hätte . . .

So wärest du, unterbrach ihn Auguste, ganz auf deinem Platze; denn die Sprache der Liebenden ist noch kürzer, als die Lakonische, die dir so sehr gefällt.

Karl sprach jetzt zum ersten Male von Liebe und einer Geliebten. „Was wolltest du denn, Karl?" fragte ich.

Er antwortete, noch stärker erröthend: Für sie zu sorgen, zu arbeiten, zu sterben sogar, scheint mir eine Kleinigkeit; aber sie zu lieben, und sie einem Andern zu geben, wie Salzmann heute: das scheint mir groß. — Elisabeth schlug beschämt die Augen nieder. Auguste wurde still, und Pahlen erkundigte sich jetzt zum ersten Male nach dem jungen Manne, der Elisabeths Hand in die seinige gelegt hatte. Auguste erzählte, wie edel, wie großmüthig Salzmann gewesen wäre. Dabei

fing sie an laut zu weinen, und ging hinaus, sich zu erholen.

Ich dankte dem Himmel, daß sie fort war; denn nun konnte ich doch zu Worte kommen. Meine Frau hatte wohl hundert Mal öfter als ich, den Kopf geschüttelt — nicht über Pahlens geringes Vermögen, sondern über die zärtlichen Liebkosungen, die er seiner Elisabeth machte, und die sie sich gefallen ließ; denn so lange sie meine Braut war, betrug sie sich äußerst zurückhaltend gegen mich, und ich konnte sie nur mit großer Mühe bereden, mir das Zeichen mit dem weißen Tuche aus dem Dachfenster zu geben, so unschuldig das auch war. Jetzt rief sie mich hinaus, und sagte: ich bitte dich, gieb deine Einwilligung; und willst du mir einen Gefallen thun, so traue sie je eher je lieber. Gott weiß, wie es mir mit meinen Kindern geht! Als ich noch Mädchen war, ich hätte das nicht einmal denken mögen, was die ganz offen sagen.

„Was man nicht sagen mag, muß man auch nicht denken, liebe Frau; und was un-

sre Kinder in unsrer Gegenwart sagen, dürfen sie auch denken."

Ach, erwiederte sie ängstlich; in diesem Punkte bist du ein Freigeist. Das kommt noch von der Goldschmidstochter!

„Nein, liebste Frau," sagte ich herzlich, und drückte sie an meine Brust; „was ich von der Liebe glaube, das hast du mich gelehrt: daß es nichts Höheres in der Natur giebt, daß kein Band, auch nicht das Band der Freundschaft oder der Rechtschaffenheit, so heilig, so fest ist, zu so vielen Tugenden verpflichtet und antreibt, als die Liebe. Sie ist, möchte ich sagen, der Grund aller Tugend; denn was würde der Mensch seyn, wenn er nicht Gatte und Gattin, nicht Vater und Mutter wäre! . . . Ich wollte nur, Pahlen wäre nicht gekommen."

Ich wollte, sie wären Mann und Frau! Wer sie nicht kennt, sollte sie jetzt schon dafür halten: so gehen sie mit einander um! — Sie bat mich unruhig, daß ich eilen möchte. Und dann, setzte sie mit Schärfe hinzu, will ich Augusten wohl hüten.

Ich versprach, zu thun, was möglich wäre, und ging wieder hinein. Pahlen erzählte mir nun auf meine Nachfrage, daß eben sein Oheim seinen Vater arm gemacht habe, um seinen einzigen Sohn zu bereichern. Er hätte, sagte er, die Dokumente, welche die Betriegerei erwiesen, in Händen; indeß würde er so wenig wie sein Vater Gebrauch davon machen, weil er einem nahen Verwandten nicht seine Ehre rauben wollte.

Ich ließ mir etwas Näheres von diesen Dokumenten erzählen, und sah nun wohl ein, daß der Oheim es nie wagen konnte, seinen Neffen völlig gegen sich aufzubringen, sobald er nur wußte, daß diese Dokumente noch vorhanden waren. Die Summe, die Pahlen noch hatte, war übrigens nicht so unbeträchtlich, als er sie machte. Das Gütchen ließ sich, nach seiner Beschreibung davon, sehr leicht verbessern und zu einem höhern Ertrage bringen, besonders wenn er es selbst bewirthschaften wollte, wozu er sich mit Freuden verstand. Der Kammerdiener war ein Greis, ein ehrlicher Mann, der seinen

jungen Herrn von ganzem Herzen liebte, und gewiß nur nothdürftigen Unterhalt bis an seinen Tod verlangte.

Ich bat Pahlen, er möchte das Gütchen besehen und Anstalten treffen, daß er mit Elisabeth darauf leben könnte. Dann redete ich mit ihm heimlich ab, daß an dem schon nahen Geburtstage meiner Frau seine Hochzeit seyn sollte. „Ich werde," sagte ich, „das Consistorium um Erlaubniß bitten, Sie und meine Tochter Ein- für allemal aufbieten zu dürfen. Reisen Sie morgen früh in der Stille ab, und kommen Sie nicht eher als am Hochzeittage wieder." (Das verlangte ich von ihm, damit meine Frau an der Zärtlichkeit des jungen Paares keinen Anstoß nähme.)

Wir hatten Niemanden zur Hochzeit einzuladen, als den Bruder meiner Frau, von dem ich wußte, daß er nicht kommen würde. Pahlen gab seinen Oheimen Nachricht von seiner Verbindung, und zwar in so bestimmten Ausdrücken, daß keiner von Beiden es wagte, ihm etwas in den Weg zu legen.

Der Geburtstag meiner Frau, der in die-

sem Jahre auf einen Sonntag fiel, war endlich da. Ich mußte es mir während der Predigt beständig aus dem Sinne schlagen, welchen theuren Namen ich heute zu proklamiren hatte. Nach der Predigt nahm ich mit schwerem Herzen den Zettel hervor, und während daß ich die wenigen Worte ablas, brach ich in wehmüthig frohe Thränen aus. In meinem Stuhle dachte ich dann, unter dem letzten Liede, an die frohen Gesichter, mit denen meine Familie mich empfangen würde; doch als ich in das Haus trat, kam mir Elisabeth mit dem Tischzeuge entgegen, und sagte ganz ruhig: heute haben Sie nicht lange gepredigt, lieber Vater. Auguste, die in der Kirche gewesen war, zog sich sehr gleichgültig aus. Aber auf einmal stürzte meine Frau herein, und warf sich mir laut weinend in die Arme. Dann drückte sie Elisabeth an ihr Herz, und sagte schluchzend: Gott segne dich, mein Kind! Er gebe dir Tage, wie ich sie gehabt habe: Tage der Freundschaft, des Vertrauens, der Liebe! Auguste ließ die Hände sinken, und sah, wie erstarrt, dem ungewöhnlichen Auftritt zu.

„Sieh Frau," sagte ich, und führte Elisabeth zu ihr hin; damit binde ich dich heute an: mit ihrem und deinem Brautkranze." (Ich setzte ihn Elisabeth auf.) Auguste sprang herbei, und rief: nun weiß ich es! Du bist Braut! heute ist dein Hochzeittag! Ach! setzte sie etwas beschämt hinzu; es war mir wie ein Traum, daß der Vater dich heute aufgeboten hätte. Ich saß zuletzt in so tiefen Gedanken.

Jetzt trat Pahlen in das Zimmer, und nahm die hold erröthende Braut in seine Arme. In einem Augenblicke hatte sich die frohe Nachricht durch das ganze Haus verbreitet. Alle meine Kinder kamen freudig herein, und Elisabeth sank von Einem liebevollen Herzen an das andere. Für mich war dieser Auftritt zu lärmend. Ach, die Freude eines Vaters an seinem Kinde ist nicht laut, nicht jauchzend, sondern still, demüthig, besorgt. In dem Brautkranze sieht sie schon den Todtenkranz; in dem ersten Weinen des Neugebornen hört sie schon alle die Klagen, welche ihm das harte Schicksal im ganzen Leben

auspressen wird; an dem Rosenkranze des Glückes zählt sie schon alle kleine Dornen. Sie hat nur Thränen, nur Gebete. — Ich ging in meine Schlafkammer, fand da meine Frau schon auf den Knieen, und blieb still, um sie nicht zu unterbrechen. O, die Kinder wissen nicht, wie ihre Mutter, wie ihr Vater sie liebt! Wer sonst auf der Erde betet für fremdes Glück, als nur die Eltern? Selbst der Liebende wünschet der Geliebten nicht ohne Eigennutz; er will dabei immer, daß sie ihn lieben soll. Der Wunsch einer Mutter für ihr Kind ist reiner, göttlicher; nur der: sey glücklich! sonst will sie nichts.

Die Trauung war um drei Uhr Nachmittags, in der Kirche. O, ich wünschte, daß jeder Vater seinen Sohn oder seine Tochter trauen müßte! Von meinen Empfindungen sage ich nichts. — Auguste flisterte mir am Abend zu: sie glaubte Salzmannen in der Kirche, und auch unter den Zuschauern vor der Thür bemerkt zu haben. Ich seufzte: der arme Mensch! und Auguste seufzte mit.

Der Fremde.

Ist es erlaubt? rief eine helle Stimme durch die Thür, welche sich öffnete; und ein kleiner, dürrer Mann mit einem grauen vertrockneten Gesichte trat, als wir uns umsahen, schon sehr rasch herein. Ich stand vom Tische auf, an dem wir beim Essen saßen, und fragte, was ihm beliebte. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Prediger, erwiederte der Fremde sehr lebendig und freundlich. Mein Fuhrmann meint, er könne heute Abend mit seinen Pferden nicht mehr nach der Stadt kommen. Die Wege sind grundlos. Ich muß die Nacht im Dorfe bleiben; und wenn Ihnen nun ein guter Mensch und ein fröhlicher Gast bei Ihrem Familienfeste und Ihrer Vaterfreude nicht zuwider wäre, so brächte ich wohl ein Paar Stündchen bei Ihnen zu. — Das Alles sagte er so schnellzüngig, und die ganze kleine Figur war dabei in so lebhafter Bewegung, daß meine Kinder das Lachen nur mit Mühe unterdrücken konnten.

Die Bitte setzte mich in Verlegenheit. Wir waren (bis auf den Schulmeister, den ich eingeladen hatte, weil er unsre Elisabeth von Herzen liebte) so gänzlich unter uns, daß der Anblick eines fremden Gesichtes unsre stille Freude stören mußte. Meine Frau, und alle Kinder, sogar Elisabeth, sahen finster aus, und schienen zu wünschen, daß ich dem kleinen Manne seine Bitte abschlagen möchte. Doch ehe ich Worte finden konnte, sagte er schon: ich lese in Ihren Augen, daß ich Ihnen eben nicht willkommen bin; und wer weiß, ob ich in Ihrer Stelle, und so wie Sie da sind, (denn, wie ich merke, ist wohl gar kein Fremder hier,) nicht gerade eben so aussähe. Ein fremdes Gesicht drückt bei solchen Gelegenheiten alle Herzen zu, das weiß ich wohl. Es *sollte* nicht so seyn; aber es *ist* so. Nun, auch ich bin Vater von einem Trüppchen Kinder; auch meine Tochter ist Braut, und sobald ich an Ort und Stelle bin, hat sie Hochzeit. Gott segne das Kind, und auch das Ihrige! ... Als ich im Gasthofe da drüben erfuhr, daß hier Hochzeit wäre, dachte

ich, mit meinen Empfindungen, mit meinem Herzen würde ich wohl hieher passen. Wenigstens wollte ich dem Vater und der Mutter die Hand drücken und sagen: Glück zu eurer und zu meiner Freude! (Dabei nahm er meine Hand, und drückte sie.)

In der That, es war unmöglich, den Mann so ganz kalt abzufertigen; auch wurden die Gesichter meiner Familie schon freundlicher. Ich bat ihn also, sich niederzulassen. Er setzte sich ohne Umstände, und — hielt, was er versprochen hatte: er war ein fröhlicher Gast; nach einer halben Stunde wußten wir kaum noch, daß wir einen Fremden bei uns hatten.

Als wir vom Tische aufstanden, warf sich Elisabeth an meine Brust; denn bis zu diesem Augenblicke hatte wegen des Abendessens, das doch ein wenig festlich seyn sollte, eine solche Geschäftigkeit, eine solche Verwirrung geherrscht, daß unsre Herzen nicht ruhig genug gewesen waren, sich zu ergießen. (Zwar hatte ich heimlich einige Anstalten treffen lassen; aber ein Mann vergißt in solchen Fällen

tausend nothwendige Kleinigkeiten.) Ich legte die Hand auf Elisabeths Stirn, und sagte: Gott gebe dir immer Tage, wie der heutige! Dann sank sie ihrer Mutter in die Arme, und endlich ihren Geschwistern.

Graumännchen (diesen Namen hatten meine Kinder dem Fremden gegeben, weil er ganz in Grau gekleidet war) faßte Elisabeths Hand, und sagte: Gott gebe Ihnen Freude am Leben, Geduld und Muth dazu, und wenigstens alle Jahre einmal einen Tag, wie heute!

O, das ist zu wenig! rief Auguste: für Elisabeth zu wenig! Ihr Brautgeschenk ist auch gar zu karg! Ohnehin nimmt meine gute Schwester die Freude immer so auf, wie wir das Leiden: mit Thränen.

Wie wird sie aber den Schmerz aufnehmen? fragte der Fremde lächelnd. Das Zeugniß, das Sie Ihrer Schwester geben, ist böser, als mein Wunsch.

„Sie legen es nur böse aus," sagte ich. „Meine Elisabeth nimmt den Schmerz mit Geduld auf, und die Freude mit stiller Wehmuth."

Das sollte sie nicht. Mit Muth soll der Mensch den Schmerz aufnehmen, und mit Fröhlichkeit die Freude. . . . Den Schmerz vergessen! die Freude genossen!

Muth? sagte Auguste halb unwillig. O, Sie wissen nicht, welch eines Muthes das weiche Herz meiner Schwester fähig ist! Wenn ich Ihnen nur erzählte . . . — Elisabeth umfaßte sie sanft.

Es verdroß mich, daß der Fremde an Elisabeths Seelengröße zweifelte, und ich sagte ihm in wenigen Worten, welch ein Opfer sie hatte bringen wollen. Jetzt faßte er mit einem sehr milden Gesichte, das ihn wohl kleidete, Elisabeths Hand. Dann wendete er sich zu mir, und sagte: o, davon rede ich nicht. Ich weiß, mit welcher Stärke ein weiches Herz das Leiden ertragen kann. Das trauete ich Ihrer Tochter auch zu, sobald ich sie nur sah. Sie nimmt die Freude auf, wie Andre den Schmerz, äußerte die Kleine hier; und Sie sagten: sie nimmt die Freude mit stiller Wehmuth auf. Beides sollte nicht seyn; und so wünschte ich Ihnen,

liebe Braut, Freude am Leben, und Muth zur Fröhlichkeit. Ihr Herz sey weich gegen fremdes Elend, und fest gegen eigenes. Fröhlichkeit ist Dank gegen Gott. Ein zu weiches Herz schlägt nur für den Unglücklichen; den Glücklichen stößt es nicht selten mit Härte von sich. Mitfreude ist eine Tugend, zu welcher mehr Muth gehört, als zum Mitleiden. Wir sollen ja nicht weich, nicht mitleidig, wir sollen gut seyn.

Das Alles sagte der kleine Mann, ob es gleich Sentenzen waren, in einem so heitern Tone, als ob er uns etwas Angenehmes erzählte. Und nun flocht er manche Histörchen ein, die auch den Kleinsten deutlich machten, was er sagen wollte. Er bemächtigte sich unser Aller (Elisabeth ausgenommen) durch seine gute Laune gänzlich, so daß ich nur den Wunsch meiner Familie erfüllte, als ich ihm ein Nachtlager anbot. Nun ließ er einen kleinen Koffer aus dem Gasthofe holen, setzte sich dann mit uns in einen Kreis, und war höchst unterhaltend. Niemand von uns merkte, wie spät es war, und daß Elisabeth

und Pahlen fehlten. Die Kleinen gingen endlich eins nach dem andern zu Bett, und das Gespräch wurde nun wieder ernsthafter. Wovon konnten wir anders reden, als von unsern Hoffnungen auf Elisabeths Glück? Und davon kamen wir auf das Glück selbst.

Mich dünkt, sagte unser Gast, dem zufolge, was Sie mir von Ihrem Leben erzählen, sind Sie glücklich.

Ich schüttelte den Kopf. „Es gehört, glaube ich, zum Glücke doch etwas mehr, als ich habe. Nicht viel, doch etwas."

Das sagen alle Menschen, alle: die reichsten, wie die ärmsten. Sonach könnte niemand glücklich seyn; denn wir hören nie auf zu wünschen.

Aber nach Ihren Aeußerungen, sagte Auguste, könnte jeder glücklich seyn, auch der Aermste.

Wohl; wenn er und die Seinigen sich satt essen können, wenn sie frei, gesund und gute Menschen sind. Nennen Sie mir das Andre, was dann noch zum Glücke des

Lebens fehlt; und ich beweise Ihnen, Kleine, daß nur Neid, Eitelkeit und so weiter, es wünschen.

Neid, Eitelkeit — die denn am Ende doch auch befriedigt seyn wollen, da wir nun einmal eitel, neidisch und so weiter sind.

Muß jeder Mensch eitel und neidisch seyn? und ist ein neidischer Mensch so gut, als er seyn kann? Antworten Sie, Kleine!

Aber dann müßten die Menschen so leben, wie wir gelebt haben. Ich bin nur Einmal in der Stadt gewesen, und kenne das doch!

Ich sehe nicht ein, warum Menschen, welche wissen, was sie wollen und was sie bedürfen, anders leben sollten, als Sie gelebt haben.

Können wir Alle so leben? dürfen wir Alle so im häuslichen Kreise bleiben?

Mehr oder weniger können wir es Alle. Und kann man es nicht; muß man mit Menschen leben: nun, so gehe man mit ihnen um, wie eine zärtliche Mutter mit ihren Kindern. Sie wird von den geliebten Kin-

dern hundertmal beleidigt, und vergiebt ihnen immer, ist nachsichtig gegen jeden Fehler, und freuet sich über jede gute Eigenschaft. . . . Man sey nicht bloß gerecht gegen die Menschen: denn das können sie fodern; man sey auch nachgiebig, man erweise ihnen Wohlwollen: und um das zu können, habe man Wohlwollen gegen alle. Ich lebe unter Menschen, und bin durch Nachgeben — selbst da, wo ein Zufall machte, daß ich Recht hatte — weit mit ihnen gekommen. Gewiß, ich bin glücklich; die Menschen machen mir keinen Verdruß. Man hat mich betrogen, so gut wie Andre. Ich habe Wohlthaten an Undankbare verschwendet, und bin mit Eiteln, Rangsüchtigen, Hochmüthigen, Groben, Nachlässigen zusammen getroffen. Nun, da ließ ich den Eiteln sich erheben, und schwieg, räumte dem Rangsüchtigen die Oberstelle ein, gab dem Groben nach, verlangte von dem Undankbaren nichts, entzog mich dem Betrieger, und dachte: es ist nun nicht anders. So kam ich um den Verdruß weg, den solche Menschen machen, und lebte so still, auf so

wenige Menschen beschränkt als möglich. Meine Plane waren immer kleiner als meine Mittel. Ich that in dem Kreise, in welchen mich der Zufall versetzt hatte, so viel Gutes als ich konnte, so still als ich konnte, und ließ die Welt gehen, wie sie wollte. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß.

Mein Karl hatte schon lange mit gerunzelter Stirn da gesessen, und ich wünschte, daß er losbrechen möchte. Hm! sagte er jetzt; es würde nicht viel Großes dabei herauskommen, wenn alle Menschen so dächten. — Wenn alle so dächten, erwiederte unser Gast, so würden alle glücklich seyn; und das wäre doch, glaube ich, etwas sehr Großes: die Vorsehung kann keinen andern Zweck mit den Menschen haben.

So lange das aber nicht ist, sagte Karl lebhaft, soll der Mensch diesen Zweck der Vorsehung befördern; er soll nicht auf dem Platze stehen bleiben, wohin der Zufall ihn stellte; er soll nicht bloß in dem engen Kreise seiner Familie, seines Dorfes, seiner Stadt, seines Vaterlandes — er soll auf die

ganze Erde, auf die ganze Menschheit wirken: das ist der Kreis, der des Menschen würdig ist.

Recht! sagte der Fremde lächelnd; und auf diesen weiten unermeßlichen Kreis wirkt er eben am thätigsten, am sichersten in seinem engen Kreise, mit Liebe, mit Wohlwollen, mit häuslicher Tugend. Er soll? er soll? Was soll er? Das Gute thun, das er thun kann, und woraus die Vorsehung (wahrlich nicht der Mensch) das Bessere macht, das auf dem Strome der Zeit herbei kommt. Wo ist denn das Gute, das die Menschen ausgeführt hätten, weil sie wollten? Sie sehen das Gute, das Große, das Schöne, sie erkennen es; aber zwischen erkennen und wollen, fest wollen, Leben und alles an diesen Willen setzen, ist ein großer Unterschied. Ueberrechnen Sie alles Gute und Große auf der Erde; ich will Ihnen den Keim dazu Jahrhunderte vorher zeigen: wie alle gute Menschen in dem engen Kreise ihrer Tugenden, ohne es zu wissen, daran arbeiteten; wie . . .

Aber, sagte Karl triumphirend; der große

Mann,

Mann, der es nun ausführte; der es erkannte, es wollte, es that!

Wer wäre denn der große Mann, der es ausführte, weil er wollte? ... Weil er mußte; weil der erste Schritt, den er that, ihn zu allen übrigen unaufhaltsam fortriß; weil er gezwungen war, alles zu wagen, um nicht alles zu verlieren!... Es ist sehr merkwürdig, daß fast alle große Reformatoren keine Familie hatten! ... Was könnte der Mensch denn nur für einen Welttheil thun? Nichts. Diese Wirksamkeit ist der Traum eines jungen Herzens, oder der Wunsch eines wilden Ehrgeitzigen. Der Macedonische Alexander hatte in seiner Feuerseele den stolzen Plan geboren, drei Weltheile durch die Griechische Kultur mit einander zu verbinden: der größte, vielleicht auch der edelste Gedanke, der je in eines Eroberers Seele gekommen ist. Aber wie blutig, wie schrecklich waren die Wege, die zu dem Ziele führten!

„Geht nicht," sagte ich, „auch die Vorsehung oft schreckliche Wege zum Ziele?"

Die Vorsehung! Ja, die höchste Weisheit, die höchste Liebe; aber ein Staub, ein Mensch, der das Grab vor seinen Füßen hat — darf der wagen, was die ewige Vorsehung thut, weil sie ihres Sieges gewiß ist? Alexanders Plan wurde zertrümmert, und das Blut war vergebens geflossen. Was für Gutes würden wir denn haben, wenn Menschenhände es uns hätten geben sollen? Columbus entdeckte einen Welttheil voll Wilder. Hier hatte Europa Gelegenheit, den Segen der Vorsehung über weite Länder zu verbreiten; aber — die grausamen Spanier opferten Millionen Menschen ihrer Habsucht auf: in den Bergwerken jammerten die Elenden, und beteten um den Tod.

Ich hoffe, sagte meine Frau mit einem leisen Seufzer, die Spanier wußten nicht, was sie thaten.

O, sie wußten es. Las Casas ist der ehrwürdige Zeuge, daß seine Zeitgenossen das Gute, die Veredlung eines neuen Welttheils, kannten, und das Böse, den Tod, die schimpfliche Sklaverei von Millionen gutartiger

Menschen, wollten, aus Habsucht wollten. Einer nahm sich ihrer an, Einer von Allen, Las Casas. Jahrhunderte gingen hin, und der grausame blutige Kreis der Spanier erweiterte sich immer mehr, so daß sie den neuen Welttheil zu entvölkern droheten. Und was thaten die Menschen? Sie disputirten über das Gute, das geschehen konnte. Da hielt die Vorsehung ihren Schild über die unglücklichen Schlachtopfer. Ein kleiner Umstand rettete das Spanische Amerika: einige Spanische Pferde, die sich in der Wildniß verloren und vermehrten, machten aus den furchtsamen Indianern räuberische Beduinen; und nun zittern ihre Tyrannen.

„Auch ich hoffe,“ sagte ich mitleidig, „die Spanier wußten nicht, was sie thaten. Die dunkeln Zeiten ...“ —

Jetzt leben wir in hellen, und die aufgeklärtesten Nationen, die Engländer und Franzosen, entvölkern Afrika, um die Neger in den Zuckerpflanzungen sterben zu lassen. Sie wissen, was sie thun; sie kennen die Grausamkeit, die sie im Angesichte des Men-

schengeschlechtes und Gottes begehen. Es ist schrecklich; aber sie werden fortfahren zu morden, bis die Vorsehung vielleicht durch einen eben so kleinen Umstand Afrika von seinen Menschenräubern befreiet!

„Das wird die Vorsehung!“ sagte ich. „O, wenn sie es mich noch erleben ließe!“

(Ich habe es erlebt. Der Fremde hatte Recht. Die Menschen wollten nicht; aber eine lange nicht geachtete Wurzel, die Runkelrübe, wird in der Hand der Vorsehung das Mittel, einem ganzen Welttheile Ruhe, Frieden und Familienglück wiederzugeben. In Berlin preßt man Zucker aus dieser Wurzel, und Afrika wird glücklich.)

Wer wird, fuhr der Fremde fort, die Hindu retten? Kein großer Mann; das Geschrei der Habsucht würde seine Stimme unterdrücken, oder man würde ihn verfolgen, ihn in Ketten werfen, wenn er sie zu laut erhöbe. Die Vorsehung muß den Menschen das Gute aufdringen. Selbst der Bessere kann nichts, als mit Hoffnung an die Zukunft denken, und in seinem kleinen Kreise Gutes thun.

Jetzt schlug es zwölf, und der Fremde ging zu Bette. — Ein rechter Philosoph, sagte Karl, ist er nicht; aber ich wollte darauf wetten, ein guter Mensch. — Ich denke, sagte Auguste, ein recht guter Mensch ist eben so der rechte Philosoph; oder du mußt ganz etwas Besonderes unter einem Philosophen verstehen. Karl gähnte, und wir legten uns Alle nieder.

Die Aussteuer.

Am folgenden Morgen waren wir zerstreut. Ich dachte mit schwerem Herzen an die Trennung von Elisabeth, und meine Frau übersann mit eben so schwerem die Aussteuer, die sie ihr zu geben hatte. Karl ging mit dem Fremden im Garten auf und nieder, und Beide disputirten. Wenn doch der Mann erst aufbräche! sagten wir, ich und meine Frau, zu gleicher Zeit. Es kam endlich ein Bote aus dem Gasthofe mit der Nachricht, daß sein Wagen angespannt wäre. Ich sehe Sie wieder, lieber Freund, sagte er; und bald! — Er öffnete seinen Koffer, nahm aus einem Papiere einige Schnüre Perlen, und sagte zu Augusten: etwas von dem Uebrigen, das noch zum Glücke des Lebens fehlt! Nicht wahr? Damit band er ihr die Perlen um den Hals; dann nahm er freundlich von uns Abschied, und setzte sich in den Wagen.

Auguste sagte mir leise: hätte nicht Eli-

sabeth das Geschenk bekommen sollen? — Auch mir kam es seltsam vor, daß der Fremde die Kleinigkeit nicht der jungen Frau geschenkt hatte.

Als die neuen Eheleute zum Vorschein kamen, setzte ich mich zu ihnen, und Pahlen erzählte mir, daß er von seinem Oheim, dem Baron, einen sehr drohenden Brief bekommen hätte, der alle Hoffnung zu einer Aussöhnung vernichtete. Meine Frau schüttelte den Kopf, und seufzte. Ich aber wiederholte nun einen Theil dessen, was gestern unser Gast gesagt hatte. „Desto besser!" sagte ich; „so bleibt Elisabeth in ihrer Sphäre. Sie, Herr Sohn, werden nicht mehr haben, als ich, doch eben so glücklich seyn können." Aber — trotz allem meinem Reden wurde meine Frau immer trauriger, und seufzte immer tiefer. Ich fuhr gegen Pahlen und meinen Sohn fort: „die Beispiele einer festen Liebe, einer innigen Anhänglichkeit, sind überhaupt selten, doch am seltensten unter den Reichen. Gemeinschaftliche Sorgen sind das festeste Band der Herzen. Was können Reiche für

einander thun? Nichts, gar nichts! Wäre ich reich: es fragt sich, ob ich dann meine Frau, und sie mich, so zärtlich lieben würde, als jetzt. O, Sie wissen nicht, was das edelmüthige Weib für mich gethan hat! Sie sorgte, sie arbeitete, ging erst um Mitternacht zu Bette, stand schon mit der Sonne wieder auf, versagte sich jede Freude, und ertrug jeden Mangel, damit nur mich der Mangel nicht erreichen sollte. Diese gemeinschaftlichen Sorgen, diese gegenseitigen Opfer vermehrten unsre Liebe; und die Liebe war unser Glück. Sie werden ein ähnliches Schicksal haben, und glücklich seyn."

Meine Frau wurde mit jeder Stunde trauriger — nicht über Pahlens Armuth, sondern über unsre eigene: sie sorgte für Elisabeths Aussteuer, und war den ganzen Tag beschäftigt, alle Kisten und Schränke auszukramen. Es verdroß mich zuletzt, daß meine schönen Reden über die Entbehrlichkeit des Reichthums gar nichts helfen wollten. Ich warf den Deckel eines Koffers zu, setzte mich darauf, und sagte: „ich bitte dich, kam

aus diesen Koffern unser froher Muth? Und wenn sie voll Gold gewesen wären, würde er daraus gekommen seyn?"

Ich mag es eintheilen, wie ich will, sagte sie seufzend, ohne mir zu antworten: für unsre drei Söhne bleibt nicht ein Handtuch übrig. Ach, und wenn es nur für die Mädchen reichte!

„Wovon sprichst du?" fragte ich böse.

Von Elisabeths Aussteuer. Ich soll doch meine Tochter wohl nicht nackend aus dem Hause stoßen?

„Stößt uns doch Gott nackend in die Welt, liebe Frau."

Aber die Mutterliebe empfängt das Kind.

„Und legen denn nicht auch wir unsre Elisabeth an ein Herz, von dem sie geliebt wird?"

Ich wollte mich behelfen, und ich weiß, du behilfst dich auch; aber ... (sie zeigte mit der Hand auf einen Stuhl, der vollgepackt lag) da liegt, was Elisabeth bekommen kann, wenn ich den jüngern kein Unrecht thun will. Man kann es in der Schürze wegtragen!

„Da liegt es!" rief ich jetzt, in Ernst böse; „da liegt es! Guter Gott! und wenn es tausendmal so viel wäre; es würden ja doch nur Lumpen, Fetzen seyn. Und das schöne Herz unsrer Elisabeth, und alle ihre Tugenden, ihre Genügsamkeit, ihren Fleiß, ihre Unschuld; und ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Liebe; und ihr Vertrauen auf den guten Vater im Himmel; und die Geduld, den Muth, womit sie die Armuth tragen und erleichtern wird: das alles, und Gottes Segen, unsern Segen, unsre Thränen; das Alles rechnet die undankbare Mutter für nichts! . . . Könntest du deiner Tochter eine Krone mitgeben, würdest du auch nur die kleinste ihrer Tugenden dafür vertauschen wollen? Nun, wenn selbst eine Krone nicht Eine Tugend aufwiegt: was kann denn das da für Werth haben?"

Sie sah mich traurig an; aber dennoch nahm sie wieder ein Tischtuch auf, betrachtete es, und vertauschte es weinend gegen ein anderes. Jetzt kam Auguste, und ich setzte das Gespräch wieder fort. Das Mädchen,

dachte ich, sollte auf meine Seite treten; aber nein: sie besah Elisabeths Aussteuer, und schüttelte den Kopf. Die Mutter sagte zu ihr: mehr kann Elisabeth nicht bekommen, ob sie gleich die älteste und beste unter euch ist. Das gehört dir; und das da, Hannchen.

Mir? fragte Auguste; wirklich mir, liebste Mutter?

Wirklich dir, wenn wir nicht noch größres Unglück haben.

Auguste nahm ihr Pack auf, legte es stillschweigend zu Elisabeths Aussteuer, und fiel dann ihrer Mutter mit flehenden Blicken um den Hals.

Nein, liebes Kind! sagte die Mutter zärtlich: das geht nicht an; in der That nicht!

O, ich bitte Sie! wenn ich noch Eine ruhige Minute haben soll! — Auguste bat so dringend und mit so zärtlichen Thränen, daß die Mutter endlich ihre Einwilligung gab. Nun denn, sagte meine Frau; wenn du heirathest, so wollen wir, ich und dein Vater, das Letzte mit dir theilen, was wir noch ha-

ben. Mutter und Tochter hielten einander schweigend umarmt.

„O," rief ich bewegt; „warum habe ich nicht Millionen unter euch zu theilen, ihr guten, edlen Seelen!" — O, welche Kinder haben wir! sagte meine Frau, und schlang ihre Arme um mich. Wie reich sind wir! — Aber Elisabeth darf es nicht wissen! riefen wir alle Drei auf einmal, und gaben einander die Hände. Meine Frau war jetzt beruhigt, sogar wieder fröhlich; doch sie sollte in Kurzem eine noch größere Freude haben.

Wir überlegten, ob wir nicht bei dem Amtmann Schenk einen Besuch machen müßten. Es war eben so viel dafür als dawider zu sagen. Umgang hatten wir nicht mit der Familie; indeß sahen wir einander doch von Zeit zu Zeit beim Spazierengehen. — Wenn wir sie besuchten, sagte meine Frau, so könnten sie glauben, wir wollten damit groß thun, daß unsre Tochter einen Edelmann geheirathet hat. Indeß nach einigem Ueberlegen gingen wir, ich, meine Frau und das junge Ehepaar, doch hinüber. Auguste bestand dar-

auf, Elisabeth müßte sich putzen; diese wollte aber so einfach als möglich gekleidet seyn.

Wir wurden mit seltsamen Gesichtern empfangen. Die Frau Amtmannin nannte unsre Elisabeth bei jedem dritten Worte: Frau von Pahlen; und der Amtmann sogar: meine gnädige Frau; aber nie ohne ein kleines spöttisches Lächeln. Auch meine ehemalige Geliebte, die Frau Buchhalterin, ging ab und zu; und hätten nicht die Gesichter des Amtmanns und seiner Frau sehr deutlich gesprochen, so würden uns doch die höhnischen Blicke der Ausgeberin gesagt haben, wie man in diesem Hause gegen uns gesinnt war.

Elisabeth betrug sich vortrefflich. Sie stand so bescheiden da, bewunderte die Pracht des Zimmers, worin wir uns befanden, so natürlich, und sprach von der beschränkten Lage, worin sie leben würde, so unbefangen, daß sie den Uebermuth der stolzen Leute zähmte. Die Amtmannin wurde freundlicher; der Amtmann blieb freilich gegen uns übermüthig, doch desto demüthiger war er gegen Pahlen, der so frei und stolz dastand, als ob er der

reichste Edelmann im ganzen Lande wäre. Der Besuch endigte besser, als er angefangen hatte, und wir gingen so ziemlich zufrieden nach Hause.

Nach einigen Tagen ließ der Amtmann uns Eltern, das junge Ehepaar, und auch Augusten und Karln, zum Essen einladen. Der Bediente sagte uns dabei: das Fest würde zu Ehren der Mamsell Schenk (der Tochter des Amtmanns) angestellt, die aus ihrer Pensionsanstalt zum Besuch bei ihren Eltern käme.

Auguste machte wieder einige Plane, wie sie uns einiges Ansehn geben wollte, und Elisabeth hatte genug zu thun, sie davon abzubringen. Wenigstens putzte sich Auguste nun doch etwas mehr, als wir Uebrigen. Ob ich dir, sagte sie zu ihrer Schwester, die Perlen umbinde, die mir Graumännchen geschenkt hat? Elisabeth wollte sie nicht. Auguste nahm sie in die Hand, und sagte: nun, hübsch sind sie nicht; aber ich binde sie um.

Die Amtmannin stellte uns ihre Tochter vor, ein Mädchen von funfzehn Jahren, ganz

das Gegentheil der Mutter. Julchen (so hieß sie) verbeugte sich gegen uns mit einer sanften Bescheidenheit; und sobald ihre Mutter nur den Rücken wendete, blickte sie hold lächelnd auf meine Töchter, oder gab einer von ihnen die Hand.

Aus den Anstalten im ganzen Hause, und besonders im Besuchzimmer, sah ich, daß wir eingeladen waren, den Reichthum und die Pracht des Hauses zu bewundern. Es kam mehr Gesellschaft, und die Amtmannin stellte immer zuerst meine Elisabeth vor: „Frau von Pahlen, die Tochter unsers Herrn Pastors;" und dann ihre eigene Tochter. Man sah uns von oben bis unten lächelnd an, so daß wir in einer nicht geringen Verlegenheit waren. Augustens Blut gerieth in Wallung; Elisabeth schien nur lange Weile zu haben; Karl war so hölzern und furchtsam, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Pahlen blieb unbefangen, und schien nichts von dem, was wir empfanden, zu merken; doch endlich sah er ein Paarmal starr auf ein spöttisches Gesicht, und fragte mit einem Tone,

der mich hätte zum Zittern bringen können: was wollen Sie wissen? was beliebt Ihnen? — Nun, wurde man mit den spottenden Mienen ein wenig behutsamer.

Die Amtmannin hatte nichts angestiftet; denn es lag ihr nur daran, mit ihrer Tochter zu glänzen, und meine Töchter sollten dem Mädchen zur Folie dienen. Es war — sollte man es glauben! — unsre einfache Kleidung, was uns dem Spotte dieser Menschen aussetzte; und nur Pahlen mit seiner Furchtlosigkeit sicherte uns vor förmlichen Beleidigungen.

Die Tochter des Amtmanns erröthete nicht weniger, als wir, und nahm durch eine vertrauliche Freundlichkeit, die sie trotz den Blikken ihrer Mutter behielt, Augusten und Elisabeth unter ihren Schutz, so daß Alles nach und nach wieder ins Geleise kam.

Beim Essen bedauerte ich am meisten Karln, der sich eine halbe Elle zu weit vom Tische abgesetzt hatte, und so bestürzt aussah, als ob er unter Gespenstern säße. Von ungefähr warf ein altes Fräulein einen Blick

auf

auf Augusten, und starrte sie lange an. Nun flisterte sie ihrer Nachbarin etwas zu; und auch die heftete starre Blicke auf Augusten. Diese erröthete, und als es ihr zu lange währte, sagte sie endlich mit krauser Stirn: Sie betrachten mich so genau. Habe ich etwas an mir, das . . .

O nein, antwortete das Fräulein; wir sehen nur Ihren Halsschmuck an. Augustens Auge funkelte vor Unwillen; aber sie irrte sich sehr. Die Amtamnnin sah nach ihr hin, stand dann auf, faßte die Perlen an, und sagte: sie sind wahrhaftig echt! So etwas Schönes habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Erlauben Sie doch, liebes Kind. — Auguste band die Perlen los. — Dagegen sind deine nichts, Julchen, fuhr die Amtmannin fort; hole sie einmal!

Die Perlen wurden gebracht, mit Augustens Halsschmuck verglichen, und dieser nun von allen Anwesenden nach der Reihe bewundert. Julchen band ihn Augusten wieder ein, und sagte mit einem Kusse: Ihr Schmuck ist sehr kostbar.

Auguste saß jetzt viel freier, viel stolzer da, als vorher. Ein Paar Schnüre Perlen machten die ganze Gesellschaft, selbst das alte Fräulein, gegen uns höflicher. Die Amtmannin wollte nun auf eine andre Art über uns triumphiren. Sie sprach von der Pensionsanstalt, worin ihre Tochter erzogen war, und von den Geldsummen, die sie gekostet hatte, machte Nebenanmerkungen über die Erziehung auf dem Lande, über Kultur und feine Sitten, die man nur in der Stadt bekommen könne, und spielte dabei so deutlich auf uns an, daß wir ganz einfältig hätten seyn müssen, um es nicht zu merken.

Julchen warf einen flehenden Blick auf ihre unbescheidene Mutter; doch, nun nahm der Vater das Wort: „Sie spricht Französisch, wie eine Hofdame, spielt das Klavier zum Entzücken, und spricht auch Englisch: nicht wahr, Julchen?"

Das arme Mädchen war wie auf der Folter. Sie wagte es wohl mit furchtsamer Bescheidenheit, das Gespräch auf etwas An-

dres zu leiten; doch ihr Vater war nicht davon abzubringen. Sprich doch einmal Französisch! sagte er. Ziere dich nicht, Julchen! Wir schlugen vor Angst und Mitleiden die Augen nieder, als die ganze Gesellschaft in das beschämte Mädchen drang, daß sie Französisch sprechen sollte. Pahlen redete sie endlich Französisch an, und sagte ihr, glaube ich, ungefähr: man müsse dem Sturme nachgeben. Sie antwortete mit zitternder Stimme einige Worte, und Pahlen sprach nun weiter Französisch. Da er bemerkte und erfuhr, daß in der Gesellschaft niemand die fremde Sprache verstand, (das alte Fräulein ausgenommen, das doch aber auch eben nicht viel davon wußte): so bat er Julchen in einigen etwas räthselhaften Redensarten, sich über die Art, wie sie hier ausgesetzt würde, zu beruhigen, und den ganzen Auftritt wie eine Komödie zu betrachten.

Sie antwortete mit einer Thräne im Auge: o, Herr Baron, wenn ich allein hier ausgesetzt würde . . . Ich habe den Wunsch meiner Eltern zu spät erfüllt: das geht mir

jetzt nahe. Gewiß, ich mußte sogleich anfangen zu sprechen; aber ich war zu furchtsam, und konnte nicht, ob mir gleich schon ahnete, was folgen würde. Pahlen, der neben ihr saß, küßte ihr die Hand. Bravo! rief der Vater, der das sah, mit funkelnden Augen: Herr von Pahlen, Sie sind ja selbst in Frankreich gewesen. Nicht wahr, meine Tochter spricht schön? — Was Ihre Tochter sagte, antwortete Pahlen kalt, würde in jeder Sprache schön seyn. Er setzte sogleich sein Gespräch mit Julchen fort, weil der Vater schon wieder im Begriff stand, ihr eine Lobrede zu halten.

Es war in der That ein angenehmer Anblick, das Mädchen in dieser lieblichen Verwirrung, mit der holden Röthe auf den schönen Wangen, sprechen zu sehen. Ob ich gleich von dem, was sie sagte, nur einzelne Worte errieth, so glaubte ich doch, sie ganz zu verstehen, da Pahlen ihr mit allen Zeichen der Achtung zuhörte. Auch Englisch, Julchen! fing der Vater wieder an. Nach Tische spielst du und singst. — Fassen Sie

Muth, liebes Kind! sagte Pahlen. Sie lächelte wehmüthig, und sagte: o, wenn Sie doch auch Englisch sprächen! Er verbeugte sich, und zeigte auf uns Alle. Pahlen foderte meinen Karl auf; der erröthete aber nicht weniger, als Julchen, und brachte nur einige Worte stammelnd hervor. Auguste fiel ein, und sagte ihr: wir alle nähmen Theil an ihrer Lage. O, rief Julchen auf einmal fröhlich: auch Sie sprechen Englisch? Nun will ich die Marter, die ich ausgestanden habe, gern vergessen; nun kann ich Ihnen für die Theilnahme danken, die Sie mir bezeigen, kann Ihnen sagen, wie lieb ich Sie habe, wie sehr Sie mich gleich bei dem ersten Anblick einnahmen. Auguste sagte ihr ungefähr dasselbe; und nun mischte sich auch Elisabeth, die schon lange freundliche, zärtliche Blicke auf Julchen geworfen hatte, hinein. Auch ich sprach, und versicherte, so wie Pahlen, dem Mädchen meine Achtung und Freundschaft. Sie entschuldigte die Unbescheidenheit ihrer Eltern auf eine so kindliche und feine Weise, daß sie unser ganzes Herz

gewann, und daß Auguste ihr sagte: Sie müssen meine Freundin werden. Mitten unter vielen, meistens armseligen Menschen entstand nun eine Unterredung voll Geist und Herzlichkeit. Wir sahen endlich an den Blikken der Eltern, daß es ihnen damit zu lange währte, und brachen ab.

Meine Kinder bekamen immer mehr Ungezwungenheit und Muth, Karln ausgenommen, der zu der ganzen Unterredung fast nicht eine Sylbe beigetragen hatte. Hm! sagte die Amtmannin; das hätte ich nicht gedacht! und dabei sah sie von einer meiner Töchter auf die andere. Nach Tische klopfte sie Augusten auf die Wange, und sagte freundlich: einen solchen Halsschmuck, liebes Kind, und so fertig Englisch! das hätte ich nicht gedacht! Wenn nur der Herr Schwager seinen Onkel nicht mit der Heirath vor den Kopf gestoßen hätte!

Jetzt trat Julchen herzu. Sie umarmte meine Tochter mit großer Herzlichkeit, bat um ihre Freundschaft, und versicherte ihrer Mutter, daß die Englische Aussprache meiner

Kinder weit reiner wäre, als ihre eigene, (sie hatte nicht ganz Unrecht) und daß sie noch viel von uns lernen könnte. — Nun denn, sagte die Mutter; so wird Mamsell Auguste wohl so gut seyn, dich bisweilen zu besuchen, so lange du hier bist: dann kannst du dich üben.

Wir gingen endlich sehr zufrieden nach Hause. Auguste war fröhlich, doch ohne an unserm Gespräche über den heutigen Tag viel Theil zu nehmen. Sie saß vielmehr fast immer in Gedanken, aber in heitern: das sah man an ihrem lächelnden Munde, den sie zuweilen rührte, als ob sie heimlich mit sich selbst spräche. Zwei Tage nachher, Abends spät, als wir, ich und meine Frau, uns so eben auskleiden wollten, ging die Thür auf, und Auguste trat mit einem heimlichen Gesichte herein. Sie wollte ruhig aussehen; aber ihre Augen funkelten. Als sie nur die Lippen öffnete, drangen Thränen aus ihren Augen, und nun warf sie sich an die Brust ihrer Mutter.

„Aber was hast du, Auguste?" fragte ich.

Sie zog ein Paket hervor, und gab es ihrer Mutter. Es waren zu unsrem Erstaunen zwei Dutzend silberne Löffel. Dann gab sie der Mutter noch eine Rolle; und als wir diese aufmachten, war eine größre Anzahl Dukaten darin, als ich je in meinem Leben gehabt hatte. „Auguste!" rief ich; „was ist das?" Sie fing an zu schluchzen, und sagte: meine gütige Eltern, dies ist für Elisabeth, wenn an ihrer Aussteuer noch etwas fehlt, und für Karln, wenn er auf die Akademie geht. Und hier, hier, liebe Mutter, (sie gab ihr eine von den vier Perlenschnüren) hier ist ein Nothschatz, wenn uns irgend ein Unglück treffen sollte.

O mein Gott! du hast deine Perlen verkauft? rief meine Frau. Und so viel waren sie werth? — Mehr als ich glaubte. Seitdem ich wußte, wie viel sie werth waren, (ich hörte es zufälliger Weise von dem Fräulein): seitdem drückte mich jede Perle wie eine schwere Last. Ich schrieb gestern an Madame Salzberg, erzählte ihr aufrichtig, und bat sie, drei Schnüre zu verkaufen.

Heute habe ich das alles dafür bekommen. Und diese letzte Schnur, liebe Mutter, — sie band ihr die Perlen schnell um den Arm.

Jetzt erhob sich ein Streit der Großmuth zwischen Mutter und Tochter, wobei ich mit nassen Augen zuhörte. O meine Mutter, sagte Auguste: so lange auch nur die kleinste Sorge auf Ihrem Herzen läge, würde diese kostbare Schnur mich drücken. Ach, so lange noch Perlen in Ihren Augen sind, soll keine an meinem Halse hangen.

O, mein Kind, das sind Thränen der Freude! sagte die Mutter.

„Der süßesten, der zärtlichsten Freude, meine Auguste!" rief ich. „Und diese Thränen, mein geliebtes Kind, sind kostbarer, als die schönsten Perlen. Ein Engel wird sie sammeln, und sie werden einst als unvergänglicher Schmuck auf deinem Haupte glänzen."

O darum, sagte Auguste entzückt, aber sanft —: darum nehmen Sie! nehmen Sie! Meine Frau nahm die Perlen, und drückte

ihren Mund darauf. Gute Nacht! sagte Auguste leise. — Gute Nacht! sagten auch wir leise, als ob wir fühlten, daß Geister um uns schwebten. Weiter nichts, als gute Nacht! aber die Seligkeit ruhte auf diesen Worten. O, wie reich waren wir jetzt!

Meine Frau kaufte (was ich ihr hoch anrechnete) für Elisabeth nur das Allernothwendigste. Sie kleidete sich und die Kinder neu, und Auguste bekam nicht mehr und nichts Besseres, als die andern. Ich küßte meine Frau dafür, daß sie die Empfindung ihrer Tochter mit solcher Zartheit schonte. Aber, als wir dann mit Augusten allein waren, und meine Frau ihr sagte: sieh, mein Kind, ich bin neu gekleidet! als ihr dabei die Stimme brach, und Augusten Thränen aus den Augen stürzten: da schwamm mein Herz in süßer Wehmuth. Ich umarmte Beide, und sagte: „sind wir denn nicht glücklich? Könnten wir glücklicher seyn?"

Die Trennung.

Elisabeth erfuhr von dem Allen nichts; sie wußte nicht einmal, daß ein Mensch an ihre Aussteuer dachte, und vergaß alles um sich her in dem Zauberkreise der Liebe. Das gute Mädchen wollte es sich nicht merken lassen; aber sie würde es gern gesehen haben, wenn wir die Zeit, die sie noch bei uns bleiben sollte, abgekürzt hätten. Unser Haus war für sie gar nicht mehr da: sie sprach immer von Pahlens Hause, das nun auch ihr gehörte; über der Linde, die vor dessen Hause stand, und die sie noch gar nicht gesehen hatte, vergaß sie die Kastanienbäume vor dem unsrigen, unter denen sie so glücklich gewesen war. Wir, meine Frau, und ich, bemerkten es nur allzuwohl, und so sehr ich es auch zu vertheidigen suchte, so that es mir doch wirklich weh, daß sie ihr Glück an dem ungeprüften Herzen ihres Mannes finden wollte, und sich von den geprüften ihrer Familie wegsehnte.

O, wie kann die Liebe das! sagte meine Frau, am Tage vor Elisabeths Abreise, mit Kopfschütteln. „Laß uns Gott loben," erwiederte ich, „daß sie es kann! Es ist ein Wunder, da hast du Recht, liebe Frau; aber nicht ein Wunder unserer Thorheit, sondern der Güte Gottes. Wenn die Liebe das nicht könnte; wenn ein Seufzer, ein Händedruck des Geliebten nicht stärker lockte, als ein Mutterherz: so blieben die Menschen, wie Mehlthau an einem Blatte, in einem Winkel der Erde bei einander. Alle Familienthorheiten, alle Familienlaster verewigten sich dann, und die Familienfalte, so häßlich sie auch wäre, würde endlich die Falte des Menschengesichtes. Gleich einem stehenden Wasser würden die Menschen stocken, starren, modern in den unwandelbaren Sitten und der unwandelbaren Denkart ihrer Vorfahren."

Graumännchen, der heute wieder bei uns war, fiel ein: wie alle Völker, die sich durch Kasten oder Innungszwang von andern Kasten und Gewerben, oder durch Religion von andern Völkern absonderten. Sie veredeln sich

nicht, und bleiben sauer, wie der wilde Fruchtbaum im Walde. Der Mensch ist kein Thier, liebe Frau Predigerin; er soll nie auf derselben Stufe stehen bleiben. Alle Völker haben ihre Thorheiten, ihre Tugenden, wie ihre Irrthümer und ihre Laster. Die letztern soll jedes austauschen gegen fremde Wahrheiten und Tugenden. Diese sind eine Bank, worin jedes Volk, auch das verachtetste, seine Aktien hat und Zinsen fodern darf. Sollen das die Völker der Erde, so sollen es noch mehr die einzelnen Menschen. Darum hat die Natur, nicht ein menschliches Gesetz, die Blutschande so hoch verpönt; darum treibt die Liebe jedes Kind aus der sichern Obhut der Eltern und Geschwister, in die unsichern Umarmungen eines oder einer Fremden: denn der Mensch soll an sonst nichts hangen, als an Wahrheit und Recht.

Und, sagte Karl, ein wenig stolz auf seinen Gedanken — darum wurden die Griechen, diese Sammlung von Flüchtlingen und Abentheurern aus Asien, Afrika und dem Norden von Europa, das originellste Volk auf

der Erde, das nie wieder eins erreichen wird. — Wahr! sagte Graumännchen; wenigstens halb. Aber könnte es nie wieder erreicht werden: warum hätte es denn die Vorsehung untergehen lassen? Es lieferte dem Menschengeschlechte den reichen Tribut seiner Künste, seines feinen Sinnes, seines poetischen Gefühls, und seiner Bürgertugenden; dann verschwand es (was davon jetzt noch übrig ist, kommt nicht in Anschlag), weil die Menschen nicht Griechen seyn konnten, sondern weil sie Menschen — aus allem Wahren, Schönen und Guten jedes Himmelsstriches, jeder Kultur zusammengesetzt — seyn sollten. Müßten wir sonst nicht mit der Vorsehung hadern, daß sie die gesittete Römerwelt von den rauhen Barbaren des Nordens vernichten ließ? Ein Volk reißt sich, wie ein Mädchen von seiner Mutter, von dem mütterlichen Boden los, und schließt durch Ehen einen Bund mit fremden Völkern. Das sollte seyn, damit wir Menschen würden.

„Frau,“ sagte ich; „jetzt siehst du, warum Elisabeth . . .“

Ich ging, unterbrach sie mich seufzend, mit mehr Betrübniß aus dem väterlichen Hause.

Der Morgen, da sie mit mir das Haus ihres Vaters verließ, stand vor meiner Seele. „Frau, als wir uns durch den Garten fortschlichen, und du unter der Geisblattlaube noch still standest und sagtest: lebt wohl! lebt alle wohl! als du mir dann an die Brust fielst; — da sagte ich: Auguste, wirst du nie diesen Gang bereuen? Du wendetest dein Auge voll Thränen auf mich, und antwortetest: o, solche Thränen einer überirdischen Seligkeit werde ich nie wieder weinen, als jetzt, da ich an deiner Hand dies Haus verlasse. Soll Elisabeth anders gehen, als du?" — Meine Frau schwieg; doch überzeugt war sie nicht.

Elisabeth freuete sich sehr auf das Haus, das sie mit ihrem Manne bewohnen sollte; und so traurig der Abschied von ihrer Mutter und ihren drei jüngsten Geschwistern auch war, (wir andern begleiteten sie): so tanzte sie doch bald am Arme ihres Mannes dahin, und würde getanzt haben, wenn auch eine

Sandwüste, und das tiefste Elend sie erwartet hätte. Wir gingen etwas trauriger neben und hinter ihr her.

Pahlens Gütchen lag etwa sechs Meilen weit von unserm Dorfe. Elisabeths Aussteuer war an einen Fuhrmann verdungen; meine Frau fand es aber zu kostbar, auch für uns einen Wagen bis dahin zu miethen. Graumännchen, oder (mit seinem wahren Namen) Friedleben, beschloß, als er von der Fußreise hörte, uns zu begleiten, und so machten wir, ich, meine drei Aeltesten, Friedleben und Pahlen, uns an einem schönen Morgen im Junius auf. Karl und Pahlen trugen etwas Linnen für uns, und Friedleben, so schwach er auch schien, eine vollgepackte Jagdtasche. Noch von einem Vivat unserer Jüngsten, und von einer Thräne meiner Frau begleitet, zog unsere Karawane guter Dinge auf Nasenrode zu, wo mein Schwiegervater Prediger gewesen war.

Vor zwanzig Jahren, sagte ich zu meinen Kindern, trat ich mit eurer Mutter aus jener kleinen Thür da, und führte sie nach

meinem Hause, wie Pahlen jetzt unsre Elisabeth. Friedleben merkte, daß ich den Wunsch hatte, an dieser Thür zu verweilen; er that uns daher den Vorschlag, hier zu frühstücken, und wir lagerten uns auf den Rasen. Bei dem Anblicke dieser Thür, und der Geisblattlaube dahinter, erinnerte ich mich meiner Jugend sehr lebhaft. Ich durfte nur die Augen auf Elisabeth richten, so sah ich meine Frau in ihrer blühenden Jugend vor mir. Nie werde ich wieder mit der süßen Wehmuth dieses Augenblickes empfinden, wie schnell das Leben dahin geht, und wie sich alles ändert. Dieser Gedanke ergriff mich. Ich erzählte meinen Kindern meine Heirathsgeschichte, und sprach von dem Glücke meiner Liebe mit einem Feuer, das durch den Anblick der Thür, und ein Paar Gläser Wein (Friedleben hatte einige Flaschen mitgenommen) entzündet war.

Nach mir hielt, zu unserm großen Erstaunen, mein Sohn eine Lobrede auf die Liebe, und mit einem ihm ganz ungewöhnlichen Feuer.

„Mein Sohn," sagte ich in der ersten Pause, die er machte; „ich sehe es nicht gern, daß du von der Liebe so begeistert redest."

Warum nicht? antwortete er. Soll das, was meinen Vater noch jetzt begeistern kann, mich kalt lassen? Und ist denn nicht die Liebe, wie ich sie mir denke, mein Vater, dieses so ganz Eins-seyn mit einem andern menschlichen Wesen — und ein Freund wäre mir dazu noch willkommener, als eine Geliebte. — Dieses Eins-seyn, sage ich? das ist noch zu wenig! Je mehr ich darüber nachsinne, (und seit dem Augenblicke, da Pahlen Ihre Einwilligung erhielt und Elisabeth an seine Brust drückte, ist diese Liebe mein steter Gedanke gewesen); je mehr ich darüber grübele, sinne, denke und lese: desto mehr . . . —

„Die verdammten Romane!" rief ich. „Sag, woher hast du sie bekommen!"

Ich habe nie einen gelesen, so neugierig mich auch Augustens zehnfache Liebe machte. Die Mutter nahm sie ja weg. Aber noch

an dem Abend, da Pahlen Elisabeth so außer sich in seine Arme nahm, fiel mir Abradatos im Xenophon ein. Ich hatte die Geschichte mit seiner Frau wohl hundert Mal gelesen, und den Abend las ich sie wieder. O, er war glücklicher, als Cyrus selbst; denn er hatte einen Menschen, die Panthea, die aus Liebe zu ihm starb.

„Ich wollte, du hättest das nicht gelesen!" sagte ich ernsthaft.

Warum nicht, Vater? Ich war in dem Augenblicke eben der Treue, eben der Liebe fähig. Und Eponinens Liebe im Suetonius, und im Plutarch!

„Nun, so möcht' ich doch . . .!" rief ich. „Die Kinder sollten gar nicht lesen lernen, wenn selbst die ehrwürdigen Alten diese gefährliche Leidenschaft lehren!"

O Vater, sagte Auguste; hier bei dieser Thür, bei dieser Laube, wo Sie vor zwanzig Jahren in den Armen unserer Mutter standen, sollten Sie so nicht sagen. Gefährlich nennen Sie diese Leidenschaft? Ja, sie mag es seyn; aber nicht für Ihre Kinder. Uns

kann die Flamme wohl schmerzen, aber nicht verächtlich machen. — Recht! rief Karl. Das Feuer vom Himmel traf und verzehrte nur die edelsten Menschen. Und ist nicht die Liebe mehr, als ein Blitzstrahl, mehr, als das Feuer des Himmels, — die Flamme aus einer bessern Welt? — Vater, sagte Elisabeth, Ihre Kinder werden ewig lieben: denn Ihre Liebe hat die Flamme in unsren Herzen angezündet; aber die Liebe wird, wie Feuer, unsre Herzen läutern, reinigen: wir werden durch sie stärker und größer seyn.

Ja, das werden wir, riefen sie alle drei. Und das Bild der Geliebten, fuhr Karl fort, das in meiner Seele so lebendig steht, ist kein Traumbild, kein Wahn. Mein Auge sucht es; meine Seele hat es längst gefunden. Es kann seyn, daß diese Hand nie die ihrige faßt; aber dennoch würde ich für sie sterben, und, wenn ich das nicht soll, um ihretwillen, für sie tugendhaft seyn.

Hm! hm! brummte Friedleben. Darum tugendhaft? Das sollte kein Mensch, Kinderchen. Und dennoch mag etwas daran

seyn. "Die Sehnsucht nach der idealischen Geliebten — ist sie etwas anderes, als die Sehnsucht nach einer bessern Welt? und fodern nicht alle Ideale, sie mögen seyn, welche sie wollen, den Glauben an die Tugend?

„Ich liebe das Streben nach Idealen nicht," fiel ich ein; „es macht unzufrieden mit der Welt."

Und wer würde das Bessere wollen, wenn er es nicht kennte? und wer kann das Bessere kennen, ohne es zu wollen? Wehe dem Herzen, das kein andres Ideal hat, als dieses Leben, wie es ist! Das Ideal soll uns besser, gütiger, menschlicher machen; und das ist genug. Zufrieden sollten wir nicht seyn, weder mit uns, noch mit Andern. Ich liebe die Träumer nicht, die den Himmel blauer, die Erde grüner, die Sonne milder, und die Nacht heller haben wollen, die Jugendblüthe im Alter suchen, und von dem Menschen die Vollkommenheit der Engel fodern. Aber ist der ein Träumer, welcher sagt: die Menschen würden glücklicher seyn, wenn sie alle aufrichtig, gerecht und mensch-

lich wären, wie Sokrates? (Und so gerecht, so aufrichtig, so menschlich zu seyn, das steht in jedes Menschen Gewalt.) Ist der ein Träumer, der die Leidenschaften seines Herzens mit festem Willen beherrscht? der sich vornimmt, dem besten der Menschen gleich zu seyn, weil es nur auf ihn selbst ankommt, so zu werden, und sogar besser? — Es ist ein Ideal der edelsten Menschheit; und danach streben, heißt: ein Mensch seyn im edelsten Sinne.

„Das meint aber Karl nicht!" sagte ich.

Ja, erwiederte Friedleben; ich behaupte, er meint es. Sein Streben nach diesem Ideale fällt nur mit einem erwachten Sehnen seines Herzens zusammen; und so geht es zu, daß sein Ideal die Gestalt eines schönen Mädchens hat.

In diesem Augenblicke warf der Wind die Gartenthür auf, der wir, ich und Friedleben, gegenüber saßen; und in der offnen Thüre stand Julchen, die Tochter des Amtmanns Schenk. Sie erröthete, als wir sie

sahen, hüpfte aber sogleich in Augustens Arme, und erzählte ihr, daß sie diesen Augenblick von der jungen Predigerin herkäme, bei der sie einen Morgenbesuch gemacht hätte. (Das war nicht ganz richtig; denn so lange wir hier saßen, hatte ich Julchens einen Fuß unter der Thüre weg gesehen.)

Unser Gespräch von Idealen war nun zu Ende, und wir machten uns auf. Julchen begleitete uns noch eine Strecke bis an das Hölzchen, durch das unser Weg ging. Sobald sie von uns Abschied genommen hatte, sagte Auguste: ich wollte darauf wetten, daß Julchen Schenk einige Züge von Karls Ideal hat. Karl erröthete und widersprach ihr mit großer Hitze; dann blieb er immer zwanzig Schritte hinter uns, und war in tiefen Gedanken, indeß wir fröhlich weiter gingen.

Wir blieben die Nacht in einem kleinen Landstädtchen; und hier erhob sich ein ernsthafter Streit zwischen Pahlen und Friedleben, an dem wir nur durch Mienen Theil nahmen. Pahlen behandelte den Wirth des

Gasthofs, einen schlichten kleinstädtischen Bürger, oder vielmehr Landmann, ein wenig nachlässig, und bekam dafür von Friedleben einen Verweis. Er sagte zu seiner Vertheidigung: dieser Mensch sey doch in der sittlichen Welt beinahe gar nichts, beinahe eine bloße Null.

„Das sind viele," erwiederte Friedleben: „oder sie scheinen es vielmehr; und eben dadurch veranlassen sie oft die besten Menschen, sie als eine Null zu behandeln. Das finde ich hart; denn was kann der Mann dafür, daß er das nicht ist, was wir sind? Aber er bleibt ein Mensch, so unbedeutend er auch seyn mag; und den sollen wir in ihm ehren. Fragte ich Sie, Herr von Pahlen, worin Sie denn in dem Augenblicke, da Sie den Mann sahen, ihren höheren Werth setzten: so müßten Sie gestehen, daß Sie nur darum, weil Sie besser und geläufiger zu denken, zu sprechen gewohnt sind, und einige Kenntnisse mehr haben, als er, ihn mißhandelten."

Mißhandelten? fragte Pahlen beleidigt.

„Mißhandelten!“ wiederholte Friedleben fest: „denn Sie sprachen mit ihm, ohne ihn anzusehen; Sie beantworteten ein Paar neugierige Fragen von ihm nur mit einer krausen Stirn und einem Naserümpfen.“

Daran ist er gewöhnt, sagte Auguste: mich würde das schmerzen; aber er fühlt es nicht.

„Das ist ein Glück für den Mann, aber keine Entschuldigung für Ihren Schwager; denn sonst könnte ein Dey von Algier, der geistlose, niedrige Sklaven beherrscht, und sie unmenschlich behandelt, eben so sagen: sie fühlen es nicht; sie sind daran gewöhnt. Wir Grausamen, daß sie sich daran gewöhnen konnten, uns nicht als ihres Gleichen anzusehen! Man schreiet über die Sklaverei der Negern; aber behandeln nicht die meisten Menschen in den höhern Ständen ihre Dienstboten fast eben so? Ich weiß, daß in hundert Büchern die Lehre: „mache dich nicht mit Domestiken gemein; sey ernst, sey kurz mit ihnen!“ als Klugheitsregel steht. Dieser Satz, wenn er etwas bedeuten soll, heißt:

mache dich mit keinem Menschen gemein. — Behandle jeden gütig, mit Vertrauen, mit Achtung: das ist eine Regel der Sittlichkeit. Ich weiß, wie nöthig der Unterschied der Stände ist; aber ich weiß auch, was Millionen Menschen erdulden müssen, damit unser Leben — nicht zufriedener, nein nur glänzender werde; und eben darum möchte ich die Last, die ihnen das Schicksal aufgelegt hat, auch nicht mit einem unfreundlichen Blicke, einem kalten Gesichte, oder einem rauhen Worte vermehren. Die Armen sind nicht so reich, nicht so gut gekleidet, nicht so unterrichtet, mit Einem Worte nicht so glücklich, als wir. Das sollte ihnen unser Mitleiden, unsre Liebe erwerben. Dann hätten wir Recht, uns über sie zu erheben, wenn wir sagen dürften: wir sind tugendhafter, standhafter im Leiden, mäßiger im Glück, treuer, gütiger, hülfreicher, als sie. Aber wären wir das: wie könnten wir uns so hart, so rauh, so hochmüthig gegen sie betragen?"

Sie haben Recht, sagte Pahlen, ein wenig verdrießlich. Allein die Nullität dieser

Leute, ihre Roheit, ihre Habsucht, ihr Mißtrauen, ihr kriechendes Wesen scheinen uns Fehler ihres Charakters, da sie doch nur Fehler ihres Standes, ihrer Erziehung sind; und so wäre selbst die Nichtachtung dieser Leute (bei guten Menschen meine ich) nur Haß gegen das Laster.

„Nichts als Stolz!" erwiederte Friedleben trocken. „Wir sind daran gewöhnt, diese Menschen von Jugend auf in unsern Diensten zu sehen: denn ob der Wirth hier im Hause eins von den Lastern hat, die Sie so eben nannten, steht dahin; und hätte er sie auch alle, so söhnte sich mein Herz dennoch mit ihm aus. Ich denke ihn mir, wie er seine Kinder, seine Frau in die Arme nimmt, wie seiner Verwandtenliebe (ein Wort, das der Reiche oft gänzlich vergißt) kein Opfer zu schwer wird. Oder ich denke ihn mir hinter seinem Pfluge an einem Regentage, an seinem Weizenfelde im heißen Sommer mit der Sense in der Hand; und dann nenne ich ihn mit Freuden: Mensch und Bruder!"

Jetzt trat der Wirth wieder herein. Mei-

ne Kinder, selbst Pahlen, behandelten ihn mit freundlicher Güte, doch ohne deshalb zu vertraut mit ihm zu werden; und nach einer Stunde hatten wir ein Zimmerchen mit Betten für meine Töchter gewonnen, obgleich der Mann vorher gesagt hatte, daß er uns keine verschaffen könnte. „Seht ihr?" sagte ich, als Auguste wieder kam, und die Anstalten lobte.

Am folgenden Morgen ziemlich früh gingen wir weiter, und gegen Abend erreichten wir Pahlens Dorf. Elisabeth war außer sich, als sie das Häuschen sah, dem Pahlen und der alte Kammerdiener durch eine angenehme Farbe eine gewisse Eleganz gegeben hatten. Es ist doch recht hübsch! sagte sie in einer Aufwallung von Freude und Stolz. Ich muß gestehen, daß es mir selbst gefiel, und ich würde gern mein Wohlgefallen an dem Hause und dem reinlichen, mit Sand bestreuten Hofe geäußert haben, wenn ich nicht Friedlebens gerunzelte Stirn bemerkt hätte. Der Kammerdiener, ein alter Mann, dessen Gesicht recht ehrwürdig war, empfing uns

mit vielen Verbeugungen, und wollte durchaus der jungen Frau den Rock oder die Hand küssen, was sie denn, wie billig, nicht zugab. Nach jedem dritten Worte kam wieder G n a d e oder g n ä d i g; und da der alte Mann in weißen seidenen Strümpfen, die aber das Alter gelb gefärbt, und in einem Rocke mit goldgesponnenen Knöpfen, die es noch stärker beschädigt hatte, in einer steifen Tanzstellung dastand: so fürchtete ich, er möchte einen übeln Eindruck auf Friedleben machen, der nichts so bitter zu tadeln pflegte, als die Sucht zu prunken. Friedleben schüttelte aber dem alten Manne sehr herzlich die Hand, und er allein von uns sagte mit einer aufrichtigen Freundlichkeit ein Paar beifällige Worte über dessen Putz. Als Pahlen seine junge Frau nun in das Wohnzimmer führte, wurden wir alle durch eine neue Papiertapete und durch recht elegante Möbel überrascht. O, rief Elisabeth freudig, und fiel ihrem Mann um den Hals: o, ich danke dir, Lieber! — Auguste warf sich mit ihrer Lebhaftigkeit sogleich in den Sofa, um ihn zu

probiren. Wir, ich und Karl, blickten lächelnd im Zimmer umher; ich getrauete mir aber wieder nicht, etwas zu sagen, weil Friedlebens Stirn jetzt noch stärker gerunzelt war, als schon vor dem Hause.

O, sagte Auguste; ich finde es hier schön, ob Sie gleich ein finstres Gesicht machen, Herr Friedleben.

„Und auch Ihre Schwester findet es so," sagte Friedleben ernst: „das ist in der Ordnung. . . . Die Rabbinen erzählen, was ich auch fest glaube: der Teufel sey nicht in der Gestalt einer Schlange zu der Mutter aller Menschen gekommen, um sie zu verführen, sondern auf einer großen ausgeputzten Schlange, als Reiter. Wäre er zu Fuß gekommen, er hätte sie nicht verführt."

Das ist nichts Besonderes, sagte Auguste. Freilich, ein häßlicher Teufel würde nicht viel ausgerichtet haben.

„Wir sollen uns gar nicht verführen lassen, weder durch einen häßlichen Teufel, noch durch einen schönen."

Hier sehe ich aber keinen Teufel, sondern

nur eine schöne rothe Tapete und hübsche Möbel.

Ich erzählte, was der Leser schon weiß, wie ich meine Frau in unser Wohnzimmer geführt hätte, und setzte hinzu: „damals konnte ich ein ganz hübsches Sümmchen ersparen; aber ein solcher Augenblick, wo man seine Geliebte, wie einen jungen König, huldigend empfängt, kommt im Leben nur Einmal: und da muß man mit einem Triumphbogen nicht knickern."

Was mich ernsthaft macht, sagte Friedleben zu mir, ist etwas Anderes; ich will es Ihnen nachher sagen. (Elisabeth und Pahlen hörten nichts von diesem Gespräche; sie waren in das Gärtchen hinter dem Hause gegangen.)

Wir, Friedleben und ich, stiegen nun die Treppe hinauf, um das ganze Haus zu besehen. Ich schüttelte wohl zehnmal den Kopf; denn es gab hier kein Zimmer, wo nicht durch irgend einen Winkel der Wind gepfiffen hätte. „Eine luftige Wohnung," sagte ich endlich in einem scherzenden Tone, unter

dem ich meine unangenehmen Empfindungen zu verbergen suchte.

Richtig, erwiederte Friedleben; das ist der Teufel auf der geputzten Schlange. Ich sah es schon draußen.

Seine Anmerkungen machten einen unangenehmen Eindruck auf mich, so sehr ich auch ihre Wahrheit fühlte. Doch um ihn nichts merken zu lassen, fuhr ich scherzend fort: „das Haus ist ein wahres Gegenstück zu dem geputzten und abgerissenen Kammerdiener. Sie haben wohl nicht bemerkt . . .“

Der alte Mann, sagte Friedleben ernst, kleidet sich gewiß alle Festtage so. Wer wollte des treuen, ehrlichen Greises spotten, wenn er der jungen einziehenden Königin eine Ehrenpforte errichtet, die schon hundertmal bei Festen gebraucht worden ist! Aber . . . — Er brach ab.

„Aber?“ sagte ich. „Fahren Sie fort; Sie sind noch nicht fertig.“

Er schwieg noch einen Augenblick; dann hob er wieder an: Sie selbst haben mir gesagt, daß Pahlen arm ist. Wie, wenn er

nicht

nicht vergessen hätte, nicht vergessen könnte, daß er geboren wurde, in Ueberfluß und Pracht zu leben? Mir scheint es beinahe so. Er spricht zu viel von dem Opfer, das er seiner Liebe gebracht hat, um es nicht größer zu finden, als es für das Glück Ihrer Tochter gut ist.

„Hm!" erwiederte ich kalt; „was machen wir aber?"

Sie sind sein und Elisabeths Vater; warnen Sie ihn. Seine Hoffnungen stützen sich auf nichts. Lehren Sie ihn sein Glück hier kennen und genießen, und es nicht erst von der ungewissen Zukunft erwarten. Er hat hier eben so viel, als Sie, ja, nach der Güte des hiesigen Bodens zu urtheilen, noch einmal so viel, wenn er seyn will, was er hier seyn muß: ein stiller, einfacher Landmann. Dringen Sie darauf, daß er uns morgen seine Aecker zeigen soll. Ich verstehe mich ein wenig auf den Landbau.

Ich hörte ihn kalt an, weil es mir schien, als wäre er gar zu tadelsüchtig und wollte sich ein Ansehn über uns Alle geben. Mir

fielen die Perlenschnüre wieder ein, die er Augusten geschenkt hatte; aber Dankbarkeit war meine Empfindung bei dieser Erinnerung nicht, obgleich — was soll ich es leugnen? — durch dieses Geschenk mein Haus auf einige Jahre (das glaubte ich wenigstens) wieder von Sorgen befreiet worden war; vielmehr dachte ich, er spielte darum den Tadler gegen uns, weil wir ihm Verbindlichkeit hätten. Jetzt wurde ich noch kälter, und sagte ihm einige empfindliche Worte.

Gut! sagte er; nach meinen Grundsätzen sollte ich von diesem Augenblick an schweigen; aber, lieber Prediger, ich fühle mich von Ihnen und Ihrer Familie so fest angezogen, wie noch von keiner. Mich dünkt, ich habe Ihnen das gezeigt . . .

„Ja, und meine Tochter Auguste hat Ihr Geschenk . . . —"

Er sah mich mit einem solchen Blicke an, daß ich schweigen mußte. Nicht das, Herr Prediger, fuhr er fort: denn die Perlen waren nicht ich; sie wurden bei Ceilan gefischt. Ich meine etwas Andres: daß ich Ihnen verzei-

hen kann, was Sie so eben gesagt haben, daß ich Sie liebe, daß ich Sie auch jezt mit vollem Herzen . . . — Er drückte mich an seine Brust. Dann sah er rings um sich her, und sagte: guter Gott! hier pfeift der Wind, und der Regen wird durch die Decke tröpfeln; aber, was mehr ist, als diese Armseligkeit: ich fürchte, hier wird einst Elisabeth seufzen und Thränen fallen lassen. Ich wünsche allen Menschen Gutes; doch Ihrer Tochter — die liebe ich wie mein eigenes Kind.

Konnte ich das hören, ohne ihn in meine Arme zu nehmen? Jezt war ich wieder ich selbst, fand alles richtig, was er sagte, und versprach ihm, mit Pahlen zu reden.

Pahlen erröthete, als er sah, daß Friedleben die Löcher in den Wänden verklebte, wobei ihm Auguste treulich, doch unter stetem Lachen und Witzeln, half. Er wollte scherzen; allein es gelang ihm nicht, und nun entschuldigte er sich sehr ernsthaft bei mir in Friedlebens Gegenwart. Sie haben hier nicht gelebt, Pahlen, sagte dieser sanft: vielleicht sehen

Sie die Wände jetzt zum ersten Male; sonst hätten wir wohl das Zimmer unten weniger elegant, und die Zimmer hier oben weniger luftig gefunden.

Seine Zimmer, sagte Auguste, sind wie Ossians Geister: man kann die Sterne durchscheinen sehen. Pahlen hörte nicht auf zu erröthen.

Am folgenden Morgen besuchten wir die Aecker, und Friedleben nahm eine Schreibtafel mit. Als wir fertig waren, sagte er zu Pahlen vergnügt: Sie können ein reicher Mann werden. Das Gut ist vortrefflich, nur vernachlässigt. Sieben hundert Thaler muß es im Durchschnitt einbringen, wenn Sie selbst der edelsten Beschäftigung, dem Landbaue, vorstehen wollen. Pahlen, in dessen Gesichte bisher ein kleiner Widerwille gegen Friedleben gewesen war, wurde nun ungewöhnlich heiter. Er ging zwischen ihm und Elisabeth, sprach von dem Ackerbau in England, machte Plane, wie glücklich er mit seiner Frau als Landmann leben wollte, berechnete schon, wie er die Einnahme von

sieben hundert Thalern anwenden könnte, und ließ ein Wort von einem hübschen Wagen fallen. Friedleben schüttelte den Kopf bei Pahlens Versprechungen, nichts weiter zu seyn, als ein Landmann; und endlich sagte er lächelnd: ich liebe solche Herzen, wie das Ihrige, denen überall Hoffnungen entgegen lachen. Das Verschwinden einer oder der andern läßt sie ruhig, und sie haben sogleich eine neue; doch nur Schade, daß diese glücklichen Menschen, während sie Plane machen, des künftigen Glückes zu genießen, oft die Mittel vernachlässigen, es sich zu verschaffen! Sie bauen einen Pallast in der Zukunft, und lassen die Hütte in der Gegenwart einstürzen; anstatt im Frühlinge an einem guten Tage das Feld zu bestellen, freuen sie sich schon über die reiche Ernte des künftigen Sommers.

Pahlen fand sich getroffen, und gelobte Besserung, sprach aber nach einigen Minuten wieder von einem schönen Garten, den er für seine Elisabeth anlegen wollte. Vergessen Sie nicht, sagte Friedleben, daß Ihre Elisabeth

satt seyn muß, wenn sie einen schönen Garten schön finden soll.

Ich sprach mit Elisabeth unter vier Augen, und bat sie, ihren Mann mit Güte oft daran zu erinnern, daß unser Leben zu kurz sey, um es mit Planen zu einem glücklichern, als man nun einmal habe, hinzubringen. Sie war ängstlich darüber, daß wir nicht ganz mit dem geliebten Pahlen zufrieden schienen, und hätte uns gern überredet, die Löcher in den Wänden wären keine Löcher. Du hast Recht, sagte Auguste: die Wände sind von Rosafilet; und so können sie nicht anders seyn.

Endlich reisten wir zurück. Auguste hätte den Bitten ihrer Schwester nachgegeben, und sich noch einige Zeit bei ihr aufgehalten, wenn nicht Friedleben so ernstlich dagegen gewesen wäre. Er sagte: das junge Paar muß wenigstens ein Jahr lang allein seyn, um sich einzurichten, für sich einzurichten.

Die Verzweiflung.

Auf der Rückreise kamen wir Nachmittags wieder in den Gasthof, wo wir auf der Hinreise übernachtet hatten. Der Wirth empfing uns sehr freundlich, sagte uns aber: er könne uns kein Zimmer zum Schlafen geben; alle Betten im Hause wären schon bestellt; es hätten sich zu dem Freischießen, das heute auf der Wiese gehalten würde, eine Menge Fremder eingefunden. Wir ergaben uns in Geduld, ob wir gleich von dem Wege ermüdet waren, und auf Betten gerechnet hatten.

Gegen Abend gingen wir auf die Wiese, wo das Schießen gehalten wurde, und trafen da die so genannte schöne Welt aus einem Umkreise von drei bis vier Meilen, in dem besten Putze, den Jeder und Jede hatte. Auguste, die in sehr einfachen Reisekleidern war, erröthete einmal über das andere, als die meisten Frauenzimmer sie musterten, und äußerte den Wunsch, nach Hause zu gehen.

Friedleben aber, der sich in diesem bunten Getümmel sehr wohl befand, bat sie, zu bleiben. Ich bin eine Närrin, sagte sie endlich sehr aufrichtig, mag ich wollen oder nicht. Mir fehlen ein Paar Ellen Zeug, ein Paar Federn auf dem Hute, das ist alles; und ich schäme mich, als hätte ich etwas Böses begangen.

Armes Mädchen! sagte Friedleben lachend. Nun, wir wollen sehen, ob wir nicht mit ähnlichen Armseligkeiten Aufsehen machen können. Er faßte Augustens Hand, und zog sie in das stärkste Gedränge der Frauenzimmer vor eine Bude mit Galanterie-Waaren. Indem er durchzukommen suchte, sprach er ganz laut Englisch mit Augusten; und diese sagte: bravo! ich soll die Engländerin machen! Wirklich imponirte diese Armseligkeit, besonders da Friedleben einige Kleinigkeiten, ohne zu handeln, kaufte, und da Auguste — mit einer Dreistigkeit, die ich ihr nicht zugetrauet hätte — ein Paar Mal laut lachte. Jetzt warf man scheue Blicke auf uns, und flisterte einander zu, daß wir Engländer seyn

müßten. Auguste, der ihre Rolle Vergnügen machte, ging nun stolz die Wiese auf und ab, als ob sie die Königin des Festes wäre. Auf einmal hielt Friedleben am Ende der Wiese sie auf, und sagte: ich wünschte nicht, liebes Kind, daß Sie diese Menschen darum verächtlich fänden, weil man Ihnen Platz macht, wohin Sie treten; noch weniger, daß Sie auf Ihr Englisch, weil man hier darüber erstaunt, eitel würden. Sie sollen nur lernen, liebes Kind, wie wenig es bedeutet, von Menschen verachtet zu werden, die so bewundern können.

Kleinstädterei, sagte Karl; das ist unser Glück.

O, mein guter Freund, antwortete Friedleben, die Menschen sind überall so ziemlich einander gleich. Wer sie kennt, kann ihnen leicht imponiren. Ich habe es noch immer gekonnt, wo ich auch gewesen bin: hier mit einem Solitair im Ringe, der einigen Werth hatte, dort mit der Adresse an einen Gesandten, der mich zu einem Diner einlud; hier mit einem Taschenbuche voll Wechsel, das ich

blicken ließ, dort mit einer Beschreibung, die ich vom Eskurial machte. Es kommt nur darauf an, daß man weiß, was an jedem Orte neu oder selten ist; dann wird man, wenn man will, bewundert.

Wir setzten uns unter eine Weide, und sprachen weiter über die Welt, die wir hier im Kleinen vor uns hatten. Friedleben verließ uns; doch nach einer Weile kam er wieder, und erzählte, daß er in einem Zelte gewesen sey, worin Pharao gespielt werde. Er beschrieb uns den verschiedenen Ausdruck in den Gesichtern der Spieler so lebhaft, daß wir Alle neugierig wurden, die Scene zu sehen. Wir traten in ein dunkles, niedriges Zelt, und ich musterte am Eingange die Trinker, als auf einmal Auguste bleich und zitternd zu mir sagte: er ist es! er ist es! Reden Sie ihn an! ziehen Sie ihn zurück von dem Abgrunde!

„Wen denn?" fragte ich, bestürzt über die Angst, worin sie war. Sie zog mich näher zu dem Tische, an welchem man spielte, und sagte, noch immer bebend: sehen Sie,

Vater! — Salzmann stand am Tische, mit bleichem, abgefallenem Gesichte, aber mit brennenden Augen. Er mußte beträchtlich verloren haben; denn ein Mann hinter ihm sagte: Sie sind nicht glücklich. Ich bitte, hören Sie auf. — Ich will nun aber spielen! antwortete er unwillig, stürzte ein Glas Wein hinunter, und besetzte seine Karte noch höher.

Reden Sie ihn an! flisterte Auguste hinter mir. Ich sagte ihr: „sobald er einmal vom Spieltische weggeht, werde ich Gelegenheit nehmen, ihn zu sprechen.“ O nein, nein! flisterte sie, und sogleich ging sie zu dem Tische, legte die zitternde Hand an seinen Arm, und flisterte: lieber Salzmann! Er sah sich verdrießlich um, erkannte Augusten, und sagte, in einem absichtlich bis zum Gemeinen vernachlässigten Tone: sieh da! sind Sie auch hier? Ich bitte Sie, hob Auguste wieder an: nur ein Paar Worte! Er legte seine Karten hin, und verließ mit ihr das Zelt. Ich ging ihnen nach, und sah, daß sie sich unter den Buden verloren. Auguste kam

endlich allein zu mir zurück, und faßte meine Hände mit einer Heftigkeit, die mich erschreckte. Ich glaube, sagte sie, er ist gerettet. O, denken Sie nichts Böses von ihm, lieber Vater. Er hat mir gestanden, daß er aus Verzweiflung trinkt und spielt! aus Verzweiflung! Ach, er wird sie nie vergessen! nie! nie! (Hier fielen heiße Thränen auf meine Hände, die sie noch immer hielt.) Ich war außer mir, lieber Vater, und ich bin es noch. Sein Herz ... ich glaube, daß ich es erschüttert habe; und mein Herz ... das brach in dieser schrecklichen Minute. Ich fürchte, ich fürchte, (das sagte sie mit dem Ausdrucke des Leidens) er weiß nun ... Ach nie, nie mag ich wieder eine solche Stunde erleben. Aber es schien, als hätte ich ihn (o Gott gebe es!) tief, tief erschüttert. Er wäre seines Lebens müde, sagte er, mit sanfter gerührter Stimme; und dabei faltete er die Hände über die Brust, als wollte er sie zerdrücken. Ach, da wußte ich kaum noch von mir selbst, und ...

„Erhole dich, liebe Auguste!" unterbrach

ich sie, weil sie ganz laut sprach, und weil Menschen neben uns waren. Ich hatte sie nie so gesehen. „Du hast ihn gewiß erschüttert, wenn du so mit ihm geredet hast; denn er war gut, Auguste. Ich denke, er ist gerettet, und von dir gerettet."

Gerettet von mir! rief sie entzückt, aber noch immer weinend. Schnell faltete sie die Hände, hob sie gen Himmel, und sagte: o, und wenn er denn auch nun weiß, was ich leide!

„Mein Kind!" sagte ich schnell und bewegt: „wie? O, du Unglückliche! So ist es doch wahr, was Elisabeth sich scheuete, uns zu sagen, und was ich nur aus ihren ängstlichen Blicken ahnete? Du liebst . . ."

Sie starrte mich an, als ob sie mich errathen wollte. Dann fragte sie ängstlich: Vater, habe ich jetzt etwas gesagt . . .?

„Ja, mein unglückliches Kind! ich habe in dein Herz gesehen." Sie warf sich an meine Brust; dann stand sie wieder ohne alle Bewegung da, legte die Hand an die Stirn, bedeckte die Augen, und sagte leise: Sie wer-

den mich nun verachten; und auch er! Er wird mich verachten!

Diese Worte brachte sie so ängstlich, so gebrochen hervor, als ob sie mit jedem einen Theil ihres Lebens verhauchte. Ich war wirklich im Begriff, ihr vorzustellen, wie entehrend es für ein junges Mädchen sey, einen Mann zu lieben, ohne von ihm geliebt zu werden; aber wie konnte ich ihr jetzt nur ein unfreundliches Wort sagen? „Auguste," hob ich, so sanft als möglich an; „ich fühle nur Mitleiden für dich. Und wenn du dich deiner Empfindung schämen müßtest: dürftest du nicht stolz auf die Stärke seyn, mit der du sie so lange verschwiegen hast?" Sie ließ das Gesicht auf die Brust sinken, und sagte: o, was kann er von mir denken! Er weiß, daß ich ihn liebe, daß ich darum krank wurde! . . . O mein Vater, wofür muß er mich halten! denn habe ich mich ihm nicht angetragen? O, wenn er gerettet ist, so kostet es mir die Ruhe meines Lebens. Jetzt fühle ich, was ich von nun an ihm und allen Menschen seyn werde, ob ich gleich unschul-

dig bin! O, kommen Sie! lassen Sie uns eilen! Er darf mich nie wiedersehen! nie! oder ich verginge vor Scham.

So eben kam Salzmann, die Arme über die Brust gekreuzt, in tiefem Nachdenken gegangen. Auguste zog mich schnell hinter den Buden fort, und ging an meiner Seite zitternd nach dem Wirthshause, wo wir das Gastzimmer ganz leer fanden. Sie setzte sich in einen Winkel, stützte den Kopf, stand dann plötzlich auf, trat vor mich hin, und sagte: ich bitte Sie, lieber Vater, niemanden ein Wort von dem Allen zu entdecken, auch meiner Mutter nicht! Das ist der einzige Wunsch, den ich jetzt noch habe. (Ich versprach ihr das feierlich.) Und Er . . . Glauben Sie nicht, daß auch er die Schande des unglücklichen Mädchens verschweigen wird, dem nur seine Verzweiflung das unglückliche Geheimniß entrissen hat?

„Ich bin davon überzeugt, mein Kind; denn er ist ein sehr guter Mensch, trotz dem Spielen und Trinken." (Das sagte ich nur, um etwas zu antworten; denn Augustens kal-

ter und doch so wilder Blick machte mich bange.)

Jetzt wissen Sie es und Er! Nie kann ich wieder die Augen vor ihm aufheben, nie vor Ihnen. Doch ja, Vater! (sie legte das blasse Gesicht auf meine Schulter;) gegen Sie darf ich die Augen erheben, und gegen den Himmel: Sie werden von Ihrer Auguste nichts Uebles denken; und der Himmel — der gab mir mein Herz, und auch ... meine Liebe!

„Dein Herz, mein Kind; deine Liebe wohl nicht: die gab dir ein unbewachter Augenblick, deine arglose Jugend. Laß uns dem Himmel nicht unsre Schwachheiten Schuld geben, damit wir nicht aufhören vor ihnen zu zittern.“

Aber ich fühle, meine Seele ist rein, ist schuldlos.

„Wohl, Auguste! Desto mehr wirst du deinem schwachen Herzen mißtrauen, und Andern ihre Schwächen vergeben.“

Sie küßte meine Hand. O, nie sollen Sie wieder einen Seufzer von mir hören. Ich will, wenn auch nicht glücklich, doch gut und stark seyn.

Ich brach in Thränen aus, und sagte: „Gott segne dich, wie ich dich segne, meine gute, unschuldige Auguste!" — Nie habe ich eins meiner Kinder nach einer edlen Handlung mit dieser zarten Freude an die Brust gedrückt, wie jetzt Augusten, die gefehlt hatte und sich wieder erhob. Wäre Elisabeth zugegen gewesen, sie würde vielleicht gesagt haben: o, wie selig ist Gott, daß er seinen Kindern vergeben kann! Und könnte das nicht auch ein Vater, selbst ein Philosoph, ohne zu erröthen, sagen, wenn er seinem bereuenden Kinde verzeihet? Ist denn nicht Alles, was wir von Gott denken, menschlich?

Nun verlangte ich — noch jetzt bin ich darüber unzufrieden, daß ich die Härte begehen konnte, sie so zu beschämen — ich verlangte, sie sollte mir sagen, wie alles gekommen wäre. Sie bat, ich möchte mit ihr ein wenig in das Gärtchen am Hause gehen, und da erzählte sie mir, was der Leser schon weiß. Ich wollte nun auch wissen, was sie Salzmannen heute gesagt hätte. Ihre Erzählung war aber sehr unzusammenhängend; denn die

wilde Verzweiflung des unglücklichen Mannes hatte sie außer sich gesetzt. Sie wußte nur, daß Salzmann in dem Weidenhölzchen am Ende der Wiese vor ihr niedergesunken war, und ihr betheuert hatte, daß er nie wieder eine Karte anrühren, und nie wieder zu viel trinken wolle. Diese Stellung, sagte sie, uud seine Thränen, seine wehmüthige Zärtlichkeit hätten sie überwältigt; sie wäre in seine Arme gesunken, und hätte ihm ihre Liebe gestanden.

„Und er?" fragte ich.

Er? O, weiß ich das? Ich war erschüttert, in der größten Verwirrung. Er drückte mich an sich, und ich fühlte seine Lippen an den meinigen. O, Vater, ich zitterte in diesem Augenblicke vor glühender Scham, daß ich mich vielleicht seinem Mitleiden, oder wohl gar seiner Verachtung, so hingegeben hatte. Ja, seiner Verachtung! Ach, ich weiß es gewiß! — Sie bedeckte das glühende Gesicht mit beiden Händen, und ging zitternd neben mir her.

„Nein, mein Kind; du ängstigest dich

vergebens. Verachtung nicht. Dein Geständniß überraschte ihn; er ist ein junger Mann, und du bist Elisabeths Schwester. Ich will nicht sagen, daß es Liebe war, was er fühlte; aber warum sollte es die nicht werden können?"

Jetzt zog sie heftig beide Hände von dem Gesichte, und sagte schnell: ja, Verachtung; mit der behandelte er mich. Ich fühlte das dunkel; darum riß ich mich aus seinen Armen, und floh zu Ihnen.

Als ich etwas Näheres von ihr zu erfahren suchte, konnte ich am Ende errathen, daß Salzmann seine Lippen an ihren Busen gedrückt hatte. Ich war nicht mit mir selbst eins, was ich dazu sagen sollte; daher schwieg ich, und beschloß im Zurückgehen, den Ausgang der Begebenheit mit Geduld zu erwarten. Indeß machte ich mir einige Hoffnung, daß Salzmann dennoch vielleicht mein Sohn werden könnte.

Friedleben und Karl waren, als wir kamen, schon im Wirthshause. Wir hatten beschlossen, die Nacht in der Gaststube zu

bleiben, und, ohne geschlafen zu haben, bei Tagesanbruch weiter zu gehen; doch Augustens Zustand machte eine Aenderung dieses Planes nöthig. Der Wirth bot uns endlich eine kleine Kammer an, worin wir eine reinliche Streu finden sollten. Augusten war das sehr willkommen, da sie nun Hoffnung hatte, allein seyn zu können, oder wenigstens nicht in dem betäubenden Getümmel der berauschten Gäste bleiben zu müssen. Ich ging mit meinen Kindern in den Verschlag. Auguste warf sich sogleich nieder, und Karl legte sich auf die andre Seite. Als ich merkte, daß Beide eingeschlafen waren, verließ ich die kleine Kammer wieder, um mit Friedleben zu sprechen, der in der Gaststube hatte bleiben wollen. Das Lärmen wurde aber, weil man nicht aufhörte zu trinken, mit jeder Minute größer, und wir mußten am Ende eine allgemeine Schlägerei befürchten. Nun bat ich Friedleben, mit mir in die Kammer zu gehen, wo wir ruhig seyn könnten; und er that es.

Wir setzten uns Beide auf eine niedrige

Bank, und hatten Augusten gerade vor uns. Friedleben betrachtete sie mit heiterm Lächeln, und flisterte mir zu: so schlummert die Unschuld! Ich weiß nicht, welcher Franzose gesagt hat: bei einem Schlafenden könne man die richtigsten physiognomischen Bemerkungen machen*), und man sollte die Fürsten und Minister öffentlich schlafen lassen. Ich war, als ich das las, ein junger Laffe, der gern experimentirte, und zog mir tausend schlimme Händel zu, weil ich überall, wo ich durfte und nicht durfte, mit einer Blendlaterne physiognomische Streifzüge anstellte. Alle meine Entdeckungen liefen darauf hinaus, daß die Menschen im Schlaf etwas einfältiger und viel ehrlicher aussehen, als im Wachen, wenn anders ihr Schlummer ruhig ist. Ich möchte vielmehr sagen: man sollte seinen Feind oft schlafen sehen, um sich mit dem sanften Gesichte, aus welchem dann jede Falte des Neides, des Hasses und des Hohnes vertilgt ist, zu versöhnen. Beinahe wollte ich behaupten,

*) Mercier behauptete dieses Paradoxon vor Kurzem aufs neue.

daß im Schlaf jeder Mensch seine Jugendjahre wieder durchspielt. Sehen Sie nur, wie Ihre Auguste lächelt. Gott erhalte ihr das fröhliche Herz!

„Gott gebe es ihr wieder!" sagte ich. Friedleben sah mich verwundert an; und ich erzählte ihm nun leise, was Augusten begegnet war, da ich mich auf seine Verschwiegenheit verlassen konnte und den Rath eines ehrlichen Mannes bedurfte. Sie liebt hoffnungslos, sagte er in einzelnen Absätzen; und auf der ganzen Reise war sie so heiter! . . . So wohlthätig ist die Natur, daß sie dem Schmerze nur Augenblicke erlaubt. Die ruhigen Stunden der Unglücklichen überwiegen die sorgenvollen bei weitem: der Tag fliegt ihnen unter Arbeit, Hoffnung, und kleinen Freuden dahin; die Nacht giebt ihnen einen sanften Schlummer. Nur einige Minuten bleiben für die Sorge übrig.

„Das dürften die harten Reichen nicht hören!"

Warum dürften sie nicht hören, daß die Natur viel gütiger ist, als sie? . . . Sehen

Sie, wie Ihre unglückliche Auguste lächelt! ... Aber thun läßt sich nichts. Ihre Tochter hat Recht. Sie darf ihn nicht wiedersehen; doch er wohl sie. Das müssen Sie abwarten. Sie sind ein glücklicher Vater; und auch Ihre Kinder sind glücklich: denn es sind gute Menschen!

Unter Wünschen für das Glück meiner Kinder schliefen wir ein, und erwachten erst, als die Sonne schon lange über dem Horizonte war.

Erwartungen.

So wie Auguste nur die Augen öffnete, sah ich, daß der Geber des Guten, der Schlaf, ihren Schmerz gemildert und ihr neue Hoffnungen gegeben hatte. Ohne ihren Wunsch zu äußern, wußte sie es so anzustellen, daß wir noch einmal über die Wiese gingen; aber der, den sie mit schnell umherfliegenden Blicken suchte, war nicht da. Als wir endlich den eigentlichen Rückweg antraten, sah sie sich von Zeit zu Zeit um, ob uns Niemand folgte. Auf der letzten Hälfte des Weges wurde sie stiller und ernster; doch das Freudengeschrei, womit ihre Geschwister uns empfingen, erheiterte sie wieder.

Der Nachmittag und der Abend verliefen unter Erzählungen, die kein Ende nahmen, da meine Frau auch die größte Kleinigkeit von dem Hause wissen wollte, worin ihre Elisabeth nun lebte. Kein Wort über die verfallenen Wände, über das durchlöcherte

Dach; wir gaben ihr die Rosen ohne alle Dornen. Nun, wie sah es denn wohl so aus? fragte sie zuletzt mit einem heitern Lächeln. Ich hätte diese Frage nicht zu beantworten gewußt, da wir alles schon mit der größten Genauigkeit beschrieben hatten; doch Auguste verstand ihre Mutter vollkommen. Sie sagte: unsre Amtmannin würde in dem Hause wohnen können, so sieht es aus. Meine Frau lächelte noch heiterer, und war mit der Antwort zufrieden. O, die Eitelkeit des Weibes und der Mutter!

Nachdem wir am folgenden Tage unsre Beschreibungen bis auf die geringsten Kleinigkeiten wiederholt, und Karl sogar, wie er es konnte, einen Auf- und Grundriß des Hauses gemacht hatte, von dem meine Frau nichts verstand, den sie aber dennoch mit einem selbstgefälligen Lächeln lange betrachtete; und nachdem unsre Reisegeschichte (aus der indeß Salzmann wegblieb) erzählt war: kehrten wir endlich Alle wieder zu unsern gewöhnlichen Beschäftigungen zurück. Friedleben nahm von uns Abschied, und zwang uns ein

Geschenk auf, wodurch die Kosten, die uns sein Besuch gemacht hatte, vergütet wurden. Unsre Achtung für ihn nahm in dem Verhältnisse zu, wie unser Vertrauen zu ihm stieg, was gewiß ein seltener Fall ist. Wir wußten aber von ihm noch immer nichts weiter, als seinen Namen, nicht einmal seinen Wohnort. Daß er reich seyn müßte, behauptete Auguste; wir vermutheten es nur. Sie wollte sogar wissen, er habe weder Frau noch Kinder, ob er gleich an Elisabeths Hochzeittage ausdrücklich das Gegentheil gesagt hatte. Kurz, seine Umst nde blieben uns ein Räthsel; aber sein Herz nicht: das lag uns Allen so offen da, daß wir vergebens darüber gestritten haben würden, wer von uns das meiste Vertrauen zu ihm hätte. Er schien uns ein wenig allzu tadelsüchtig, und bisweilen zur Unzeit Philosoph: aber er war ein Mensch; und wenn einmal die Sorge für die Zukunft schwer auf unsre Herzen fiel, so sagten wir getrost: wir haben ja Friedleben; der wird uns nicht verlassen!

Nie hatte er geäußert, daß er im Fall

der Noth etwas für uns thun würde; und dennoch gründete sich auf ihn jede Hoffnung, die wir fassen konnten. Meine Frau erzählte ihm einmal, wie Auguste die Perlen angewendet hätte; er nickte nur freundlich mit dem Kopfe, und reichte nachher Augusten die Hand, ohne ihr ein Wort zu sagen. Ich setzte ihm aus einander, wie edelmüthig sie dabei gewesen wäre, und beschrieb ihm die zärtliche Scene, die es gegeben hätte; er hörte aber schweigend zu, obgleich mit sichtbarer Freude in den Augen.

Als er abreiste, sagte er mir: haben Sie Acht auf Augusten; doch mischen Sie Sich in nichts. Das Herz des lieben Mädchens wird sich schon heraus finden.— Ich versprach ihm, seinen Rath zu befolgen.

So schmerzlich es Augusten auch seyn mußte, daß sie dem jungen Mann ihre Liebe gestanden hatte, so war sie doch wohl nicht ganz darüber mißvergnügt, und es mochte eine geheime Hoffnung, noch von ihm geliebt zu werden, im Grunde ihrer Seele liegen. Sie schien zu erwarten, daß er kommen würde;

denn sie stand oft an dem Fenster, das auf den Weg nach seinem Vorwerk hinsah. Als aber ihre Hoffnungen immer getäuscht wurden, fiel endlich die Scham sehr schwer auf ihr Herz, und sie versank in Schwermuth. Indeß verbarg sie ihre Empfindungen, und täuschte Alle im Hause durch ein erzwungenes Lächeln; nur mich nicht, da ich ihr Leiden wohl bemerkte.

Ich hielt es endlich für nöthig, mit ihr zu sprechen, und wählte dazu meinen Geburtstag. Sie fiel am Morgen sanft weinend in meine Arme; und ich sagte: „mein Kind, ich wünschte, du wärest einmal ganz aufrichtig gegen deinen Vater." Sie besann sich einige Sekunden; dann sagte sie lebhaft: ich will es seyn! ganz! . . . Er liebt mich nicht, mein Vater: das wußte ich schon lange, und das ist nur die Hälfte meines Leidens. Doch, ich habe das Gefühl meines eigenen Werthes verloren, und er verachtet mich: das zerreißt mein Herz. Er kommt nicht, weil er fürchtet, daß ich mich ihm noch einmal anbieten möchte.

„Auguste, welche finstre Vorstellungen! Gesetzt nun auch, es wäre so, wie du meinst — wie viele Männer halten nicht um ein Mädchen an, und bekommen eine abschlägige Antwort! Ist denn die Liebe etwas Willkührliches? Er liebt dich nicht, und du liebst ihn: das ist ein Unfall, aber keine Schande." —

O, mit den Männern ist es anders. Nein, lieber Vater, nein! Ein Mädchen kann einem Manne, dem es sich angetragen hat, nie wieder in die Augen sehen. O, und wenn ich aufhörte, ihn zu lieben: ich würde doch nie glücklich werden; denn dieses quälende Gefühl, daß ich die weibliche Schamhaftigkeit verletzt habe, muß nun, wie ein verschwiegenes Verbrechen, mein ganzes Leben belasten.

„Du siehst Gespenster, mein Kind. In England bieten sich ja Mädchen in den Zeitungen an; und wer weiß, ob das nicht auch in Deutschland bald Mode wird."

Es kann nie Mode werden, das fühle ich. Ach, wie entartet muß ein Mädchen

seyn, das sich so schamlos ausbietet! Jeder Mann, der in seinen eignen Augen Werth hat, muß ein solches Geschöpf mit der größten Verachtung ansehn. Das fühle ich, das weiß ich, mein Vater. Mir entriß nur Mitleiden das Geständniß; und doch wird mein Herz nie heilen. Lassen Sie uns davon aufhören! Sie sagten einmal: wenn von Muth und Beleidigungen der männlichen Ehre die Rede ist, hat das Weib keine Stimme; um darüber urtheilen zu können, muß man ein Mann seyn. Glauben Sie mir: über jungfräuliche Würde hat der Mann keine Stimme.

Ich erinnerte mich, was ich fühlte, als ich meine Frau kennen lernte und in dem Irrthum stand, daß sie Absichten auf mich hätte. „Du kannst Recht haben, mein Kind," sagte ich; „allein dein Geheimniß entschlüpfte dir nur. Oder hältst du es schon für eine Schande, zu lieben?"

Nein, Vater; meine Liebe war, als noch niemand sie kannte, das stille Glück meines Lebens. Aber jetzt? . . . Er verachtet mich!

„Wenn er dich nun auch verachtete — er thäte dir ja Unrecht, Auguste. Und ist es denn nicht ein Verdienst, Unrecht mit Geduld zu ertragen? ist es nicht eben so edelmüthig, als zu lieben und zu schweigen? Auguste, hast du nur Pflichten gegen ihn und dich? sind deine Eltern, deine Geschwister, und die übrige Welt dir nicht auch etwas? Dein schwaches Herz, mein Kind, entriß dir den Sieg über deine Liebe; und nun wolltest du trostlos dastehen und verzagen? Erkämpfe einen bessern Sieg: den über deinen Schmerz. Wenn du nicht glücklich bist, mein Kind, so mache Andere desto glücklicher! . . . Sag, ist denn jungfräulicher Hochmuth nicht auch Hochmuth? und hast du schon vergessen, was Hannchen gestern aus dem Zuschauer vorlas: no passion covers itself under more disguises than pride*)!" — Ich machte ihr diesen Vorwurf ungern, und drückte sie dabei zärtlich an mein Herz; aber — sollte wohl nicht ein heimlicher Stolz mit im Spiele gewesen seyn?

*) Keine Leidenschaft versteckt sich auf mannichfachere Weise, als der Stolz.

Sie ging, ohne mir zu antworten; und das sah ich recht gern, da ich nun sicher wußte, daß mein Vorwurf ihr Herz getroffen hatte.

Am Abend war sie wieder sorgfältiger gekleidet. (Bisher hatte sie sogar ihren Anzug vernachlässigt: so erniedrigt fühlte sie sich durch einen einzigen Fehler; oder — war auch das versteckter Stolz?) Sie nahm Theil an unsern Unterredungen, sogar an den Spielen der Kleinern, und war von dem Tage an fleißiger, als je. So heiter, wie sonst, wurde sie nicht wieder; doch der sanfte Ernst stand ihrem lebendigen Gesichte gut. Wir Alle liebten sie jetzt noch herzlicher, als vorher. Ich faßte sie einmal in meine Arme, und sagte: „welches Opfer wäre einem meiner Kinder zu schwer!" Jetzt stiegen zum ersten Male wieder Thränen in ihre Augen. Sie küßte schweigend meine Hand, und ging heiterer an ihre Arbeit.

Noch immer wohnte die Freude unter unserm Dache; nur ihre Gestalt hatte sich verändert: es war nicht mehr die jugendliche,

lachende Göttin, die, mit Rosen bekränzt, daher hüpft, und scherzend Blumen verstreut; es war eine ruhige, stille Göttin, die, mit dem Zweige des Friedens in der Hand, sich auf eine Säule lehnt und sanft lächelt. Wir hatten Frieden mit uns selbst; und darf der Mensch noch mehr verlangen?

Auguste tritt in die Welt.

Die Sorge, was aus Karln werden sollte, trat uns mit jedem Monate näher; und die noch übrige Perlenschnur, nebst dem wenigen vorhandenen Gelde, reichte kaum hin, ihn ein Jahr lang außer dem Hause zu unterhalten. Doch wir hatten eine noch nähere Sorge. In Elisabeths Briefen kamen Wendungen und einzelne Worte vor, die jeder von uns mit Kopfschütteln las, ohne seine Bedenklichkeit zu äußern. Was es war, wußte wohl nur Auguste; denn die bekam von ihrer Schwester mehrere Briefe, die sie uns nicht mittheilte. Endlich aber mußte sie uns dennoch sagen, wie es mit Elisabeth stand.

Friedleben hatte Recht, wenigstens zur Hälfte. Pahlen liebte seine Frau unaussprechlich; doch eben seine Liebe und die Gewohnheit zu glänzen, verleiteten ihn zu Ausgaben, die seine Einkünfte überstiegen. So-

bald er Geld einnahm, wendete er alles, was er nicht in derselben Woche nöthig hatte, an irgend etwas zum Putz für seine Frau, an irgend eine elegante Kleinigkeit, und borgte dann, um nicht hungern zu müssen. Wenn Elisabeth darüber betrübt war, vertröstete er sie auf den größeren Ertrag seines Gutes, oder machte ihr Hoffnung, von seinen Oheimen unterstützt zu werden.

Auguste erzählte uns das mit großer Betrübniß, und las uns nun auch Einiges vor, was ihr Elisabeth geschrieben hatte. In dem einen Briefe hieß es: „wenn du es nicht wärest, in deren Seele ich alle meine Gedanken und Empfindungen auszuschütten gewohnt bin; ich dürfte nicht einmal klagen: denn es ist die innigste Liebe, was uns arm macht. Ich spare, wie du leicht denken kannst, so viel als möglich. O, ich bin bei dem Allen so glücklich, daß mein Mann nicht weiß, was ich thue, und wie ich lebe, um den Putz wieder zu erwerben, den er mir schenkt. Sieh, Auguste, ich trage oft, ihm zu gefallen, ein neues Kleid, und esse nur so

viel, als das Leben fodert. Der alte Mann, der bei uns ist, der Kammerdiener — o, welche edle Menschen giebt es! — der entzieht sich die nothwendigsten Bedürfnisse, um sich nur gut kleiden zu können, weil er weiß, daß mein Mann es gern sieht. Das Herz möchte mir brechen, wenn mein guter Pahlen mit einem fröhlichen Gesichte dasteht, und sagt: es geht doch alles besser, als wir dachten! Oft kann ich ihm vor Thränen nicht antworten. Ich werfr mich an seine Brust, und sage nur: ja, ja! Das meine ich auch von Herzen so; denn es könnte noch viel schlimmer gehen, wenn wir nicht Alle gut wären."

„Der Kammerdiener bekommt monatlich — nicht viel, sehr wenig, sagt mein Mann mit Achselzucken; aber, ach! sehr viel, allzu viel für unsre Umstände. O, liebe Auguste, was empfand ich, als mir der alte Mann nach zwei Monaten das Geld heimlich brachte, und, indem er es mir hinreichte, mit zitternder Stimme sagte: verwahren Sie es mir, Ihr Gnaden, bis auf mein Alter; wer

weiß, wie ich es noch einmal brauche!" Und als ich es nun endlich nahm, und der alte Mann, um mich über seine Meinung nicht in Zweifel zu lassen, stockend hinzusetzte: „es ist wenig, Ihr Gnaden; aber es muß einmal mit Dero Herrn Gemahl besser werden; dann können Sie es mir erstatten. Bis dahin habe ich es nicht nöthig. Sollten es also Ew. Gnaden gebrauchen, so . . ." — Mir rollten die Thränen aus den Augen, und auch er fing nun an zu weinen. Das rührte mich mehr als sein Geld; denn daß er sich in meiner Gegenwart Thränen herausnahm, wie er sich ausdrückte: das war mir ein Beweis seines edeln Herzens. O, Auguste! du weißt nicht, welcher kalte Schauder mich überlief, so oft er in dieser Unterredung: Ew. Gnaden, zu mir sagte. Hätte er mich Elisabeth genannt, ich würde an seiner Brust mein volles, von Sorgen schweres Herz erleichtert haben. Jetzt freilich gab ich dem edeln Menschen nur die Hand, und sagte zitternd: o, wir Beide lieben meinen Pahlen!"

„Der alte Mann ist uns eine große Hülfe. Er führt die Aufsicht über den Hof, über Feld und Scheune. Wenn er es nur besser verstände!“

„Ach, Auguste, dieser Abstich zwischen äußerem Glanz und innerer Armuth — du weißt nicht, was ich dabei leide, und wie ich arbeiten muß, um Pahlen zu verbergen, was er so ungern sehen mag. Ich habe sanft mit ihm darüber gesprochen, nur in Fragen, wie er das meinte. Er verweist mich auf seine Oheime, auf die ungewisse Zukunft. Ach, sollte man nicht leben, als wäre in der Zukunft nichts zu hoffen, damit man sich genügen ließe?“

„Sieh, Auguste, diese einzige kleine Wolke hängt über meiner Ehe. Ich frage mich oft: richtest du nicht bloß darum deine Augen auf diese kleine Wolke, weil dein Himmel so heiter ist? Wenn er ganz von schwarzen Wolken bedeckt würde, ich dürfte ja nicht klagen, so lange sein Herz mein wäre. Und das ist mein! Ich bin glücklich!“

Auguste konnte vor Weinen kaum lesen,

und wir vor Betrübniß kaum hören. Zuletzt las sie uns noch eine rührende Stelle vor, die Elisabeths Hoffnung, Mutter zu werden, betraf. „Thränen der Freude, und Thränen des Kummers," schrieb Elisabeth, „werden das Kind empfangen; aber die Armuth, hoffe ich, soll es stark machen, und gut. Ach, Auguste, ich zittre oft vor dem Augenblicke; denn welche Noth kann dann vielleicht schon auf uns liegen, die das Kind mit träfe! Nun, es wird ja meiner Brust nicht an Nahrung fehlen, und meinem Herzen nicht an Liebe."

Jetzt erhob sich ein lautes Schluchzen im Zimmer. Meine Frau schien sich auf die Kniee werfen zu wollen; aber auf einmal lief sie zu dem Schranke, (die Kinder jauchzten vor Freude) und holte das Geld hervor, das von dem Verkauf der Perlen noch übrig war.

Ich warf einen mitleidigen Blick auf Karln. Meine Frau bemerkte es, und legte das Geld mit einer Art von Scheu auf den Tisch. Da ich schwieg, so fing sie an, es

sehr langsam zu theilen, und sagte endlich mit einem tiefen Seufzer: ich glaube, es ist noch zu wenig!

Warum nicht ganz, Mutter? fragte Karl.

Weil es für dich bestimmt war, antwortete sie schluchzend.

„Schick unserer Elisabeth Alles!" rief ich. „Laß uns der Vorsehung trauen; sie wird unsern Sohn nicht verlassen!"

Sie schüttelte den Kopf, und sagte leise: nein, das gehört ihm.

O Mutter, sagte Karl jetzt, sehr zärtlich, doch lebhaft: so hart stoßen Sie mich aus dem Hause? so hart? Guter Gott!

Aus dem Hause? fragte Auguste verwundert.

Könnte ich es hier noch eine Minute aushalten, wenn über der Sorge um mich meine Schwester hülflos bliebe? O, lieber wollte ich ja noch heute vor Hunger und vor Kälte sterben! Elisabeth bekommt es ganz, Mutter; oder ich verlasse ein Haus, worin mich jeder hassen müßte. — Der junge Mensch sagte,

das so männlich und mit solchem Feuer, daß wir Alle vergaßen, wie kalt philosophisch er sonst war. Meine Frau mußte thun, was er verlangte, ohne weiter von ihm gebeten zu werden.

Nun war es aber die Frage, wie das Geld bei Elisabeth anzubringen wäre, ohne sie merken zu lassen, daß wir ihre Briefe an Augusten gelesen hätten. Meine Frau meinte, wir sollten ihr den Beweis unserer Liebe nicht verschweigen; doch Auguste sagte: dann nimmt sie es nicht.

Wie? erwiederte meine Frau empfindlich: sie sollte von einem Bedienten nehmen, und von uns nicht?

„Ich möchte nicht gern, liebe Frau," sagte ich, „daß du den Wohlthäter unsrer Elisabeth, er sey wer er wolle, anders nenntest, als sie selbst: eine edle Seele!"

Das mag er seyn, antwortete sie: aber Bedienter ist er doch auch; und ich greife nur das an, daß sie von uns nichts sollte nehmen wollen.

„Du greifst mehr an, gute Frau; denn

sonst hättest du gesagt: sie sollte von einem Fremden nehmen, und von uns nicht! O, der gute alte Mann, der meine Tochter Ew. Gnaden nennt, und ihr seine ganze Habseligkeit giebt; der ihr noch mehr gab: Thränen, die er für respektwidrig hielt! Hätte Elisabeth ihn doch an ihre Brust gedrückt, trotz seinen Titeln! Ich thäte es gewiß, wenn er hier wäre."

Ich auch, sagte meine Frau jetzt sanfter; ja gewiß, um das Unrecht wieder gut zu machen, das ich ihm gethan habe.

Sie nimmt es vielleicht, hob Auguste an: aber sie wird nie wieder klagen; und dann werde ich vor Angst vergehen.

Das schien richtig. Wir suchten daher ein Mittel, das Geld bei ihr anzubringen, und fielen endlich auf die Lotterie. Ich hätte, sollte Auguste ihr schreiben, ein Loos von Friedleben geschenkt bekommen, auf das ein Gewinn von sechs hundert Thalern gefallen wäre. So ist, meinte Karl, auch für die Folge der Weg nicht versperrt, ihr Hülfe zukommen zu lassen. Wir seufzten Alle. Was

konnten wir ihr noch geben, als höchstens die Perlenschnur, die etwa sechzig Thaler werth war?

Karl sollte sich sogleich auf den Weg machen und seiner Schwester das Geld bringen. Auguste schrieb den Brief, begleitete ihren Bruder ziemlich weit, und kam dann ganz heiter wieder.

Es ging alles glücklich; Elisabeth hatte die Fabel von dem Lotterieloose geglaubt. Sie dankte uns, und Auguste bekam eine Antwort, die uns aufs neue rührte. Wir hatten mit dem Gelde unser Kind von schweren Sorgen befreiet; aber zu unsrer Betrübniß war die Summe, die uns so groß dünkte, schon fast ganz wieder ausgegeben. Mit dem Reste wirthschaftete Elisabeth sehr genau; doch jeder Brief von ihr machte uns immer trauriger. Ihre Entbindung näherte sich, und ihre Armuth wurde größer; Pahlen hatte alles Geld und seinen Getreidevorrath an ein atlassenes Taufküssen und gestickte Windeln gewendet. Wir waren jetzt noch übler daran, als vorher; denn mußte Elisabeth

nicht auf uns rechnen, da sie glaubte, daß wir die große Summe in der Lotterie gewonnen hätten? Wenn wir nun nichts von uns hören ließen: was konnte sie denken? — Die Perlenschnur wurde verkauft, und wir schickten ihr das Geld dafür als Pathengeschenk, doch in seltene Münzen umgesetzt, damit sie nichts argwöhnen sollte. Sie bat uns, zur Taufe zu kommen. Ich wollte wenigstens Augusten hinreisen lassen, und erwartete nur die Nachricht von der Entbindung; doch auf einmal wurde mein Vorhaben vereitelt.

Es kam ein Brief mit Gelde an Augusten. Sie wurde bleich, als sie ihn erbrach, und sah uns furchtsam an. „Von Elisabeth?" fragte ich zitternd. — Nein, antwortete sie, jetzt wieder entschlossen. Verzeihen Sie mir, lieber Vater, daß ich ohne Ihr Wissen über mein Schicksal bestimmt habe. Ich bin Gouvernante bei den Töchtern des Herrn von Heerbruch. — Meine Frau wollte wissen, was eine Gouvernante wäre. Als ich es ihr beschrieb, und zwar, um Augusten zum Nach-

denken zu bringen, mit etwas starken Zügen; hielt sie es für schimpflich, daß ihr Kind auf diese Art in einem fremden Hause leben sollte, und es kostete Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß eine Erzieherin keine Magd sey. Ich machte nun Augusten Vorstellungen. „Mein Kind,“ sagte ich, in der That sehr traurig; „ein Mädchen sollte aus den Armen der Eltern nur in die Arme eines Mannes gehen. Du kennst die Welt nicht. Man wird dort den kleinsten Fehler an dir bemerken, um nur das Recht zu haben, deine Vorzüge zu vergessen. Hier fandest du Liebe; dort wirst du zufrieden seyn müssen, wenn du nur Höflichkeit findest. Du sagst: es ist ehrenvoll, Menschen zu bilden. O, glaube doch ja nicht, daß man dir die Bildung der Kinder anvertrauen wird! Auch hat deine Mutter nicht ganz Unrecht: du wirst der erste Domestik in der Familie seyn, und darum der verhaßteste, weil du nicht dafür gelten willst. Rechne nicht auf Dankbarkeit dafür, daß du den Eltern mehr giebst, als du von ihnen bekommst, daß du ihre Kin-

der erziehest. Du wirst für deine Mühe bezahlt, und das schließt immer den Begriff des Dienens in sich."

Auguste konnte nichts dagegen sagen; sie blieb aber fest bei ihrem Entschlusse; und das, wodurch sie so unerschütterlich wurde, — war Elisabeths Lage. Meine Frau sagte: ich bitte dich, liebes Kind, mache mir nicht den Gram, zu dienen, so lange wir noch im Stande sind, dir Brot zu geben. Jetzt flossen Augustens Thränen. Mir, liebste Mutter, können Sie Brot geben. Was bedürfte ich auch, um mich deshalb in eine Welt zu drängen, von der ich wenigstens schon weiß, daß sie mein Herz nicht achten wird! Aber Elisabeth! Ihr bestes Kind, Mutter! Sie ist nicht glücklich. Ich kann ihr einen Theil ihrer Sorgen abnehmen; und — sollte ich es nicht?

Wie denn so? fragte meine Frau.

Ich bekomme hundert Thaler Gehalt, und einige Präsente. Auch habe ich manche Stunden für mich; in denen kann ich durch Nähen und andere Arbeiten verdienen, was ich

an Kleidung brauche. Meiner Elisabeth schicke ich, was ich nicht nöthig habe. Für sie verlasse ich mein väterliches Haus, das — ganze Glück meines Lebens.

Ich sah jetzt in ihren Augen etwas glänzen, und verstand es. „Auch die Nachbarschaft Salzmanns," schien sie sagen zu wollen.

„Meine gute Auguste!" hob ich mit gerührter Freude an. „Nun, wer weiß, ob nicht dein Schutzengel dir den Gedanken eingegeben hat. Uns wirst du in den Zerstreuungen der Welt nicht vergessen; aber vieles Andre. Ich hoffe, du sollst dort das Glück deines Lebens wieder finden."

Sie lächelte wehmüthig, und gab mir, um das Gespräch abzubrechen, den Brief. Er war von Oheim Friedrichs Schwester, Madame Salzberg, mit der Auguste in einiger Verbindung geblieben war, und die ihr auch die Gouvernanten-Stelle verschafft hatte. Der Brief konnte unsre Sorge gar nicht vermindern. Madame Salzberg schrieb: das Haus des Herrn von Heerbruch sey eins der größten in Berlin, und habe alles, was

zum Verführen eines jungen Herzens tauge. Es herrsche ein etwas freier Ton darin, weil die jetzige Frau, eine ehemalige Hofdame, jung und sehr lebhaft sey, u. s. w.

Ich schwieg zwar, als ich das gelesen hatte; aber das Herz that mir weh. Auch meine Frau las den Brief, und sagte dann mit heißen Thränen: nein, nimmermehr werde ich mein Kind in ein solches Haus der Verführung gehen lassen! Ich ließ sie reden, so viel sie wollte, und bestärkte sie sogar in ihren Besorgnissen. O, rief Auguste nun, was für ein Geschöpf müßte ich seyn, wenn Ihre Besorgniß Grund hätte!

„Ich zweifle, mein Kind," sagte ich, „ob du sie kennst."

Ich kenne sie allerdings, erwiederte sie errötheud. O, meine Mutter, fürchten Sie nichts!

„Ja, du kennst sie," hob ich wieder an; „das sehe ich an deinem Erröthen. Aber kennst du die Verführung der Welt?"

Auch die, mein Vater. — Sie zog zu unserm Erstaunen aus dem Futteral einer Baseler

ſeler Bibel in Folio einige kleine Bände hervor, und ſagte: leſen Sie das. Es iſt ein Roman; Klariſſe. — Meine Frau ſchlug die Hände darüber zuſammen, daß Auguſte einen Roman hatte, und noch dazu in dem Futteral einer Bibel. Sie ſagte ſehr unwillig: nein, das iſt zu arg! Einen Roman machen ſie aus der Bibel!

„Leider thun ſie das; und Auguſte nicht allein, liebe Frau: die größten Theologen thun es zuweilen.“

— Was Sie mir ſagen könnten, lieber Vater, das alles weiß ich aus dieſem Buche. Ein Teufel verführt darin einen Engel. Leſen Sie, und Sie werden überzeugt ſeyn, daß ich ſicher bin.

„Sicher? ſicher? Auguſte, hier verführt, ſagſt du, ein Teufel einen Engel. Konnte ein Engel verführt werden: warum du nicht? Biſt du beſſer?“

Nicht beſſer, lieber Vater; aber vorſichtiger. Hätte Klariſſe dieſes Buch geleſen, es würde keinem Teufel gelungen ſeyn, ſie zu verführen.

„Hatte sie nichts Anderes gelesen, mein Kind? . . . Was stürzte sie denn?"

Ihre Liebe, mein Vater.

O Gott! Auguste, was sichert dich denn gegen diese abscheuliche Leidenschaft? fragte meine Frau, und warf das Buch auf den Tisch.

Diese Leidenschaft selbst, theure Mutter. (Auguste brach in Thränen aus, und warf sich an die Brust ihrer Mutter.) Ich liebe, und werde ewig lieben: das sichert mich. Fragen Sie den Vater, wie ich liebe. — Als sie das gesagt hatte, ging sie aus dem Zimmer.

Meine Frau war bleich, und sah mich sehr ängstlich an. Ich erzählte ihr, was ich von Augustens Liebe wußte. Sie begriff noch immer nicht, wie ein Mädchen einen Mann lieben könne, der nicht förmlich um sie angehalten habe. Zwar schwieg sie; aber an ihren Mienen sah ich, was für bedenkliche Vorstellungen sie von dem Herzen ihrer Tochter hatte. Nach einer Weile schalt sie auf die Romane, und verwünschte unsre Bekannt-

schaft mit dem Oheim Friedrich, dem sie unser Unglück Schuld gab. Sie hätte gern auch Elisabeths Liebe auf die Rechnung der Romane gesetzt, wenn nicht das Gegentheil völlig bekannt gewesen wäre.

Endlich wurde sie des zwecklosen Disputirens über die Liebe müde, und ich fing an die Klarisse zu lesen. Gleich auf den ersten Blättern kamen einige Bemerkungen vor, die ich meiner Frau mittheilte. Ich las weiter, und rief mehr als Einmal unwillkührlich: wahr! vortrefflich! Ihre Neugierde wurde gespannt, und als ich aufhörte, griff sie selbst nach dem Buche. Sie las bis um Mitternacht, und, wie ich aus ihren Mienen sah, mit großer Theilnahme. Auch am folgenden Morgen fand ich sie einige Male in unsrer Schlafkammer bei dem Buche. „Gestehe nur," sagte ich ihr endlich, „daß ein solches Buch kein Gift ist." Sie las verstohlen weiter, so oft sie nur konnte; und nicht lange, so sagte sie: Auguste hat doch wohl Recht, daß ein solches Buch einen guten Menschen nicht schlechter macht, vielmehr besser; oder

es müßte denn Romane geben, die nicht so wären, wie dieser.

Wir lasen die Klarisse ganz, und nun wurden wir noch bedenklicher, unsre Tochter in die Welt gehen zu lassen. Doch alle Mühe, die wir uns gaben, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, war vergeblich, und wir mußten endlich einwilligen. Der schwere Tag ihrer Abreise kam. Wir konnten das geliebte Kind nicht aus unsern Armen lassen. „Klarisse!" rief ich, als sie endlich gehen mußte; und auch die Mutter rief: Klarisse! Auguste kehrte noch einmal um, sank vor uns nieder, und sagte: dieser Name soll wie ein guter Schutzgeist um mich schweben! dieser Name, und meine hoffnungslose Liebe! — Sie riß sich aus unsern Armen, und setzte sich in den Wagen, der sie in die Stadt brachte, von wo sie weiter nach Berlin reisen sollte.

Mein Sohn.

Wir Alle fühlten erst jetzt, wie viel uns an Augusten fehlte. Sie hatte uns zeither noch immer erheitert, so viel es ihrem Herzen auch kostete. Im Grunde war sie die stärkste von uns allen. Sie setzte sich jedem kleinen häuslichen Unfalle, wenn wir die Hände sinken ließen, muthig entgegen, oder scherzte ihn weg, oder suchte ihm durch irgend eine Erfindung abzuhelfen. Auch ersparte sie uns wirklich viel durch ihr Talent, so Manches selbst zu machen, und dem Alten den Schein des Neuen zu geben, wodurch sie uns aus tausend kleinen und größeren Verlegenheiten half.

Gleich am Tage nach ihrer Abreise sprach Karl mit finstrer Stirn von der Zukunft; und was konnten wir ihm sagen, da wir betrübter waren, als er!

Er sollte studieren, und wir waren kaum im Stande, uns nothdürftig zu erhalten

ihn also auf einer Universität, gar nicht. Muß er denn studieren? sagte Friedleben, der uns bald nach Augustens Abreise besuchte, und dem ich — die Wahrheit zu gestehen — meine Sorge für Karln darum anvertrauete, weil ich von ihm Hülfe erwartete. Muß er denn studieren? Oder ist er es müde, hier in der Stille zu leben?

„Was ich ihn lehren kann," sagte ich, „das weiß er schon. Er verschwendet hier seine Zeit."

Warum thut er das? Auf eine Universität können Sie ihn nicht schicken. Ein Handwerk zu lernen, ist er zu alt. Ich sehe nicht ein, wodurch ihre Umstände sich auf einmal so verbessern sollten, daß sie im Stande wären, ihn drei Jahre lang zu erhalten. Nun, so lassen Sie ihn in die Welt gehen.

Meine Frau erschrak eben so sehr wie ich über den Ausdruck: in die Welt gehen. Nein, sagte sie; und müßte ich die Kleider vom Leibe verkaufen, so soll er doch das nicht. Ihr Rath ist nicht freundschaftlich. Ich sollte meinen Sohn einen Landstreicher werden lassen?

Sie stoßen sich nur an einem Worte. Er kann nicht studieren, das wissen Sie selbst; und so ist es Unrecht, den jungen Menschen um die Zeit zu bringen, die er anwenden könnte, in der Welt ein Glück zu suchen, das er hier nicht finden wird. Giebt es denn für ihn weiter nichts zu lernen, als Sprachen? Gut, daß er einige versteht; aber Zweck müssen sie nicht seyn. Lassen Sie ihn lernen, was noch nie einen Menschen gänzlich hat sinken lassen, Mathematik in allen ihren Theilen. Bücher will ich anschaffen, und nach einigen Jahren, wenn er mehr kann, als einen Klassiker übersetzen, mag er dreist in die Welt gehen; es wird ihm nicht fehlen.

So zerrann die Hoffnung meiner Frau und, die Wahrheit zu sagen, auch die meinige, daß Karl einmal mein Adjunktus werden, oder gar ein höheres geistliches Amt bekommen sollte. Friedleben sprach nun mit ihm selbst, und wider mein Vermuthen ergriff der junge Mensch den Vorschlag mit großem Feuer. Haben Sie, sagte Friedleben, Kennt-

nisse in der Mathematik, (doch mehr als gemeine): so stehen Ihnen tausend Wege offen. Sie können gleichsam wählen: Berg- und Wasserbau, bürgerliche Baukunst, Landvermessungen, Artillerie, Ingenieurwesen, und noch vieles Andre. Artillerie! wiederholte Karl zu meinem Schrecken (er hatte schon zuweilen davon gesprochen, daß man im Militair am schnellsten sein Glück machen könne); ich schwieg aber, um meine Frau nicht aufmerksam zu machen, die von dem Hause ihres Vaters her die schrecklichsten Begriffe von dem Soldatenstande hatte.

Karl mußte mit Friedleben in die Stadt gehen, und kam mit einer Menge Bücher wieder. Er fing an, sehr eifrig Mathematik zu treiben, sobald ihm Friedleben, über dessen Kenntnisse ich jetzt erstaunte, nur einige Stunden Unterricht gegeben hatte.

Friedleben nahm, als er wieder abreiste, meinen zweiten Sohn mit sich, um ihn in einer Apotheke als Lehrling unterzubringen. So war nun die Hälfte meiner Kinder von uns entfernt! Doch das Schrecklichste von

allem war Karls Beschäftigung, die dazu dienen sollte, ihn in die weite Welt zu stoßen. Er arbeitete übrigens mit erstaunlichem Eifer, und machte in seiner neuen Wissenschaft sehr schnelle Fortschritte.

Friedleben, der von Zeit zu Zeit wieder zu uns kam, wurde mir immer räthselhafter. Er liebte vielleicht keins von meinen Kindern so herzlich, als eben Karln; und doch that er für ihn so wenig. Daß er reich war, konnten wir nicht mehr bezweifeln, zumal da er es selbst zuweilen mitten im Gespräch gegen seinen Willen verrieth; und doch lieh er Karln die nothwendigen Bücher nur; und gab ihm weiter nichts, als ein ganz altes Reißzeug, das erst reparirt werden mußte, ehe es zu brauchen war. Karl machte, als er nur einige Stunden Anweisung bekommen hatte, in Kurzem so schöne Risse, daß Friedleben vor Freude darüber die Augen funkelten. Jetzt nahm ihn dieser zuweilen auf einige Tage mit in die Stadt, um ihn dort mancherlei sehen zu lassen, wovon ihm Kupferstiche keine recht deutliche Begriffe ge-

ben konnten. Dadurch verschaffte er meinem Sohne sehr gründliche Kenntnisse; doch auf diesen Reisen lebte er immer, als ob er nicht das mindeste Vermögen hätte, so daß Karl, wenn er wieder nach Hause kam, unsre gewiß sehr frugale Mahlzeiten als ein Wohlleben ansehen mußte.

Er ist ein Geizhals! murmelte meine Frau.

„Und verschenkt solche Perlen?" fragte ich. — Kurz, er blieb uns ein Räthsel, und wir wußten jetzt von ihm noch nicht viel mehr, als an dem Abend, da der Zufall uns mit ihm bekannt machte. Gewiß hatte er uns lieb; er war gern in unsrem Hause, und aß die ärmlichste Kost mit uns, ohne je den Einfall zu haben, uns Geld zu etwas Andrem anzubieten. Aber wir Alle (auch meine Frau, ob sie ihn gleich für geitzig erklärte) waren überzeugt, daß wir in einer eigentlichen Noth auf seine Hülfe rechnen könnten. Er würde mich und meine Familie, wenn wir ohne Rettung gewesen wären, zu sich genommen haben; jetzt aber hielt er uns

in unsrer Lage gar nicht für unglücklich, und sagte, wenn er bei der einfachsten Mahlzeit mitten zwischen meinen Kindern saß, wohl hundertmal: Sie sind ein glücklicher Mann, lieber Bebenroth!

Das sagte er, als, noch außer dem künftigen Schicksale meines Sohnes, auch sein gänzlich verändertes Wesen mich oft in große Sorge setzte. Karl war nicht mehr der kalte Philosoph, der überall das Wie und Warum untersucht, sondern schien von einem ganz andern Geiste belebt zu werden. Neben seiner anstrengenden Arbeit gab er sich auch, noch dazu heimlich, mit der Poesie ab, und seine Gedichte besangen, was mir nun vollends nicht gefiel, die Liebe. Der Termin, den ihm Friedleben zu seinem Eintritt in die Welt gesetzt hatte, währte ihm viel zu lange, und er sprach jetzt öfter als je davon, daß man im Militair am höchsten steigen könne, und daß er gern in der Preußischen Artillerie dienen möchte. Friedleben äußerte kein Mißfallen über seine Wünsche, und wir, die Eltern, wagten es nicht, dagegen zu

reden, weil wir keine andre Aussicht für ihn hatten. Indeß hofften wir noch immer auf die Hülfe unsres Freundes, da er nicht zugab, daß Karl sich nur mit der Kriegswissenschaft beschäftigte. „Es wird sich finden,“ sagte ich, um meine Frau zu beruhigen. „Laß nur erst die Zeit kommen, da Karl sich entschließen muß. Friedleben liebt den Soldatenstand eben so wenig, als wir.“

Jetzt waren zwei Jahre verflossen, seitdem Auguste unser Haus verlassen hatte. Sie schien sich in ihrer Lage glücklich zu fühlen, und wurde geachtet, weil sie ihre Pflichten mit der pünktlichsten Sorgfalt erfüllte.

Elisabeth war schon Mutter von zwei Kindern. Sie kämpfte zwar, gleich uns, mit der Dürftigkeit; doch — ihr Mann liebte sie, und Auguste erleichterte ihre Sorgen durch das Geld, das sie ihr regelmäßig schickte. Auch uns eröffnete das gute Mädchen eine heitere Aussicht: sie hatte Hoffnung, daß Karl durch die Fürsprache des Herrn von Heerbruch Unterstützung bekommen würde; und nun mußte er auf unser dringendes Bitten

versprechen, daß er Theologie studieren wollte, wogegen auch Friedleben gar nichts einwendete.

Meine Frau war sehr glücklich, da sie nun die Aussicht hatte, ihren größten Wunsch, daß einer von ihren Söhnen Geistlicher werden möchte, erfüllt zu sehen; und jetzt ergab sie sich auch ganz ruhig darein, daß der jüngste, Wilhelm, zu seinem Oheim, dem Papierfabrikanten in die Lehre kommen sollte.

Unglück.

Eines Abends saßen wir beisammen, und träumten von unsern Hoffnungen. „Liebe Frau," hob ich an; „sind denn nun nicht alle unsre Sorgen vergeblich gewesen? Können wir nicht dem Himmel danken, daß er uns so glücklich werden ließ? Und hat Friedleben nicht Recht, daß man nicht bei allen Gelegenheiten mit Geld drein werfen muß? Freilich, mit einer Rolle Dukaten hätte er uns über alle unsre Sorgen weggeholfen; aber ist es nicht besser, daß wir uns selbst durch unsre Liebe geholfen haben? Das Schicksal hat unsre Kinder aus einander gerissen; doch unsre Armuth wird uns fest an einander halten. Wie glücklich ist Auguste, daß sie ihre Schwester unterstützen und ihrem Bruder eine frohe Aussicht eröffnen kann! Würde sie das können, wenn wir nicht arm wären?" — Meine Frau nickte freundlich mit dem Kopfe.

In diesem Augenblicke pochte Jemand an, und es trat ein Officier von unsren Truppen in das Zimmer. (Meine Frau ging hinaus, sobald sie nur die Uniform erblickte.) Ich habe, fing der Officier mit einer sanften Stimme an, einen Auftrag an Sie, Herr Prediger, der mir wehe thut. Ihr ältester Sohn will Soldat werden. (Ich fing an zu zittern.) Freilich, fuhr er fort, bleibt ein Vater auch Vater eines Kindes, das nicht geräth.

„Wie so?" fragte ich zitternd.

Lieber Mann, erwiederte der Officier; Ihr Sohn hat wollen in Preußische Dienste gehen. Wenn er nun einmal dienen will, so hat sein Vaterland die nächsten Rechte auf ihn. Ich habe den Auftrag, ihn abzuholen.

Es war mir, als würde ich vom Blitze getroffen. — Ohne zu antworten, faßte ich nur die Hand des Officiers, hielt sie fest, und suchte Athem zu schöpfen.

Ihr Sohn, fuhr er fort, wird doch einige Kenntnisse haben, Herr Prediger, und so kann er mit der Zeit wohl weiter kommen.

Wenn er, wie ich hoffe, nicht ganz verdorben ist, so . . . —

Hier unterbrach ich ihn mit Heftigkeit: „Verdorben? Mein Sohn ist die Freude, der Stolz seiner Eltern. Er will nicht Soldat werden." Der Officier zog seine Ordre hervor. Sie heißen doch Bebenroth? . . . Ihr Sohn Karl ist etwa acht Zoll groß, und hat wollen in Preußische Dienste gehen. Ich wünschte nicht, daß Sie etwas leugneten, das wir schon wissen.

„Ja," sagte ich; „er wollte, weil er zu arm war zum Studieren. Jetzt aber zeigen sich Hoffnungen; und Sie werden doch nicht so grausam seyn, die wieder zu zerstören? O, mein Herr, auf diesem Sohne beruhet das ganze Glück meiner Familie."

Das ganze Glück? erwiederte er lächelnd. Der Vater freilich muß so sagen. Aber, Herr Prediger, daß Ihr Sohn ein Wildfang ist, wissen wir sehr wohl. Ich wünschte, Sie ließen mich in Güte abmachen, was doch geschehen müßte, selbst, wenn es so wäre, wie Sie sagen.

Jetzt

Jetzt trat Karl in das Zimmer. Das ist er? fragte der Officier, und betrachtete ihn sehr aufmerksam. Mein Sohn verbeugte sich; dann aber fragte er: was ist Ihnen, lieber Vater? Sie sind außer sich.

„Dieser Herr," antwortete ich zitternd, „will dich abholen. Man hält dich für einen ungerathenen Sohn." Der Officier erklärte Karln, was er hier wollte, und zeigte ihm seine Ordre. Karl erschrak heftig. Ja, sagte er, als er sich eine Minute lang besonnen hätte; ich wollte Soldat werden, nicht, mein Herr, als ob ich, wie Sie glauben, ein verächtlicher Mensch wäre, sondern, weil ich — lassen Sie mich einmal sagen, was wahr ist — weil ich fühlte, daß ich diesem Stande Ehre machen würde, und weil ich in der Welt gern vorwärts kommen möchte. — Nun denn, junger Mann, sagte der Officier lächelnd; so sind wir ja Eins.

Das sind wir nicht, mein Herr; oder — mein Vater müßte einwilligen.

Der Officier fuhr fort mit ihm zu sprechen, und wurde mit jeder Minute weicher

und gütiger, so daß ich schon das Beste hoffte. Karl holte endlich seine Risse. Der Officier küßte ihn, und flisterte ihm dann etwas zu. Endlich erklärte er mir, in der That sehr mitleidig, daß er durchaus nicht von seiner Ordre abweichen könne. Sie müssen einen Feind haben, Herr Prediger, setzte er hinzu; man hat Ihren Sohn als einen Wüstling angegeben, der aus Verzweiflung in Preußische Dienste gehen wolle.

„Guter Gott!" rief ich; „nein, ich habe in der weiten Welt keinen Feind."

Sie nicht, mein Vater, sagte Karl; aber ich habe einen, und kenne ihn. Lassen Sie uns gefaßt seyn! Denken Sie an die Mutter! — Ich erblaßte; denn schon jetzt hörte ich ihr Jammergeschrei. „O, deine Mutter!" sagte ich, und rang die Hände. Karl wendete sich wehmüthig an den Officier: Sie hören, mein Herr, wie es hier ist. Mit meinen Wünschen vertrüge sich Ihre Ordre, zumal da Sie mir solche Versprechungen geben; doch — ich habe eine theure Mutter. O, wenn es möglich ist, so lassen Sie mich! Ist es möglich?

Leider, nein! sagte der Officier gerührt. Ich habe die strengste Ordre, Sie mitzunehmen, wie ich Sie finde.

Nun denn! sagte Karl. Sie stehen vor einem weinenden Vater, und werden nichts Unwahres sagen. Wiederholen Sie mir in seiner Gegenwart Ihre Versprechungen noch einmal.

Der Officier drückte ihn an seine Brust, und sagte mit einem Tone, worin die Aufrichtigkeit nicht zu verkennen war: ich will dein Vater seyn. Verlangst du noch ein anderes Versprechen? Du sollst zur Artillerie, und nicht als Gemeiner. Ich will für dich sorgen, als wärest du mein Sohn. — In einigen Worten sagte er uns nun, was er thun wollte.

Ich hoffte jetzt wieder; aber meine Frau jammerte mich. In aller Geschwindigkeit redete ich daher mit dem Officier ab, daß sie gar nichts erfahren, und daß vorgegeben werden sollte, Karl würde als Kondukteur angestellt.

Indem wir uns alle Drei die Hand dar-

auf gaben, stürzte meine Frau ganz todtenbleich in das Zimmer, und fiel ihrem Sohne halb ohnmächtig in die Arme. Ein Unterofficier hatte mit einigen Mann unser Haus besetzt. Meine Frau fragt ihn, und er antwortet rauh: ihr Sohn solle zum Regimente abgeholt werden. Als sie wieder zu sich selbst kam, wollte sie dem Officier zu Füßen fallen, was er aber nicht geschehen ließ. Er schickte sogleich seine Leute weg; erst dadurch wurde sie so weit beruhigt, daß sie fähig war, uns anzuhören.

Alle meine Trostgründe halfen nichts. Endlich sahen wir einander schweigend an; denn wie sollten wir ihr die Nachricht beibringen, daß Karl schon morgen früh fort müsse! „Wer auch dein Feind seyn mag, Karl," sagte ich zuletzt; „ich wünschte nicht, daß er Zeuge von der Angst deiner Mutter wäre." Jetzt fragte Karl den Officier, ob er wohl noch einmal ausgehen dürfe; und der Officier erlaubte es, als er dem jungen Menschen starr in die Augen gesehen hatte.

Nun wurden Anstalten zum Abendessen

gemacht, und während der Zeit erklärte ich meinen übrigen Kindern, daß Karl uns verlassen würde. Uns allen standen Thränen in den Augen, und niemand aß, selbst der Officier nicht. Karl kam mit gerunzelter Stirn zurück. Der Officier versprach ihm noch einmal, sich seiner väterlich anzunehmen; doch wir blieben trostlos, und gingen auch so aus einander.

Wir hatten eine schreckliche Nacht! — Am Morgen kam unser Karl schon völlig zur Reise angekleidet. Wir gaben ihm alles Geld, das wir hatten, und meine Frau drang ihm ein Paar goldene Ohrringe auf, die ihr noch übrig geblieben waren. Der Officier schien uns Zeit zum Abschiednehmen lassen zu wollen. Endlich kam er, und bat uns sanft, nicht länger zu zögern. O Gott! rief jetzt meine Frau, mit aufgehobenen Händen: kannst du gnädig auf eine Welt blicken, in der man einer Mutter ihren Sohn vom Herzen reißt?

Ja, sagte der Officier mit großer Rührung; ja! er blickt segnend auf Mutter und

Sohn, und verzeihet darum den Andern. Auch mich sieht er gnädig an, weil ich ein Herz für eine solche Scene habe.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und des Amtmanns Tochter, Julchen, trat in einem leichten Morgenanzuge rasch in das Zimmer. Sie wollte lächeln; doch es drangen Thränen aus ihren Augen. Karl ergriff ihre Hand, legte seine Lippen darauf, und blieb eine lange Minute so stehen.

Ich weiß Alles, sagte sie leise. Ist keine Rettung? — Ich schüttelte den Kopf, und drückte ihr die Hand für ihre Theilnahme.

Jetzt! rief Karl ganz freudig, und griff nach seinem Hute.

So fremd, Karl? sagte Julchen zu meinem Erstaunen. So wollen Sie mich verlassen? Ich habe nun nichts mehr zu verbergen. Leben Sie wohl! Mit diesen Worten breitete sie die Arme aus, und nun ruhete sein Mund lange auf dem ihrigen. Julie, wir sehen uns wieder! rief er endlich mit Entzücken, und verließ sehr rasch das Zimmer. Der Officier folgte ihm. Meine Frau ging

in das Schlafzimmer, für ihren Sohn zu beten; ich sah ihm mit Thränen in den Augen nach. Wohl hundertmal faßte ich den Entschluß, ihn zu begleiten; aber durfte ich meine Frau allein lassen? „Sey ein Mann!" rief ich ihm durch das Fenster nach. Doch ich selbst war ja keiner; ich vergaß in meinem Schmerze Julien, ließ sie allein, und ging hinauf in mein kleines Zimmer.

Etwa sechs Wochen nachher kam Friedleben. Meine Frau ging, sobald sie ihn nur sah, mit Unmuth weg; denn ihm schrieb sie, und nicht ohne Grund, das Unglück unsres Sohnes zu. Er fragte sogleich nach Karln; und ich erzählte ihm, was geschehen war, verhehlte ihm auch nicht, daß wir ihn für die Ursache unseres Grames halten müßten.

Er hörte alles an, ohne mich zu unterbrechen, aber nicht mit seinem gewöhnlichen heiteren Gesichte, sondern mit niedergeschlagenen Augen. Als ich fertig war, sagte er ernst: ich hoffe, wir werden ihn los machen können. Warum soll ich nicht gestehen, daß es meine Schuld ist? mehr meine Schuld,

als Sie wohl glauben! Er ging mit großen Schritten eine Weile im Zimmer auf und ab. Dann sagte er in einem unmuthigen Tone: ich bin ein guter Mensch; gewiß, das bin ich. Aber warum ist mir das nicht genug? Weiß ich denn nicht, daß der Mensch nicht mehr seyn kann, und daß er zum Spott wird, wenn er mehr seyn will? ... Hätte ich nicht Hoffnung, meinen guten Karl von einem Stande, den ich gewiß nicht liebe, zu befreien: ich würde mir das nie vergeben, was ich gethan habe. Sie sollen Alles wissen. Ich war ein hochmüthiger Thor, und glaubte die Zukunft lenken zu können, weil ich mehr Geld habe, als ich verzehre. Leider habe ich ein falsches Spiel gespielt. Ich wollte mehr thun, als der Mensch thun soll. Ich Thor, ich übermüthiger Thor, bildete mir ein, daß ich bei Ihnen wohl einmal die Rolle der Vorsehung übernehmen könnte, die uns zu verlassen scheint, eben wenn sie helfen will.

„Recht!" sagte ich: „und darum wollten Sie auch so unbekannt bleiben, so räthselhaft; darum wissen wir so wenig von Ihnen.

Das nicht! erwiederte er. Ich habe Ihnen nichts von mir verborgen, was Sie zu erfahren brauchten. Das meine ich nicht, sondern ... Sie wissen, wie ich Sie kennen lernte. Gleich am ersten Abend liebte ich Sie und Ihre ganze Familie, weil mir selten so einfache, herzliche Menschen vorgekommen waren. Ich bin reich, vielleicht zu reich. Aber ich wollte Sie nicht wohlhabend machen, weil Sie glücklich waren, so glücklich als Menschen es seyn können. Doch zutreten, wenn der Mangel drückend würde, und mit Ihnen Alles theilen, wenn es Noth thäte: das wollte ich. Ich bin vorsichtig geworden; große Geldsummen machen eben so leicht Unglückliche, als Glückliche. Um Elisabeth auszusteuern, schenkte ich Augusten Perlen; denn ob sie gleich ein wenig eitel war, so trauete ich ihrem Herzen doch zu, daß sie den Schmuck so anwenden würde, wie ich es wünschte. Sie that es; und als Sie es mir erzählten, dachte ich: o, in den Händen dieser Menschen wird alles zu Segen. Die Güte, die Unschuld Ihrer Familie verführte

mich. Ich dachte nur an ihre Herzen, und nicht an die unsichtbare Hand, welche die Weisheit der Menschen so oft zur Thorheit macht.

„Wie verstehen Sie das?" fragte ich.

Das sollen Sie hören. Pahlen ist ein guter Mensch; doch — ich sah, daß er durch seine Eitelkeit, durch sein Vertrauen auf leere Hoffnungen Ihre Elisabeth unglücklich machen würde. Nun wollte ich ihn von der verderblichen Eitelkeit heilen, und ihn sein Glück in dem einfachen, bescheidenen und beschränkten Landleben finden lehren. Recht gut! Aber damit Elisabeth gewinnen sollte, setzte ich Ihr und Ihrer Kinder Glück auf's Spiel. . . . Sie unterstützten Elisabeth, und gaben ihr, um Pahlens Eitelkeit zu befriedigen, Alles, was Sie hatten, selbst das, was für Karln zum Studieren bestimmt war. Auguste wurde Gouvernante, damit Pahlen verschwenden könnte. Das Alles reichte, wie ich wohl wußte, noch immer nicht hin. Nun, wenn Sie endlich ganz arm wären, wollte ich vor Pahlen hintreten — ich dachte ordentlich mit

Vergnügen an die Stunde, da ich sein Herz in die Presse nehmen würde — ich wollte vor ihn hintreten, und sagen: so weit hast du es gebracht! Eine achtenswerthe Familie ist durch deine Schuld in Armuth und Mangel; dein Schwager, ein sehr edler, talentvoller Jüngling, steht in Gefahr, ein verlorner Mensch zu werden, weil du das Geld, wovon er auf einer Universität studieren sollte, für Tapeten, Kleider und Hausgeräth ausgabst; die Schwester deiner Frau mußte unter fremden Menschen leben, und das sauer von ihr verdiente Geld verschwendetest du für elenden Tand. Sie Alle arbeiteten für dich, brachten dir Opfer. Und was thatest du? Du machtest sie unglücklich! . . . Nun werden Sie, denke ich, einsehen, was ich wollte. Darum machte ich Ihnen gar keine Hoffnung, daß Karl studieren könnte. Ich rechnete darauf, daß mein Plan auch der Plan der Vorsehung seyn sollte. Du hast, dachte ich, mit edlen Menschen zu thun. Ich vergaß aber, daß der Mensch die Zukunft nicht in seiner Gewalt hat. Mit Einem

Worte: der Plan war zu künstlich, um nicht so etwas von Egoismus zu haben. Und das Schlimmste ist, daß mich der Himmel schon in ein Paar ähnlichen Fällen gezüchtigt hat.

So sehr auch in einem andern Falle Friedlebens künstlicher Plan, weil er ganz auf Menschenkenntniß berechnet war, meinen Beifall gehabt haben würde, so konnte ich jetzt doch nur den Kopf dazu schütteln. „Der arme Junge!" seufzte ich; „und er hatte Sie so lieb!" Dieser Vorwurf schmerzte ihn. Ich hoffe, sagte er, alles wieder gut machen zu können. Wohin ist er gebracht? — Das wußte ich nicht; Karl hatte nur versprochen, zu schreiben, sobald der Ort seines Aufenthaltes bestimmt wäre. Friedleben, der schon nach seinem Hute gegriffen hatte, warf ihn unmuthig wieder hin, und blieb den ganzen Abend verdrießlich.

Die Geduld, mit der er die Vorwürfe und Sticheleien meiner Frau ertrug, versöhnte mich wieder mit ihm. Ich erzählte meiner Frau, sobald er zu Bette war, was sein Plan gewesen wäre; aber anstatt ihn dadurch

bei ihr zu rechtfertigen, sprach ich sein Verdammungsurtheil. O, der abscheuliche Mann! rief sie zornig. Also deshalb ließ er uns ohne Hülfe? Um Pahlen recht wehe zu thun, that er uns wehe?

„Bedenke doch, liebe Frau!" unterbrach ich sie: „wir hatten ja kein Recht, von ihm zu verlangen, daß er Geld zu Karls Studieren hergeben sollte."

Das hatten wir freilich nicht; auch würden wir nie etwas von ihm gefodert haben. Aber hatte er denn das Recht, unserer Kinder Glück auf's Spiel zu setzen? Hatte er das Recht, Pahlen zu demüthigen?

„Ich bitte dich, liebe Frau, sprich leiser! Er schläft ja dicht hier neben, und kann jede Sylbe hören!"

Mag er doch! Oder soll er nicht hören, wie eine Mutter jammert, der ihre Kinder entrissen werden?

„Liebste Frau, besinne dich! Würde es uns denn anders gegangen seyn, wenn wir ihn auch gar nicht gekannt hätten? Hat er uns denn etwas zu leide gethan?"

Freilich hat er das. Der Einfall mit dem Soldatenstande rührt von ihm her. Und wenn das auch nicht wäre — ohne ihn würde alles anders gegangen seyn. Wir hätten mehr Vertrauen auf Gott gehabt, und in diesem Vertrauen gewagt, was wir nun nicht wagten, weil Er sich hinein mischte und sich unser Vertrauen zu erwerben wußte. Und kann er denn wohl sagen, daß Karl verhungert seyn würde, wenn wir ihn nach Halle geschickt hätten, wo ihm der Herr von Heerbruch nützlich seyn wollte? Kann er das? Hätte Gott uns fallen lassen, um Pahlen zu bessern, so war es ganz etwas Anderes. Der konnte wieder helfen! Aber daß ein Mensch so mit uns umgehen, so der liebe Gott seyn will . . . !

„Liebe Frau, das ist ja das höchste Ziel der Menschen!"

Hochmüthiger Menschen! die ihre Hand in Allem haben wollen; die sich einbilden, hinterher alles mit einer Hand voll Gold wieder gut machen zu können. Kann er mir meine Thränen, meine Angst bezahlen? . . .

Gott weiß, wozu die Thränen gut sind, die er mich weinen läßt; aber weiß das ein Mensch? Sag du, was du willst: Friedleben hat es mit uns gemacht, wie jener Hofmeister, der den Spielkameraden des Dauphin peitschte, wenn der Prinz einen Fehler begangen hatte; und das war unmenschlich!

Jetzt hörte ich ein Geräusch in der Kammer, wo Friedleben schlief. Meine Frau sprach weiter; als aber ein Finger leise an die Thür klopfte, schwieg sie. Die Thür öffnete sich; Friedleben steckte den Kopf herein, und sagte mit sanfter Stimme: Mutterchen, ich habe kein Kopfküssen bekommen. Meine Frau änderte augenblicklich Ton, Gesicht und alles. Kein Kopfküssen? Ei, wie ist denn das zugegangen! Nehmen Sie es nur ja nicht übel.

Nicht doch, Mütterchen. Sie leihen mir wohl für diese Nacht das Ihrige?

Von Herzen gern, wenn Sie Sich damit behelfen wollen, antwortete sie freundlich.

Gute Frau! sagte Friedleben zärtlich: diesen Kopf, der Ihnen so weh gethan hat,

wollen Sie sanft betten; und dies Herz, das Sie liebt, legen Sie in Dornen! Aber thun Sie es nur, fahren Sie fort mich zu schelten; ich habe es verdient. Auf dieses Küssen mögen wohl Thränen gefallen seyn, die ich Ihnen ausgepreßt habe; und es ist eine gerechte Strafe, daß ich meine Augen auf eben die Stelle lege, wohin Ihre Thränen geflossen sind.

Meine Frau lächelte und erröthete vor Verlegenheit. Sie haben Recht, hob Friedleben wieder an. Ich nahm mir heraus, Ihr Schicksal zu leiten. Mein Herz that es nicht; aber mein Kopf! . . . Ich wollte, Sie gäben mir zu dem Kopfküssen da auch eine gute Nacht, liebe Mutter. Das Beispiel mit dem Dauphin war ein wenig hart; aber es hat mir eingeleuchtet.

War es das? fragte sie mitleidig.

Sehr! Sie haben mich da so arg in die Presse genommen, wie ich es beinahe mit Pahlen nicht im Sinne hatte. Nun, ich sage Ihnen, Karl soll los kommen. Doch, da überhebe ich mich schon wieder! Auguste

soll bald hier seyn. Pahlen wollen wir ein wenig die Wahrheit sagen; und kann er nicht ohne das Flitterwerk leben, so soll doch niemand weiter darunter leiden.

Meine Frau fiel ihm hier, Theils aus Mitleiden, Theils wegen der schönen Hoffnungen, die er uns gab, um den Hals, und alles war vergessen. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so sagte sie: er ist doch kein böser Mann! Gut gemeint hat er es am Ende; und haben wir nur Karln erst wieder, so will ich ihm recht herzlich danken, wenn er Pahlen bessert.

„Gut gemeint, liebe Frau: daran halte ich mich. Den Kopf kann ich allenfalls übersehen, ob es gleich besser ist, wenn er nichts Unrechtes angiebt. Das Herz ist das Vornehmste am Menschen: den Kopf brauchen wir nur zum Leben, das Herz zum Sterben.“ —

Am folgenden Morgen war Friedleben wieder finster. Ich mußte ihm den ganzen Vorfall mit Karln noch einmal erzählen. Er stutzte, als er jetzt erfuhr, daß des Amtmanns Tochter zu uns gekommen war, und

erkundigte sich auf das genaueste nach dem Charakter des Mädchens; auch wollte er wissen, zu welcher Zeit sie wohl spazieren zu gehen pflegte. Daß Karl sie liebte und von ihr geliebt wurde, schien uns Allen ausgemacht; doch wie er mit ihr bekannt geworden war, das blieb uns unbegreiflich. Indeß gefiel diese Liebe mir und meiner Frau gar nicht, da wir wußten, daß Julchens Vater auf einen vornehmen, und die Mutter auf einen reichen Mann für ihre Tochter rechneten.

Friedleben schwieg; er durchsuchte nur Karls Papiere, fand aber weiter nichts, als ein Paar Entwürfe zu Briefen, die Karl an Julchen geschrieben hatte, und aus denen wir nun mit Schrecken sahen, daß der Amtmann Schenk durch meine ehemalige Geliebte, die Frau Buchhalterin, die Liebe seiner Tochter erfahren hatte. Es wurde in diesen Briefen auch von Soldaten geredet, als ob der Amtmann auf diese Art seine Rache zu nehmen gedächte. Jetzt war uns alles deutlich; der Amtmann hatte Karln als

einen Taugenichts angegeben, der in fremde Dienste gehen wolle. In diesem Augenblicke wurde er mir mit seinem ganzen Hause fürchterlich, und ich wünschte mich weit von dem Dorfe weg, worin ich mit ihm wohnen mußte.

Ach! jammerte meine Frau; Karl ist verloren! Wir sehen ihn nicht wieder! Und ich bin Schuld daran. O, hätte ich doch dem Unmenschen nie seine Livree vorgeworfen! — Friedleben sprang rasch auf, und fragte: ist denn dieser Mensch allmächtig, daß sie Beide so vor ihm zittern? (Auch ich ging nehmlich nach diesen Aufklärungen ganz ohne Trost umher.) Werden denn nicht ehrliche Leute, wie wir, eben so viel ausrichten können, als dieses Gesindel?

Sein Schwager, sagte meine Frau, ist Rath. — „Und der Onkel seiner Frau," setzte ich hinzu, „hat überall seinen Anhang, in jedem Landes-Kollegium. Es ist der reiche Kammerrath!"

Ich, erwiederte Friedleben, — ich bin weder Rath noch Kammerrath, und in keinem

Landes-Kollegio ist nur ein Schreiber, der mein Freund wäre; doch ich habe ein Herz ohne Furcht und Scheu, und damit kann man weit kommen. Will aber alles nicht helfen, so haben wir noch Gott, und am Ende das Grab und die Ewigkeit, das gerechte Ober-appellations-Gericht aller Bedrückten. — Wenn ich nur erst wüßte, wo Karl wäre!

Endlich kam ein Brief von Karln. Es ging ihm wohl; der Officier, welcher ihn abgeholt hatte, war ihm sehr nützlich gewesen. „Ich genieße," schrieb er, „allgemeiner Achtung, die mir aber nicht meine Kenntnisse verschafft haben, sondern der Umstand, daß mein Beschützer mich zu einem Mittagsessen einlud. Man behandelt mich, wie mehrere junge Leute von meinem Stande, sehr wohl. Noch bin ich bei keinem Regimente, sondern übe mich bloß praktisch in der Artillerie-Wissenschaft. Der Schutz meines Freundes muß kräftig gewirkt haben; denn mir war ein hartes Schicksal zugedacht. Aus mancherlei Aeußerungen kann ich schließen, daß meine Kenntnisse (die ich jetzt Friedleben nicht ge-

nug verdanken kann) mir den Schutz meines edlen Freundes, und durch ihn auch das Wohlwollen des alten Generals B** erworben haben; dessen Söhne ich, so lange ich hier bin, in der Mathematik und im Englischen unterrichte. Meine Feinde sind nun verlegen geworden, obgleich nicht unschlüssig mir zu schaden. Man würde mich gewiß als Gemeinen unter ein Infanterie-Regiment gesteckt haben, wenn der alte General nicht gedrohet hätte, sich meinetwegen gerade an den König zu wenden. Ich bin noch hier, soll aber fort; man ist nur noch ungewiß, wohin ich soll. Dem Bruder meines Beschützers, einem vortrefflichen Officier, hat man mich abgeschlagen; er will es aber noch durchsetzen, mich zu bekommen. Ich habe bedeutende Feinde, sagt man mir von allen Seiten; und ich lächle dazu. Was mich so ruhig macht, ist die Genügsamkeit, an die Sie mich von Jugend auf gewöhnt haben, und der Glaube an die Treue guter Menschen."

„Antworten Sie mir noch nicht, lieber Vater; denn ich zweifle, ob ich nur noch

einige Tage hier seyn werde. Ihr Brief würde also schwerlich in meine Hände kommen."

Friedleben drang darauf, daß ich sogleich antworten sollte, und auch er selbst schrieb auf der Stelle an Karln. Unsre Briefe wurden an Karls Freund adressirt, und schon nach einigen Tagen kam die Antwort. Mein Sohn war noch immer in der vorigen Ungewißheit. „Wenn Herr Friedleben noch bei Ihnen ist," schrieb er mir, „so sagen Sie ihm, daß es mir schwer wird, ihm zu gehorchen. Ich habe seinen Hamburger Wechsel erhalten, und mir die Summe auszahlen lassen. Gerade durch einen der Aufseher, die mich beobachten, ließ ich ihn dem Banquier präsentiren; also darf ich darauf rechnen, daß es nicht unbekannt bleiben wird. Ich wußte mit dem Gelde nichts weiter anzufangen, als daß ich mich gut kleidete, und den ärmern Familien meiner Kameraden etwas schenkte."

Ich drückte Friedleben, mit Thränen in den Augen, die Hand. Hm! sagte er; eine armselige Kleinigkeit. Ich möchte das Volk,

das auf sein Geld pocht, gern ein wenig in Verlegenheit setzen. Meine Meinung war, er sollte sich einen Bedienten halten, und ein Paar Pferde anschaffen. Glauben Sie mir, das Volk, das ihn unglücklich machen will, würde nicht wenig erschrocken seyn, wenn dann noch dazu von Hamburg ein Kreditbrief für ihn auf zehntausend Thaler angekommen wäre, um den ich schon vorläufig geschrieben habe.

„Um des Himmels willen!" rief ich erstaunt. „So viel Geld in den Händen eines jungen Menschen!"

Was wäre dabei zu fürchten? Es sollte Aufsehen machen, und Karl würde sich die Summe nie auszahlen lassen.

„Lieber Freund," sagte ich mit Kopfschütteln: „ich weiß nicht, woher Sie den Muth nehmen, unsern Feinden so zu trotzen? Ich möchte mich gern mit meiner Familie in die tiefste Einsamkeit verbergen, um nur nicht mehr von ihnen bemerkt zu werden; und Sie fodern die Feinde ordentlich auf! Ist das nicht Uebermuth?

Sie haben wieder Recht, sagte Friedleben. Am Ende werde ich Sie noch um Ihre tugendhafte Armuth beneiden, weil das Geld mich hochmüthig und herrschsüchtig macht. . . . Morgen wollen wir zu Karln. Ich hoffe, Sie sollen ihn wieder bekommen.

Der Abschied.

Mit großer Freude setzten wir, ich und meine Frau, uns mit Friedleben in einen Wagen, den er bestellt hatte, und waren nach zwei Tagen in Hannover. Friedleben ging aus, um sich zu erkundigen, wo Karl wäre, und wie er losgemacht werden könnte. Erst gegen Abend kam er wieder, und nun sah ich zum ersten Male den Ausdruck der Angst in seinem Gesichte. Er faßte meine Frau und mich bei der Hand, und sagte mit schmerzlichen Tönen: er ist nicht mehr hier! Aber, wo er auch seyn mag, er bleibt in der Hand Gottes!

Diese bedeutenden Worte machten mich sehr ängstlich. Ich fragte zitternd: „er lebt doch, und es geht ihm wohl?"

Er ist in Stade, antwortete Friedleben furchtsam. —

Ich bitte Sie, rief meine Frau; sagen Sie nur Alles auf einmal: denn Ihr Gesicht verkündigt nichts als Unglück.

Ja! stieß er jetzt in der Angst heraus: Sie sollen das höllische Gewebe kennen lernen. Karl liebt des Amtmanns Tochter; die Buchhalterin entdeckt das, und verräth es. Der Vater verlangt von Julchen, dieser Liebe zu entsagen. Sie bleibt standhaft, und man schweigt, weil man nichts zu thun weiß. Endlich erfährt man aus Karls Briefen, die man der Tochter nimmt, daß er sein Glück im Militair zu finden hofft. Das nützt man hier in Hannover; und nun wird er aus Ihrem Hause weggeholt. Die stolze, reiche Familie glaubt nicht sicher zu seyn, so lange Karl noch unter Einem Himmel mit seiner Geliebten athmet, besonders da sich Beschützer finden, die sich seiner annehmen.

Ich seufzte. Friedleben drückte zitternd meine Hand, und fuhr in Absätzen fort: er ist . . . als Unterofficier angestellt. Sein Regiment . . . soll nach Madras.

O, du barmherziger Gott! rief ich aus, und wendete meine Arme nach meiner Frau hin, um sie aufzufangen, wenn sie bei diesem fürchterlichen Namen zu Boden fallen woll-

te. Sie blieb aber ruhig sitzen, und fragte nur ein wenig besorgt: ist es denn in Madras so schlimm?

Ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihr zu sagen, daß Madras in Ostindien läge. „So schlimm eben nicht, liebe Frau!" sagte ich. „Der Ort hat, so viel ich weiß, gesunde Luft, und Gott ist da, wie überall. Etwas weiter als Stade, liegt es freilich von uns."

Also loskommen wird er nicht? fragte sie. Wir schüttelten Beide den Kopf. Nun, hob sie wieder an; es ist jetzt kein Krieg, und Gott wird uns ja auch davor bewahren. Ich hoffe alles Gute; denn mir träumte diese Nacht . . . —

Unmöglich konnte ich sie ihren Traum erzählen lassen; es hätte Ihrem Herzen neue Hoffnungen gegeben, und ich sah nicht ein, wie wir sie in dem Irrthume erhalten wollten, daß Madras einige Meilen hinter Stade läge. „Liebe Frau," unterbrach ich sie; „es ist ein Unglück für uns, dein Traum mag so schön gewesen seyn, als er will. Du

weißt ja, wie weh Hoffnungen thun, die nicht erfüllt werden." Sie lächelte. Ja, es ist ein Unglück; aber ob er in Madras oder in Stade Soldat seyn muß, das läuft auf Eins hinaus. Wie weit ist es denn von hier? — Wir sagten Beide in großer Verlegenheit: recht genau weiß ich es nicht.

Verschwiegen konnte es ihr nicht bleiben, das wußten wir; und doch zögerten wir Beide, ihr den wohlthätigen Irrthum zu nehmen. Sie lächelte, und das verdoppelte meinen Schmerz. Ich mußte einen Augenblick mit Friedleben allein seyn, und bat daher meine Frau, sie möchte draußen etwas bestellen. Kaum war sie vor der Thür, so hörte ich sie fragen: Herr Wirth, wie weit ist denn Madras von hier?

Hören Sie? rief ich Friedleben zu, und sprang hinaus. Meine Frau war todtenbleich, und schwankte an meinem Arm in das Zimmer. „Etwa zwei tausend Meilen; es liegt in Ostindien," hatte der Wirth ihr geantwortet.

Es währte lange, ehe sie sich wieder ein

wenig erholte, und nun mahlte sie das Unglück ihres Sohnes mit Allem aus, was ihr die Phantasie nur darbot. Sie suchte das Schrecklichste aus allen Welttheilen zusammen, Erdbeben, Pest und reißende Thiere; ja, sie versetzte Kanibalen nach Ostindien. — Da wir sie einmal über die Entfernung von Madras getäuscht hatten, so wollte sie uns jetzt auch das wirklich Wahre nicht glauben. Sie sah ihren Sohn schon auf einem Weserkahne (so dachte sie sich ein Seeschiff) mitten in dem Weltmeere versinken, oder, wenn er denn ja seinen Bestimmungsort erreichte, ihn bald von Kanibalen erschlagen.

Ich bin selbst da gewesen, sagte Friedleben endlich, um sie zu unterbrechen. Er fing an von der Reise und von dem Lande zu erzählen. Meine Frau hörte zwar zu; doch ihre Angst wurde immer größer, da sie nun einiger Maßen einen Begriff von der unermeßlichen Größe des Weltmeeres bekam, dessen Umfang sie sich bisher vielleicht einige Tagereisen groß gedacht hatte. Nun war, glaubte sie, keine Rettung mehr für Karln. Ein Kahn

voll Menschen auf diesem unermeßlichen Meere! und Thurm-hohe Wellen, die darüber hinschlagen! — Wir machten ihr eine Beschreibung von einem Seeschiffe; die erklärte sie aber geradezu für eine Fabel.

„Du wirst es sehen," sagte ich am Ende ungeduldig; „wir reisen nach Stade." Friedleben sah mich an, und schüttelte fast unmerklich den Kopf, um mir einen Wink zu geben; ich fuhr aber fort: „wir reisen nach Stade; und sollten wir uns auch hin betteln." Sie sprang auf, fiel mir um den Hals, und sagte: ja, ich muß meinen Karl noch einmal sehen!

„Das sollst du, liebe Frau; das sollst du! Und dann wirst du dich mit deinen eignen Augen überzeugen, daß ein Seeschiff etwas Andres ist, als ein Weserkahn."

Friedleben schüttelte noch immer den Kopf; doch endlich sagte er: nun, meinethalben! und sogleich war meine Frau in der Kammer, um einzupacken. „Sie hat keinen Begriff von einem Schiffe," sagte ich; „wenn sie den bekommt, so wird sie ruhiger werden."

Haben Sie je das Meer gesehen?

„Nein.“

Ihre Frau denkt sich die Wellen wie Thürme; so hoch sind sie wohl eben nicht.

„Nun, um so eher wird es sie beruhigen.“

Das gebe Gott! Ich zweifle aber. Das Meer ist ein furchtbarer Anblick; furchtbarer, als die Phantasie sich etwas denken kann: Es ist ein Bild der Unermeßlichkeit. Wenn sie es gesehen hat, wird ihr auch das stärkste Schiff ein elender Fischernachen scheinen.

„Aber,“ fragte ich mit Angst; „ist denn mein Sohn nicht sterblich? Wir müssen ihn noch einmal sehen; und bräche uns der Abschied von ihm das Herz — ja, wir müssen ihn sehen! Er ist unser Sohn; ich darf ihn nicht um den Trost bringen, noch einmal an dem Herzen geweint zu haben, unter dem er gelegen hat. Friedleben, Sie können unmöglich Vater seyn!“

Ich bin es nicht, sagte er gerührt. . . . Nun, Sie sollen ihn sehen, und, was ein Mensch kann, das will ich für ihn thun.

Wir reisten noch denselben Abend ab, und

kamen ohne Unfall nach Stade. Friedleben ging sogleich aus, sich nach unserm Sohne zu erkundigen; wir Eltern blieben im Wirthshause, und zitterten vor Verlangen nach ihm. Etwa nach einer halben Stunde trat er an Friedlebens Hand in das Zimmer. Mein Karl! rief die Mutter; und er lag an ihrem Herzen.

Wir hatten ihn jetzt ungefähr seit drittehalb Monaten nicht gesehen. Es schien uns, als wäre er in dieser Zeit größer geworden, und zu unsrer Freude glühete sein Gesicht von Gesundheit. Die Uniform kleidete ihn gut; hätte nicht die böse Reise nach Ostindien alles verdorben, so würde mir sein Anblick großes Vergnügen gemacht haben.

Ich bemerkte deutlich, daß Friedleben ihn zu seiner Rolle vorbereitet hatte; doch war die Freude, mit der er von seiner Reise nach einem so entferuten Lande sprach, nicht ganz erkünstelt. Seine Heiterkeit machte auch mich wieder heiter, zumal da er uns etwas Näheres von seinen Umständen erzählte, die wirklich sehr vortheilhaft waren. Er hatte

von

von seinem Kapitain, dem Bruder seines Beschützers, das Versprechen, zu avanciren, und durch Friedlebens ansehnliches Geschenk war er in Stand gesetzt worden, sich viele Bequemlichkeiten zu verschaffen.

Friedleben verließ uns bald, damit wir den ganzen Abend mit Karln allein seyn könnten. Meine Frau wurde wieder ganz muthig, besonders da der Wirth des Gasthofes ihr versicherte, daß es mit der Reise nach Madras so gar viel nicht auf sich hätte. Der Mann war mehrere Male in Ostindien gewesen, und wußte nicht zu begreifen, wie man das Meer gefährlicher finden könne, als das feste Land. Er benahm meiner Frau auch ihre Vorstellungen von Menschenfressern, von Erdbeben und allen übrigen Schrecken, die ihre Phantasie geschaffen hatte.

Karl erhielt von seinem Kapitain Erlaubniß, bis zur Abfahrt bei uns bleiben zu dürfen. Friedleben ließ sich vor Geschäftigkeit wenig bei uns sehen. Er reiste auf einige Tage nach Hamburg, schrieb Briefe, kaufte

ein, und stellte kleine Gastereien an, zu denen er Karls Officiere einlud. Zwei Tage vor der Abfahrt gab er Karln eine Menge Empfehlungsschreiben und Kreditbriefe an die vornehmsten Handlungshäuser in den Englisch-Ostindischen Besitzungen. Er versah ihn überflüßig mit Geld, ließ ein Paar Kisten mit Europäischen Waaren für ihn einschiffen, und rieth ihm übrigens, sich unterweges alle nautische Kenntnisse zu erwerben. Der Kapitain des Schiffes, auf dem Karl die Fahrt machen sollte, Herr Elsworth, war glücklicher Weise Friedlebens Freund, (wie denn dieser in Hamburg und allen Seestädten eine Menge Bekanntschaften zu haben schien). Er versprach, als er einmal bei uns aß, väterlich für Karln zu sorgen, und setzte, mit einem Blicke auf Friedleben, hinzu: es müßte doch schlimm gehen, wenn wir ihn nicht in den Dienst der Kompagnie brächten. Alles um uns her war muthig und heiter, gab uns die besten Hoffnungen, und wünschte uns Glück; dadurch wurde sogar meine Frau wieder muthig.

Endlich sollten die Schiffe anlegen. Ich weiß selbst nicht, wie es zuging, daß wir noch gar nicht darauf gefallen waren, sie zu sehen. Kapitain Elsworth lud mich und meine Frau auf das seinige ein, und wir fuhren dahin. Friedleben unterhielt unterweges meine Frau in Einem fort, und sehr eifrig, wahrscheinlich damit sie keinen Blick auf die große Wasserfläche werfen sollte, die von der Höhe herunter zu übersehen war. Wir befanden uns bald im Schiffe, und Elsworth führte meine Frau überall darin umher, wobei er mit großer Ruhmredigkeit von dessen Festigkeit und Stärke sprach.

Ich glaube nicht, sagte mir meine Frau mit einem Händedrucke, daß Wind und Wellen einem solchen Schiffe etwas anhaben können.

„Besonders, liebe Frau, wenn das Gebet frommer Eltern für einen guten, edeln Sohn es begleitet."

Das meine ich eben, lieber Mann; ob ich es gleich heute recht gern hörte, als Herr Elsworth sagte: er wollte mit dem Schiffe auch

dem Teufel trotzen. Du weißt, ich kann das Fluchen sonst nicht leiden; aber in diesem war doch etwas Beruhigendes, so gut wie in deinen Worten, daß unsre Gebete das Schiff begleiten werden.

Friedleben führte mich auf die andere Seite des Schiffes, wo man die Aussicht in das Meer hin hatte, und öffnete eine von den Luken, welche auf dieser Seite alle verschlossen waren, damit meine Frau nicht hinaussehen sollte. An der Landspitze schäumten die Wellen; und wo sie sich an den Sandbänken brachen, die hier sich weit hin erstrecken, stürzten sie wie Berge über einander her. Hinten schloß der Himmel oder das Meer (nichts trennte beide) die graue Unermeßlichkeit. Die Sonne, die zuweilen hinter Wolken hervorbrach, warf tausend zükkende Blitze auf die Spitzen der Wellen, und beleuchtete an dem fernen Himmel die Segel eines daher fliegenden Schiffes.

Es überfiel mich ein Grauen, und ein segelndes Schiff, das so eben um die Landspitze bog und auf den unsteten Wellen daher tau-

melte, schien mir in der größten Gefahr zu seyn. Ich erwartete mit gepreßter Brust jeden Augenblick, daß es versinken würde. „O Gott!“ seufzte ich: „sehen Sie! das Schiff wird von den Wellen verschlungen!“ Friedleben sagte lächelnd: seyn Sie ohne Sorgen; hier ist nichts in Gefahr. Diesen ruhigen windstillen Tag haben wir eben gewählt, um Ihrer Frau das Schiff zu zeigen. Auch Sie dürften es, merke ich wohl, nicht sehen, wenn ein frischer Wind ginge.

Ich äußerte meine Verwunderung. „Aber,“ sagte ich, „geht es mir mit dem Leben anders? Vorher hielt ich meine ruhigen Tage oft für stürmisch, weil ich den Sturm noch nicht kannte. Jetzt aber . . .“ Ich hob meine Hände gefaltet auf. Friedleben umfaßte mich, und sagte: sey nicht undankbar, guter Mensch! Gott behüte dich vor wirklichen Stürmen des Lebens! Er lasse dich nie vor einem deiner Kinder stehen, das nicht die Last eines Unglücks, sondern ein Verbrechen auf dem Herzen trägt. Du kannst deinen Sohn an die Brust drücken, und sagen:

Gott erhalte dich so! Wer das sagen kann . . .

„Gott sey gelobt! das kann ich! Und wenn Karl wiederkommt; wenn ich ihm zurufe: willkommen an der Brust . . .“

Willkommen! riefen auf einmal nahe bei uns wohl hundert Stimmen. Das Schiff, für welches ich besorgt gewesen war, legte an, und in dem Augenblicke erhellte das volle Sonnenlicht die graue Weite. Ich sah, wie Menschen vom Ufer abstießen, und wie die auf dem Schiffe den Ankommenden die Arme entgegen streckten. Dieser Auftritt, der mir eine glückliche Vorbedeutung schien, machte mein Herz stark. Ich ging in die Kajüte, wo mein Sohn war, und sagte: „reise mit Gott, mein Sohn! Ich weiß, er wird dich erhalten. . . . Laß ihn reisen, liebe Frau! wir sehen ihn wieder!“ — Sie umfaßte ihren Sohn, und in diesem Augenblicke sagte der Kapitain: es ist gut, daß Sie Lebewohl sagen. Diesen Abend werden die Truppen eingeschifft; und morgen denk' ich in offner See zu seyn.

Friedleben nahm meinen Sohn bei Seite, sprach noch lange mit ihm, und führte ihn dann zu Herrn Elsworth. Jetzt hörten wir vom Ufer her Trommeln und Hoboen, und es regte sich Alles auf dem Schiffe. Meine Frau hatte nur noch Zeit, ihren Karl zum letzten Male an ihr Herz zu drücken. Die Matrosen riefen schon ihr Hussah, und Elsworth trieb uns, in das Boot zu steigen. Wir waren am Ufer, ehe wir uns hatten besinnen können. Friedleben bat uns, allein in die Stadt zurückzukehren und ihn da zu erwarten; er selbst wollte Karln noch bis über die Dünen hinaus begleiten, und stieg in ein Boot, um wieder nach dem Schiffe hin zu fahren.

Da standen wir nun einsam, verlassen, am Ufer, und sahen die Truppen einschiffen. Ich wollte meine Frau bereden, sich in den Wagen zu setzen; sie sagte aber laut weinend: nein, ich bleibe hier; er wird uns noch einmal zuwinken! Sie glaubte jeden Augenblick, Karln auf dem Verdecke zu sehen, und ihr Schluchzen wurde stärker. Ein Fremder

fragte theilnehmend, warum sie weinte. Sie antwortete (nie sind Worte so tief in meine Seele gedrungen): o, mein Sohn! Selbst der Fremde wurde durch diesen Ausruf bis zu Thränen gerührt. Nach einer langen Pause sagte er: hier werden Sie nichts mehr sehen. Das dauert bis spät Abends, und in der Nacht geht es fort. Aber etwa fünf Meilen von hier an der Landspitze legen die Schiffe vielleicht noch einmal an. Es wäre möglich, daß Sie Ihren Sohn da noch einmal zu sehen bekämen.

O, ich muß hin! rief meine Frau, und eilte zu dem Wagen. Unser Kutscher kannte die Gegend sehr wohl, und war sogleich bereit, uns hinzufahren. In einem Dorfe, das dicht am Ufer liegt, hielten wir an, und der Kutscher führte uns, sobald er seine Pferde untergebracht hatte, auf einen Hügel, auf dem ein Paar Eichen standen. Ich erschrak, meiner Frau wegen, als ich sah, daß hier eine freie Aussicht auf das Meer hin war. Es erhob sich ein kühler Wind aus Westen, und die See, oder die Mündung des Flusses,

fing an sich zu kräuseln. Jetzt saß meine Frau ganz kraftlos da, und starrte in das Meer hinunter, das ihr die Freude ihres Lebens entrissen hatte.

Der Wind nahm zu. Ich wollte sie bereden, in das Haus am Abhange des Hügels zu gehen, worin die Neugierde eine Menge Menschen versammelt hatte; sie schüttelte aber langsam den Kopf. „Liebe Frau," sagte ich endlich; „der Wind wird dir schaden." Sie erwiederte: o, wie kann ich hier an mich denken!

Nachmittags kamen endlich die Schiffe, und ich fürchtete noch eine sehr schmerzliche Scene; es war mir daher recht lieb, daß mehrere von den anwesenden Leuten sagten: bei dem Westwinde dürften die Schiffe nicht anlegen. Je näher die Schiffe kamen, desto stärker wurde der Wind. O Gott! rief meine Frau sehr ängstlich; welch ein Sturm! Doch alle Anwesende versicherten, der Wind sey gut und glücklich.

Die Schiffe legten nicht an, sondern fuhren weiter. Meine Frau blieb sitzen, bis sich

endlich auch das letzte Segel in dem grauen Dunste verlor. Ich wollte noch diesen Abend nach Stade zurückfahren; sie war aber so matt, daß sie die Nacht über in dem Dorfe bleiben mußte. Erst am folgenden Morgen war sie fähig, die Reise zu machen. Ich zitterte, als ich sie mit solcher Kälte, mit solcher stummen Verzweiflung sitzen sah, und dankte Gott, als Friedleben, der die Schiffe bis in das offne Meer hinaus begleitet hatte, endlich zurückkam. Er brachte meiner Frau ein Paar Zeilen von Karln mit, und sagte: ich wette, die brauchen keine drei Monate zu der Fahrt nach Madras. Bessere Segler habe ich in meinem Leben nicht gesehen.

Wir fuhren traurig wieder zurück. Da Pahlens Dorf nicht weit aus dem Wege lag, so machte Friedleben meiner Frau die Freude, sie, gegen alle ihre Erwartung, zu der geliebten Elisabeth zu bringen.

Elternfreude.

Vor dem Dorfe ließen wir den Wagen die Landstraße weiter fahren, und gingen den kürzeren Fußsteig. „Woran denken Sie?" fragte ich Friedleben. — Als wir das erste Mal hier waren, flisterte er mir ins Ohr, klebte ich Pahlen einige Löcher in den Wänden zu; dieses Mal will ich die Wunden in seinem Gewissen aufreißen, um sie dann wieder zu heilen. Ich sinne auf eine Predigt, die ich dem jungen Manne halten will. — Er mußte mir die Hand darauf geben, daß er es bis morgen aufschieben wollte. Wir schlichen uns an das Haus, und sahen durch die offen stehende Stubenthür unsre Elisabeth, die uns gar nicht bemerkte, in einem sehr reinlichen, aber höchst einfachen Anzuge, ohne allen Putz, an einem Spinnrade sitzen. Ihr ältestes Kind saß neben ihr am Boden, und horchte auf ein Lied, das sie sang; das zweite lag neben ihr in der Wiege.

Mehr! mehr! rief das Kind, so oft sie eine Strophe geendigt hatte; und sie fing, mit dem Ausdruck der Mutterliebe im Gesichte, aufs neue an. Elisabeth! rief endlich meine Frau in die Thür, und streckte ihr die Arme entgegen. Jezt sprang die geliebte Tochter auf, und lag sogleich in unsern Armen.

Das Zimmer war sehr rechtlich für eine kleine Landökonomie eingerichtet, und der ehemalige falsche Prunk fast gänzlich verschwunden. Wir, Friedleben und ich, sahen einander an, und ich fürchtete, daß Noth die Veränderung bewirkt hätte; doch Elisabeths Heiterkeit bewies das Gegentheil. Sobald die Umarmungen vorüber waren, zeigte sie sich als Mutter. Sie nahm ihr Kind auf, brachte es uns, und sagte eine Stelle aus einem Englischen Dichter, die wir einmal (und sie selber mit) als eine Ziererei getadelt hatten: „ich habe mein Wesen verdoppelt; jezt schlagen zwei Herzen in Liebe für Sie!" Von ihr, mit Thränen in den Augen gesagt, schien es, als wäre das die Sprache

der Natur. Ich nahm das Kind auf meine Arme, und segnete es mit Vaterliebe.

Mit jeder Viertelstunde sahen wir immer deutlicher, daß hier eine große Veränderung vorgegangen war. Der Kammerdiener kam, nicht mehr in einem Kleide mit goldbesponnenen Knöpfen, sondern in einem bequemen Rocke, an dem man die Spuren der Arbeit sehen konnte. Friedleben ging hinaus, lief im Hofe umher, und sah in alle Thüren. Nach einer Weile kam er wieder, und sagte mit dem freundlichsten Gesichte: jetzt, liebe junge Frau, gefällt es mir bei Ihnen; denn ich weiß, Sie sind glücklich. Wann kommt Pahlen wieder? (Sie wußte es nicht genau.) Ich hatte eine Predigt für ihn in Bereitschaft, die nun, dem Himmel sey Dank, nicht mehr nöthig ist.

Elisabeth lächelte, als sähe sie den Himmel offen, und sagte, mit ausgebreiteten Armen: ja, ich bin glücklich! Doch sie ließ die Arme sogleich wieder fallen, und senkte den Blick zu Boden, als wollte sie sagen: mein Glück macht mich nur demüthiger. Lieber

Vater, fuhr sie nach einigen Sekunden fort; ich wußte gewiß, daß ich einmal glücklich werden müßte: denn mein Mann liebt mich, und er ist gut. Nur fürchtete ich, die Noth oder die Reue würde es bewirken. Aber nein; ich verdanke es ganz allein dem edlen Herzen meines Mannes. O, er ist so gut! so gut! und ich bin so glücklich!

Die fromme Elisabeth beugte ihre Kniee an die Wiege ihres Kindes, als wollte sie es aufnehmen; aber ein Blick, den sie verstohlen in die Höhe warf, und ihre Hände, die sich auf der Brust des Kindes falteten, sagten mir, was sie in diesem Augenblicke dachte.

Abends erzählte sie uns — ein wenig verworren, weil alles ihrem guten Manne zum Lobe gereichen sollte, die Geschichte seiner Bekehrung. Auch der Kammerdiener gab am nächsten Tage seinen Beitrag zu der Erzählung, und so bekam sie denn mehr Licht und Zusammenhang. Der alte Mann sieht, daß sich die junge Frau unter Sorgen quält, und nimmt sich einmal die Freiheit,

seinem jungen Herrn Ermahnungen zu geben. Pahlen findet das um so unzeitiger, da er sich einbildet, seine Haushaltung sey in der besten Ordnung. Er antwortet mit Kälte. Der Alte, den das verdrießt, wiederholt seine Ermahnungen, und zwar schärfer. Pahlen verweist ihm mit Härte seine Unbescheidenheit, und jetzt eben tritt Elisabeth in das Zimmer. Der Alte schweigt, schüttelt den grauen Kopf, und geht betrübt hinaus.

Elisabeth sieht ihm nach, wirft einen Blick auf Pahlen, der finster da steht, und sagt: lieber Mann, so sollte der ehrwürdige Alte dich nie verlassen! Pahlen antwortet verdrießlich: freilich nicht; er sollte aber auch nicht vergessen, daß er ein alter Domestik ist, dem wir viel zu gute halten. — Elisabeth kann es nicht ertragen, daß Pahlen dem alten Manne diesen Vorwurf macht. Sie antwortet sanft: das thut er auch nicht, lieber Mann, gewiß nicht! Pahlen streichelt ihr lächelnd die Wange, und sagt: gutes Weib! Doch sein Lächeln scheint zu verrathen, daß er ihr nicht glaubt; und nun

hebt sie wieder an: wenn du wüßtest, Pahlen, was dieser Mann thut; er würde nicht so von dir gegangen seyn!

Was thut er denn? fragt Pahlen dringend. Elisabeth geräth in Verlegenheit, und nun wird ihr Mann noch dringender. Sie will ausweichen, verwickelt sich aber immer mehr. Endlich erfährt er, daß der alte Mann nicht nur kein Gehalt bekommt, sondern zeither auch wohl, selbst ohne Elisabeths Wissen, manches Nothwendige von seinem Ersparten bezahlt hat.

Warum giebst du das zu? fragt Pahlen mit dem Ernst eines Beleidigten, und ruft sogleich den Alten, ehe Elisabeth, die in der größten Verwirrung ist, es hindern kann. — Ich weiß jetzt, sagt er ernst, aber gütig, woher deine Anmerkungen über mich kamen, guter Mensch. Das soll nicht länger so seyn! Ich will mich lieber behelfen, damit du nicht klagen kannst. Wie oft hast du dein Monatsgehalt stehen lassen? — Hm! hm! erwiedert der Alte; Anmerkungen! Wenn Ew. Gnaden glauben, daß

ich

ich mir darum Anmerkungen erlaubt habe, weil die gnädige Frau mir meine Gage aufhebt, so irren Sie Sich. Ich wollte Denselben mein Blut aus dem Herzen geben; aber ich kann es nicht mehr mit ansehen, wie die gnädige Frau sich abmartert und absorgt, indeß Sie thun, als ob . . . —

Abmartert? absorgt? fragt Pahlen mit einem Blicke auf Elisabeth. Was ist das? wofür sorgst du?

Du weißt ja, lieber Mann, wie der gute Alte ist! Daß ich manche Arbeit selbst verrichte, das nennt er abmartern. — Der Alte schüttelt den Kopf, als wolle er widersprechen. Nun, so rede du! sagt Pahlen zu ihm. Die gnädige Frau, — antwortet der Alte, ohne sich an Elisabeths Winken mit den Augen zu kehren — entzieht sich alles. Guter Gott! Alles! sage ich; um nur Sie nicht merken zu lassen, wie übel es mit Ihnen steht.

Ich schone die Kleider, die du mir schenkest, fällt Elisabeth ein; ich ändere das eine, und färbe das andre, wenn du glaubst, es ist ein neues. Das Geld, das du mir zu einer

Haube schenkst, gebe ich in der Wirthschaft aus, und stecke eine alte Haube um, daß sie wie neu aussieht. Das sind die Wunderthaten alle, die er meint. Kleinigkeiten; es ist nicht der Mühe werth, davon zu reden.

O, das ist noch nicht Alles! sagt der alte Kammerdiener.

Nun ja, fällt Elisabeth ein. Ich bin fleißig, entziehe mir wohl eine Stunde Morgenschlaf, und so weiter. — Eine Stunde? murmelt der Alte. Manche halbe Nacht! Es geht mir durch das Herz. Nein, ich kann nicht länger schweigen. Wenn der Herr Baron abwesend sind — Nun denn, sagt Elisabeth; ich esse gern einfach. Wozu soll mein Mann das wissen? — Einfach! lieber Gott! das Gesinde hat es besser, als die gnädige Frau. Ich habe nicht einen Bissen hinunter bringen können, wenn ich Sie so darben sah, damit der gnädige Herr nur seinen Willen hätte. Kurz, wäre die gnädige Frau nicht, wir würden längst zu Grunde gegangen seyn. Die Briefe mit Geld . . . —

Welche Briefe mit Geld? fragt Pahlen

erstaunt. Elisabeth wirft sich an seine Brust, und die Thränen dringen ihr aus den Augen. Welche Briefe? fragt Pahlen noch einmal.

Kleinigkeiten von meinen Eltern, zu meinen Geburtstagen. Du weißt ja, wie sehr sie mich lieben.

Hm! hm! sagt der Alte: ich hätte die Thränen nicht sehen müssen, die Sie bei den Briefen weinten. Freudenthränen waren es nicht. Und wenn es Noth thäte, so wollte ich nichts sagen; aber es könnte anders, es könnte besser seyn. Wer weiß, wie das Geld zusammen gedarbt ist, das hier zu überflüßigen Dingen verwendet wird! (Pahlen fühlt sich von diesem Vorwurf tief getroffen, und schweigt, mit niedergeschlagenen Augen.) Wenn die gnädige Frau ein neues Kleid anzogen, lieber Gott! es war, als sollten Sie ein Marterhemde anziehen; denn in der Eltern Hause, oder wo das Geld sonst hergekommen ist, mußten sie es sich erst abdarben.

Pahlen reicht seiner Frau die Hand, und sagt betrübt: Elisabeth, so wenig verdiene ich dein Vertrauen!

O, lieber Mann, ich stellte dir in der ersten Zeit ja oft vor, daß es so nicht ginge; du schienst es aber nicht zu glauben, und wurdest verdrießlich, wenn ich davon anfing. Das Geld, das wir so nöthig zum Unterhalt brauchten, gabst du für andre Dinge aus. Ich that, was ich konnte, um dir meine Sorgen, und bisweilen auch wohl einen kleinen Mangel, zu verbergen. — Und schwiegest, Elisabeth! — Nein, ich erinnerte dich ja oft an Friedlebens Rath, und verhehlte dir nichts als meine Sorge. Ja, lieber Mann, ich habe mit Thränen von Augusten Unterstützung angenommen, weil ich fühlte, daß sie meinen armen Eltern, und nicht uns, gehörte. Lies nur, was Auguste mir darüber geschrieben hat.

Sie holte Augustens Briefe, und gab Pahlen einige davon. Um meinetwillen also, sagte Pahlen, als er sie gelesen hatte, ist sie aus dem väterlichen Hause gegangen? — Er wollte jetzt Alles wissen, und Elisabeth verschwieg ihm nichts mehr. Als er Augustens und unsre Briefe gelesen hatte, und als Eli-

sabeth gestand, daß sie glaubte, wir hätten den Gewinn in der Lotterie nur erdichtet; da rief er: ist es möglich! O Gott! kann auch ein guter Mensch so blind seyn! . . . Liebe Elisabeth! nun wollen wir glücklich werden! Er warf seinen Rock mit den goldenen Epaulets ab, und wollte sich auf der Stelle wie ein Bauer kleiden. Elisabeth hatte Mühe, den feurigen Mann, der alles mit Ungestüm that, von dem raschen Schritte abzuhalten. Laß uns, sagte sie, die Aenderungen, die wir nöthig finden, nach und nach vornehmen.

Nein, Elisabeth, erwiederte er; wer nicht den Muth hat, sogleich die Sklavenkette der Thorheit zu zerbrechen, der trägt sie ewig.

Die schönsten Triumphe der Tugend sind die, welche niemand bemerken kann. Der Entschluß zum Guten ist ja nicht unser Ziel, sondern das Gute selbst; und das erreicht man nur langsam, lieber Pahlen.

Nein, Elisabeth, wir wollen als Bauern leben, weil es so besser ist. Sieh, diese Kleidung . . .

Ist dein, und bezahlt, lieber Mann, folglich die wohlfeilste, die du jetzt tragen kannst. Wir wollen ja sparen; nun, so laß uns damit anfangen, daß wir unsre Kleider und alles was wir haben, so lange gebrauchen, als möglich.

Elisabeth fing noch heute an, die nothwendigsten Aenderungen in der Haushaltung vorzunehmen. Sie führte nun förmlich die Aufsicht über die Kühe und die Milch, was sie vorher nur unter der Hand hatte thun dürfen. Ihre Kleidung wurde mit jeder Woche einfacher, und das Haus gewann allmählich das Ansehen eines reichen Bauergutes. Ein Kabinet bei dem Wohnzimmer, das Pahlen ihr Boudoir nannte, machte sie zu einer Milchkammer, und in Kurzem lohnte sie einen Knecht und eine Magd ab. Pahlen merkte bei dem Allen kaum, wie sehr sich seine Wirthschaft verändert hatte, da Elisabeth dem Neuen immer das Ansehen des Alten zu geben wußte. Er war jetzt unter den Geschäften des Ackerbaues, die er mit vielem Eifer trieb, sogar glücklicher, als vorher bei

seinem müßigen Leben; denn Elisabeth ver- süßte sie ihm durch Liebe. Sie besuchte ihn, mit ihrer Arbeit in der Hand, auf dem Fel- de, wenn er bei den Pflügern war, oder sie brachte ihm in einem Körbchen das Frühstück, und genoß es mit ihm unter dem Schatten eines Baumes.

Pahlen hatte seine Aenderungen nicht in der Stille gemacht, und nun hielt ihn die Scham so lange bei seinen Beschäftigungen fest, bis sie ihm zur Gewohnheit geworden waren, und bis er wirklich Geschmack am Landbau gewonnen hatte. Er bat übrigens seine Elisabeth, sie möchte uns nichts schrei- ben, damit er die Freude hätte, uns nach Jahr und Tag, wenn wir ihn einmal be- suchten, zu überraschen.

Die Stürme meines Lebens (so schloß Elisabeth ihre Erzählung) sind vorüber, und die Erinnerung an eine überstandene Gefahr ist ja ein Vergnügen.

Meine Frau sah mich an, und ich ver- stand ihren Blick. „Auch Karls Stürme werden vorübergehen," sagte ich; „und wie

lange noch, so sagen wir zu ihm mit frohem Herzen: willkommen!"

Das nunmehrige Glück unsrer Elisabeth machte aber unsre Sorge für Karln in der That noch bitterer. So viel uns Friedleben auch ermahnte, der Gegenwart zu genießen, so sagte ich oder meine Frau doch öfters: jetzt wären wir im Stande, für den armen Jungen viel zu thun! Selbst Elisabeth könnte nun die Freude haben, ihn zu unterstützen. Ach, seufzte meine Frau; wir hätten damals mehr Vertrauen auf Gott haben sollen! — Recht, erwiederte Friedleben, der einen Vorwurf in diesen Worten fühlte: recht, als ich auf die Predigt studierte, die ich Pahlen halten wollte! Gott hat meine Buß- und Strafpredigt nicht gebraucht; er hat gesegnet, wo ich fluchen wollte. Wir erkennen unsre Fehler, liebe Mutter, wie es recht ist; und Gott wird mich ja behüten, daß ich nicht einmal wieder in den meinigen falle, sondern Gutes thue, ohne erst große Plane zu machen. Wir hätten d a m a l s mehr Vertrauen haben sollen; das heißt doch wohl: wir wollen es

jetzt haben. Nun denn, dazu helfe Ihnen der Himmel! Karl ist jetzt so gut unter der allmächtigen Segenshand Gottes, als er es in Halle oder Göttingen gewesen wäre. Damals, sagen Sie; warum nicht auch jetzt?

Damals, sagte meine Frau, war es anders; denn wir sehen ja, daß alles gut gegangen wäre, wenn wir gewartet hätten.

Recht! erwiederte Friedleben. Nun, so wollen wir wieder warten, bis alles gut geht; denn das heißt ja Vertrauen.

Am folgenden Morgen mußte uns Elisabeth am Klaviere vorsingen, und wir vergaßen darüber alle unsre Sorgen. Doch auf einmal stürzte der Kammerdiener in das Zimmer, und rief uns sehr ängstlich zu: um Gottes willen! da kommt der alte Herr Baron, der Onkel des jungen gnädigen Herrn! Elisabeth stand zitternd vom Klaviere auf. Meine Frau erschrak, und ich selbst verlor allen Muth; denn was uns Pahlen von der Heftigkeit und dem Hochmuthe seines Oheims erzählt hatte, würde wohl auch einen Mann, der muthiger gewesen wäre, als ich, verlegen gemacht haben.

Friedleben, der Elisabeths Sohn auf dem Schooße hatte, blieb ohne alle Zeichen von Furcht ganz ruhig sitzen. Was thun wir? sagte Elisabeth ängstlich. Ach, wenn doch mein Mann zu Hause wäre! — Gott sey uns gnädig! rief der Kammerdiener; der Wagen fährt schon um den Garten! . . . Ob die gnädige Frau ihm wohl entgegen gehen müssen? — Das muß die gnädige Frau nicht, lieber Alter; denn sie ist eine Dame, sagte Friedleben ruhig. Als Frau vom Hause kann sie es indeß wohl thun.

So eben fuhr der Wagen vor, und der Oheim stieg aus; doch wir rührten uns nicht von der Stelle. Nur der Kammerdiener ging mit tiefen Verbeugungen dem Baron entgegen, der ihn sogleich mit einer rauhen Stimme fragte: „sind sie hier zu Hause?"

Nur die gnädige Frau.

„Allein?"

Die Eltern der gnädigen Frau sind hier.

„Also der Pfaffe! Nun, das ist mir lieb! — —

Bei dem Worte Pfaffe drängte sich meine

Frau vor mich, als wollte sie mich beschützen. „Seid doch ruhig, Kinder," sagte ich leise; „es ist ja nur ein Mensch! Habt doch Vertrauen auf Gott!" — Schlechter, erwiederte Friedleben lächelnd, habe ich das Vertrauen auf Gott in meinem Leben nicht anbringen hören. Sie werden machen, daß Ihre Tochter allen Muth verliert. Ruhig, liebe Elisabeth! Sie sind die Gemahlin des Barons von Pahlen. Vergessen Sie das nicht!

Hier stieß der Baron, der prächtig gekleidet war, und einen Stern auf der Brust hatte, die Stubenthür auf, und trat mit Ungestüm in das Zimmer. Er blieb nahe an der Schwelle stehen, und sah uns rings umher an. „Sind Sie die Pastorentochter?" fragte er endlich. (Elisabeth machte eine Verbeugung.) „Und der da?" (Er zeigte mit seinem Rohre auf mich.) — Das ist mein Vater, antwortete sie zitternd. „Und die da, wohl die Frau Mutter? . . . Nun, so hab' ich ja die ganze Sippschaft beisammen . . . Und der da?" Er zeigte mit dem Rohre auf Friedleben.

Friedleben, der ihm den Rücken halb zugedrehet hatte, wendete nun den Kopf ein wenig, sah ihm ins Gesicht, und sagte: ich bin ein Mann! Und, — er wendete sich an Elisabeth, indem er mit der Pfeife, die er gerade rauchte, auf den Baron zeigte: wer ist denn der da, liebe Elisabeth, der hier so examinirt? Elisabeth warf einen bittenden, und der Baron einen wüthenden Blick auf Friedleben; er ließ sich aber nicht aus seiner Fassung bringen, und fing sogleich wieder an, das Kind zu schaukeln.

„Ist mein unwürdiger Neffe nicht zu Hause?" fragte der Baron wieder, ohne sich an Jemand unter uns bestimmt zu wenden. Alles schwieg. „Werde ich Antwort bekommen, junge Frau?" fragte er endlich. Elisabeth hatte allen Muth verloren; daher sagte ich: mein Schwiegersohn ist verreist.

„Ihr Schwiegersohn? . . . Ich rathe Ihnen, meinen Neffen nicht noch einmal so zu nennen!

Friedleben fing in einem sehr komischen Tone an: des Herrn Predigers Schwieger-

sohn, der junge Baron Pahlen ist nicht zu Hause.

Der Baron sah Friedleben von der Seite unwillig an, warf sich in den Sofa, und sagte endlich: „in der That, ich bin hier in übler Gesellschaft."

Ich bedaure Sie und uns, Herr Baron, sagte Friedleben, der wieder ganz ruhig mit dem Kinde spielte: wir gleichfalls.

„Was?" rief der Baron, und sprang auf. (Friedleben setzte nur das Kind auf den Boden; er selbst blieb ruhig sitzen.) „Welche Gesellschaft meinen Sie?"

Die Ihrige, antwortete Friedleben kalt. Oder meinen Sie wirklich, Ihre Gesellschaft wäre der jungen Frau und ihren Eltern angenehm?

„Das soll sie auch nicht seyn. Glauben Sie etwa" (so wendete er sich an mich), „es wäre mir gleichgültig, daß Sie Ihre Tochter an meinen unbesonnenen Neffen verkuppelt, und dadurch meinen Namen beschimpft haben?"

Friedlebens ruhige Kälte hatte mir wie-

der einigen Muth gemacht. Ich sagte: „Herr Baron, ich muß Sie bitten, Ihre Worte besser zu wählen. Sie reden von Kuppeln. Ich habe meine Tochter nur wider Willen an Ihren Neffen verheirathet."

„Wider Willen?" fragte er höhnisch: „so müßte ich mir ja die Verwandtschaft mit Ihnen wohl gar für eine Ehre rechnen? . . . Ich habe der Thorheit lange genug zugesehen. Die Leidenschaft, auf die mein Neffe sich berief, wird ja nun wohl verraucht seyn. Was Sie hofften, mein Herr Prediger, das geschieht nicht. Sie glaubten, Ihre Tochter sollte den reichen Baron Pahlen bekommen; er ist und bleibt aber der arme. Indeß, wenn die junge Frau vernünftig seyn will, so soll es mir auf einige tausend Thaler nicht ankommen. Eine Scheidung . . . —"

Elisabeth bezeugte ihren Abscheu vor dieser Niederträchtigkeit. Ich fiel ein: „mein Herr, wir sind nicht adelig; das giebt Ihnen aber nicht das Recht, uns zu beschimpfen. Und wenn Sie so fortfahren . . ."

„Nun? was dann? was dann, Herr Schwarzrock?" fragte er höhnisch, und trat einen Schritt auf mich zu. Ich verlor meinen Muth zur Hälfte wieder; doch, da ich sah, welches Uebergewicht Friedleben durch seine Kälte und Entschlossenheit hatte, so nahm ich meine Kräfte zusammen, und sagte, freilich ein wenig zitternd: „Sie finden uns verächtlich, Herr Baron; ich weiß aber nicht, wer hier der Verächtlichste ist."

„Was?" rief er; „Herr, sagen Sie das noch einmal! Was wissen Sie nicht?" Sein Gesicht brannte, seine Augen funkelten. Ich schwieg; und er fragte noch einmal: „was wissen Sie nicht?"

Friedleben, der während dessen langsam neben mich hingetreten war, hob an: er weiß nicht, Herr Baron, wer hier der Verächtlichste ist.

„Hölle und Teufel!" rief der Baron, ohne Friedleben anzusehen: „Sie sind unglücklich, wenn Sie das noch einmal sagen!"

Ich weiß nicht, sagte Friedleben, wer hier der Verächtlichste ist.

„Ich bitte Sie, mein Herr, sich zu mäßigen. Mit Ihnen habe ich nichts zu schaffen, sondern nur mit dem Schwarzrocke da.“

Wahrscheinlich, sagte Friedleben, weil Sie einem farbigen Rocke nicht trauen. Herr Baron, ich wollte, des Spaßes wegen, den es vielleicht gäbe, Sie könnten die Grauröcke noch weniger leiden, als die Schwarzröcke.

„Ihr Wunsch kann erfüllt werden, Herr Graurock! Hüten Sie Sich!“

Was wollen Sie denn eigentlich hier, Herr Baron? fragte Friedleben mit einem starren Blick auf ihn. Ich bin, so lange Ihr Neffe abwesend ist, Beschützer seiner Gemahlin; und von diesem Augenblicke an werde ich Ihnen keine Beleidigung mehr übersehen.

„Wer sind Sie denn, daß Sie einen so hohen Ton annehmen?“

Ein Mann, der allenfalls den Schulzen im Dorfe zu finden weiß, wenn Sie nicht artiger werden.

„Wie? Man drohet? hier in diesem Hause? Dies Gesind . . .“ — Er sprach das

Wort nicht ganz aus, weil Friedleben ihn starr ansah — „man wagt es, mir zu drohen?"

Nun kein Wort mehr! rief Friedleben; oder ich zeige Ihnen, daß ich mehr kann, als drohen. Was wollen Sie?

Ein wenig bestürzt erwiederte der Baron: „ich bin hier, um dem Menschen, der meinen Namen hat, anzukündigen, daß er nicht mehr auf mich rechnen soll. Mein Vermögen gehört von nun an den Verwandten meiner Frau."

Haben Sie das gehört, Elisabeth? fragte Friedleben ernst.

Ja.

Bekümmert es Sie?

Nein. Er störe nur unser Glück nicht: das ist Alles, was wir uns wünschen.

Sie hören, Herr Baron, sagte Friedleben immer ernster, man achtet hier Ihr Geld eben so wenig, als Ihre Drohungen.

„So?" hob der Baron grimmig wieder an. „Nun, ich hoffe bald das Recht zu haben, hier den Herrn vom Hause zu spielen.

Sagen Sie doch Ihrem Herrn Gemahl, meinem würdigen Neffen, er möchte sich einer gewissen Verschreibung erinnern. Hat er davon nie etwas erwähnt?"

Elisabeth erblaßte, und sagte zitternd: er erzählte mir einmal davon; aber dabei setzte er hinzu, Herr Baron: Sie würden es nie wagen, ihn, den Sohn Ihres Bruders, so ungerecht zu behandeln.

Was ist denn das, liebe Elisabeth? fragte Friedleben.

„Nichts weiter," antwortete der Baron höhnisch, „als daß dieses Gütchen, auf welches man so trotzt, mein Eigenthum ist."

Sie frage ich nicht, sagte Friedleben; sondern die Frau Baronin. . . . Was ist denn das, meine Liebe? Reden Sie dreist.

Mein Mann hat, als er auf Reisen gegangen ist, dem Herrn Baron bei einer Art von Scherz dies kleine Gut verschreiben müssen: zwar mit allen gerichtlichen Formen, aber doch nur zum Scherz, sagte mir mein Mann bestimmt.

„Ich scherze in solchen Fällen nie," sagte

der Baron höhnisch. „Mein Neffe mag geglaubt haben zu scherzen; mir aber war es völliger Ernst.“

Mein Mann, nahm Elisabeth wieder das Wort, glaubte um so weniger, daß Sie jemals diesen Scherz zu seinem Nachtheile anwenden könnten, da er Ihnen erst vor Kurzem ein Dokument geschickt hat, das Ihnen sehr wichtig war. (Pahlen hatte das Dokument aus den Händen gegeben, das die Betriegerei seines Oheims unwidersprechlich erwies.)

„Das war es mir auch,“ sagte der Baron lachend; „sehr wichtig, weil ich nun erst jenes scherzhafte Dokument gebrauchen kann, wie ich will. Sehen Sie, mein Herr Beschützer,“ (so wendete er sich an Friedleben) „auch noch etwas Andres will ich hier: meine Rechte auf dieses Gut gültig machen.“ (Meine Frau faßte zitternd nach meiner Hand, und ich konnte sie ihr vor Schrecken kaum drücken.) „Man sollte doch nicht eher triumphiren, als bis man gesiegt hätte! . . . Jetzt bin ich Ihnen doch höflich genug?“

Herr Baron, sagte Friedleben, so gerührt, wie ich ihn nie gesehen hatte — Sie haben das Schicksal einer ganzen Familie in Ihrer Gewalt. In den Adern dieser lächelnden Kinder fließt das Blut Ihres Vaters, und Ihres Bruders, eines sehr edlen Menschen.

„Sehr edel!" erwiederte der Baron. „Er heirathete nicht vernünftiger, als mein Herr Neffe; und mein Vater starb aus Gram über ihn."

Herr Baron, Sie scherzen. Es ist nicht möglich, daß ein Mensch so grausam seyn kann, besonders wenn das wahr ist, was die Aeußerungen Ihres Neffen andeuten.

„Was denn? Er hüte sich ja, etwas anzudeuten!"

Nein, Sie können Ihre nächsten Verwandten nicht so dem hülflosesten Elende Preis geben.

„Bemühen Sie Sich nicht weiter, mein Herr Beschützer! Jetzt kommt Ihre Höflichkeit zu spät. Ich habe der jungen Frau dort einen Antrag gemacht."

Elisabeth unterbrach ihn stolz: ich bitte

Sie, zu schweigen. Nehmen Sie das Gütchen, nehmen Sie Alles, was wir haben. Unsre Hände werden uns ernähren. Gott sey Dank, daß mein Mann arbeiten kann! Ich werde dennoch glücklich seyn.

Friedleben sagte: ja, das wirst du, meine Tochter! Du hast ein Herz, alles zu entbehren, nur nicht Liebe und Tugend. Er nahm das Kind auf, hielt es dem Baron hin, und sagte: erbarmen Sie Sich dieses Kindes! — Der harte Mann wendete das Gesicht ab, und hielt die Hand seitwärts, als wollte er das Kind von sich stoßen. Nimm dein Kind! rief Friedleben; er ist nicht barmherzig, und verdient also keine Schonung. Nun trat er mit glühenden Augen vor den Baron hin, und sagte: Sie sind ein Unmensch, Herr Baron!

„Mein Herr, jetzt ist die Reihe an mir. Hüten Sie Sich, daß Sie mich nicht in Hitze bringen!"

Das will ich eben; zehnmal will ich es, um Sie zehnmal mit Furcht wieder abzukühlen. Sehen Sie, Herr, der Unredliche fürch-

tet sich immer, selbst, wo er das Recht auf seiner Seite hat. Also, Sie sind ein Unmensch, ein Betrieger! — Ich erstarrte, als ich das hörte, und hielt Friedleben für rasend. Der Baron fuhr wüthend auf ihn los; Friedleben sagte ihm aber: erinnern Sie Sich wohl des Advokaten Schummel? Jetzt erblaßte der Baron, und in seinen Augen war eine Mischung von Wuth und Schrecken. „Wir werden einander weiter sprechen!" sagte er endlich, und wollte aus dem Zimmer.

Friedleben vertrat ihm den Weg. Siehst du, grausamer Unmensch, daß ich mich darauf verstehe, solche Herzen, wie du eins hast, zu treffen? . . . Ich bin kein großer Herr; aber, was ich weiß, ist mir etwas werth: denn, Herr Baron, es giebt Sie in meine Hände. — Der Baron warf forschende Blikke auf ihn, versuchte dann eine gleichgültige Miene zu machen, und sagte: „Sie sind auch der Mann dazu, mich in Furcht zu setzen!"

Wir wollen sehen, Herr Baron. Ich

war bei Schummel, und faßte ihn gerade an dem Flecke, wo man solche Bösewichte fassen muß, nicht bei dem Gewissen, nicht bei der Furcht vor Gott oder dem Teufel, sondern bei der Furcht vor Ketten oder dem Galgen.

„Ha! ha! ha! Den faßte man nur mit Gelde."

Das ist die zweite Handhabe des Bösewichts; aber, daß ich die erste richtig faßte, sollen Sie gleich hören. Er holte die rothe Korduan-Mappe hervor. . . . Warum werden Sie denn so blaß, Herr Baron? . . . Sie sehen, daß ich die zwei Handhaben kenne, bei denen man solche Menschen, wie dieser Schummel, angreifen muß. Er bewilligte Alles, was ich verlangte. Und auch Sie werden das thun, Herr Baron! . . . Liebe Elisabeth, lassen Sie doch sogleich den Gerichtshalter rufen! Er soll ein Paar Zeugen mitbringen. Eilen Sie! — Elisabeth ging hinaus; wir, ich und meine Frau standen in großem Erstaunen da, weil wir Wunder zu sehen glaubten.

„Was wollen Sie von mir?" fragte der Baron sehr kleinlaut . . . „Sie dürfen nicht mit mir spielen," setzte er stolz hinzu: „denn was Sie denken, mein Herr . . ."

Was glauben Sie denn, daß ich denke? Soll ich Ihnen sagen, was Sie denken? Sie denken: wie weiß dieser Teufel das? was mag er wohl noch sonst wissen?

Der Baron warf sich auf einen Stuhl, und legte nachlässig seinen Stockknopf an den Mund; doch das Wechseln seiner Farbe zeigte den Sturm in seinem Innern. Er stand endlich trotzig auf, und sagte: „ich gehe. Thun Sie, was Sie wollen, mein Herr. Ich fürchte Sie nicht; aber bringen Sie es nicht dahin, daß ich Sie nöthige, mich zu fürchten."

Ich bin ein ehrlicher Mann, antwortete Friedleben; und der fürchtet nichts als sein Gewissen. – Sie gehen nicht!

„Wer wird es mir wehren?" fragte der Baron, und ging an die Thür.

Ueber das erste Dokument in der rothen Mappe, von dem Grafen Braun unterzeichnet, erstarrte ich.

Der Baron blieb stehen, und blickte finster zu Boden. Dann fragte er scheu: „sind Sie ein böser Geist?"

Sie bleiben, Herr Baron, und bewilligen, was ich verlangen werde.

Der Gerichtshalter kam mit einigen Zeugen, und Friedleben sagte: nehmen Sie ein Instrument auf, das dem Baron Pahlen, dem Gemahl der jungen Frau hier, zwanzig tausend Thaler, nach vierzehn Tagen zu heben, von diesem Herrn, dem Baron Pahlen, zusichert.

„Zwanzig tausend Thaler?" sagte der Baron halb leise. „Nimmermehr! Thun Sie, was Sie wollen. Wir werden einander sprechen."

Es ist nicht zu viel. Von dem Fideikommiß auf Borndorf! sagte Friedleben.

Der Baron erblaßte aufs neue. Der Gerichtshalter schrieb das Instrument, ließ es von dem Baron unterzeichnen, und stellte es dann meiner Tochter zu. Ich weiß nicht, sagte Elisabeth, ob ich es nehmen darf. Nein, Gewalt soll mir nie etwas von dem

Oheime meines Mannes geben. Friedleben drang in Elisabeth, sich nicht länger zu weigern; sie wollte aber durchaus nicht. Sehen Sie, mein Herr, sagte Friedleben, das sind Menschen, wie Ihnen wohl noch nicht viele vorgekommen seyn mögen! ... Liebe Elisabeth, der Herr Baron schenkt Ihnen nichts; er giebt Ihnen nur, was Ihnen gehört. Fragen Sie ihn selbst.

„Ja, ja," erwiederte der Baron sehr schnell. „Es gehört eigentlich meinem Neffen. Nehmen Sie." (Elisabeth nahm es jetzt.) „Aber mein Herr," hob der Baron nun an; „Sie sehen ein, welch ein Opfer ich meinem Neffen gebracht habe. Ich kann doch darauf rechnen, daß Sie schweigen werden? Welche Sicherheit geben Sie mir?"

Sicherheit? Haben wir Beide einen Kontrakt gemacht? Nein, ich gebe, ich verspreche Ihnen gar nichts. Und wenn ich Ihnen auch verspräche, was Sie wollen: Sie blieben dennoch in meiner Gewalt; denn das ist eben die Strafe des Verbrechers, daß er niemals trauet, und nie die Ketten zerreißen kann, die ihn fesseln.

„Wie? mein Herr, nichts versprächen Sie mir für diese Summe? So schrecklich wäre ich überlistet?"

Ueberlistet? sagte Friedleben mit einem unbeschreiblichen Stolz im Blick, und sogar in der Stellung. Geben Sie ihm das Instrument wieder, Elisabeth. (Sie that es.) Ich verspreche Ihnen nichts, gar nichts. . . . Nun, was stehen Sie da? Zerreißen Sie es doch; Sie haben es ja wieder in Händen.

„Abscheulich!" rief der Baron. „Nun . . . Aber wehe Ihnen, wenn Sie nicht schweigen!" (Er gab Elisabeth das Instrument zurück.)

Ich glaube, Sie drohen, Herr Baron! sagte Friedleben gelassen.

„O nein."

Ohne Zweifel haben Sie wohl auch die Verschreibung Ihres Neffen auf dieses Gütchen bei sich?

Der Baron zog sie hervor, und gab sie Elisabeth. Friedleben las sie, und zerriß sie dann. Sie sollten, sagte er mit einem unwilligen Blicke, dem Himmel danken, wenn

Alles, was Sie gethan haben, so vernichtet wäre . . . Und wofür gethan? (Sein Ton wurde gerührt.) Für einen Sohn, der schon eine Handvoll Staub ist! . . . Wenn Sie damals, als Ihr Sohn noch lebte, eine Entschuldigung hatten, so haben Sie jetzt keine mehr. Der Tod zerriß alle Ihre Plane; und Sie scheueten Sich nicht, sie aufs neue wieder anzuknüpfen? Was haben Sie denn nun? Das Bewußtseyn vergebens begangener Sünden! Sünden, die Sie Ihrem Herzen abzwingen mußten; denn es ist nicht immer so gewesen, wie jetzt. Sie waren ein edler Jüngling. Hochmuth hat Sie von der Höhe fallen lassen, auf der Sie standen. Er nahm Ihnen den Bruder, den Sie liebten, und der Sie liebte. Noch sterbend sagte er zu seinem Sohne: verfolge ihn nicht; er ist mein Bruder, und er liebte mich einst. Wie konnten Sie das je vergessen? wie konnten Sie den edelmüthigen Sohn Ihres edelmüthigen Bruders unglücklich machen wollen?

„Er war mein Erbe!" sagte der Baron sehr finster. „Ich erzog ihn, und hielt ihn wie meinen Sohn."

Weil er Ihren Namen führte; nur darum. Als er diesem edeln, guten Weibe seine Hand gab, da sollte er fallen, wie sein Vater. Sie konnten Ihrem Bruder eine Handlung nicht verzeihen, nicht weil Sie dieselbe für ein Vergehen hielten, sondern weil er Ihnen damit zuvorgekommen war. Sie haßten Ihren Bruder aus Neid, aus Eifersucht.

Erstaunt und zitternd sagte der Baron: „sind Sie ein höheres Wesen?"

Nur ein Mensch, der Sie, der Ihre Schicksale kennt, und Sie in seiner Gewalt hat. — Der Baron hielt ihm, wie bittend, seine Hand hin. — Nein, sagte Friedleben; ich hoffte, eine bessere Empfindung, als die Furcht, sollte auf Sie wirken: Scham oder Reue. Mit diesen Worten ging er, mehr gerührt als zornig, in das Nebenzimmer, und ließ uns Alle in großer Verlegenheit stehen. Ich warf verstohlen einen Blick auf den Baron, der wie vernichtet dastand, und mein Gefühl sagte mir, daß ich irgend etwas sprechen müßte. „Der Herr Baron," hob ich endlich ganz ohne Kopf an, „haben wohl

die Wege noch sehr grundlos gefunden?" Kaum hatte ich diese Frage hervorgestammelt, so fühlte ich schon, daß es gar nicht möglich wäre, nach einer solchen Scene etwas Einfältigeres zu sagen. Ich erröthete, und sah sehr ängstlich vor mich nieder, noch ehe meine Frau mich am Elbogen zupfte.

Nach einigen Sekunden antwortete der Baron mit finstern Blicken, doch in einem gütigen Tone: Gott Lob! . . . ja, die Wege sind schlecht. — „Gott Lob, ja!" wiederholte ich mechanisch." Meine Frau setzte furchtsam die wichtige Anmerkung hinzu: bei schlechten Wegen sey es übel zu reisen.

Ich weiß nicht, was wir noch mehr gesprochen haben. Friedleben aber sagte uns nachher: er hätte in seinem Leben nie eine so lächerliche Unterredung gehört, als die unsrige, besonders weil wir dabei so eifrig gewesen wären.

Auf einmal aber fragte mich der Baron, mit einem zwar scheuen, aber doch freundlichen Blicke: wer ist denn der Herr, der in das Zimmer gegangen ist? Ich wußte nicht,

was ich antworten sollte. Er ist ein rechtschaffener Mann, sagte ich endlich nach langem Besinnen: zwar ein wenig heftig; aber er meint es mit allen Menschen gut, das können Sie mir glauben.

„Ich bin nicht der unbillige Mann," erwiederte er, „für den er mich zu halten scheint. Es würde mir lieb seyn, wenn ich die Sache in Güte abmachen könnte." Elisabeth stand auf, und näherte sich ihm furchtsam, mit dem Instrument in der Hand. Herr Baron, sagte sie mit Thränen in den Augen und bittend: jetzt, da wir das Gut behalten, bin ich so glücklich! Dies ist zu viel, gewiß zu viel.

„O nein, nein!" erwiederte er, und schob das Papier zurück; „es ist nicht zu viel!" Dabei hatte er die Augen immer auf die Thür geheftet, durch die Friedleben weggegangen war.

Elisabeth suchte ihm das Papier aufzudringen. Er weigerte sich, es zu nehmen; doch offenbar nur aus Furcht vor dem Unbekannten. Endlich sagte Elisabeth leise: es

soll Niemand erfahren, daß Sie es zurückgenommen haben. — Jetzt glaubte ich, mitsprechen zu müssen. Wenn nun aber, sagte ich, der Herr Baron durchaus verlangt, daß du es behalten sollst, so —

Ich fürchte, lieber Vater, unterbrach mich Elisabeth, daß ich es mit meiner Glückseligkeit werde bezahlen müssen.

Der Herr Baron wird deshalb keinen Unwillen auf uns haben.

Das ist es nicht, was ich meine, sagte Elisabeth zärtlich. Ach, ich zittre vor den Wirkungen dieser großen Summe. Werden wir glücklich bleiben, wenn wir so reich werden? O, ich bitte Sie, Herr Baron, nehmen Sie wieder, was wir nicht nöthig haben und nicht zu brauchen wissen. Geben Sie mir und meinem Manne Ihre Liebe, daß wir völlig glücklich seyn können. — Der Baron sah Elisabeth lange schweigend und forschend an; endlich nahm er das Papier, und steckte es in die Tasche.

Elisabeth sagte froh und leise: o, ich danke Ihnen; Sie haben mir eine schwere

Sorge

Sorge abgenommen! . . . Ich bitte Sie, lieber Vater, verschweigen Sie es unserm Freunde.

Diese Großmuth schien mir ein wenig unüberlegt, und ich machte Einwendungen dagegen. Der Baron setzte sich, und heftete schweigend finstre Blicke auf uns. Elisabeth sagte mir nun ihre Gründe, und zwar leise, damit Friedleben nichts hören sollte. Sie machte mir eine sehr rührende Schilderung von dem frohen Leben, dessen sie jetzt genösse, und zu dem Arbeit und Genügsamkeit so wesentlich gehörten.

Ich schüttelte den Kopf, und sagte endlich: „mein Kind, die Summe, welche der Herr Baron so gütig gewesen ist in dem Dokumente zu verschreiben, gehört ja deinem Manne, und nicht dir. Darfst du sie also weggeben?" — Ja, lieber Vater, das darf ich. Mein Mann liebte mich nicht mehr, wenn ich das nicht dürfte. Und, lieber Vater, eine so große Summe, auf solche Art erhalten — ich könnte nie wieder, ohne zu erröthen, einem Menschen in die Augen sehen.

„Das ist freilich wahr, mein Kind; ja da hast du Recht! . . . Friedleben (sagte ich mit einem Blicke auf den Baron) soll nichts erfahren.“ Bei diesen Worten fühlte ich meine Brust erweitert; und als meine Frau unsre Tochter an ihr Herz drückte, und ihr leise sagte: recht, mein Kind; Gott wird dich dafür segnen! da fühlte ich eine edelmüthige Verachtung alles Goldes auf der Erde. Aber — warum hat doch der Mensch eine edle Empfindung so selten ganz rein! — zugleich fühlte ich auch eine Art von Stolz gegen den Baron. Ich stand auf, ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und ab, und sagte: „recht so, Elisabeth! Der Reichste ist, wer den Reichthum zu entbehren versteht. Ja, Herr Baron, behalten Sie, was wir nicht bedürfen.“

Der Baron sah uns befremdet an, zog nach einer Weile das Papier wieder hervor, reichte es Elisabeth hin, und sagte ernst, nicht finster: „itzt gebe ich es Ihnen freiwillig, und von ganzem Herzen.“ Elisabeth nahm das Dokument, und zerriß es, doch

ohne Heftigkeit. Recht, Elisabeth! sagte ich, und meine Schritte wurden noch stolzer. Es kümmerte mich gar nicht, als ich die Stücke Papier zu Boden fallen sah. Ich hätte in diesem Augenblicke zu dem reichsten Könige, fast wie Diogenes zu dem Macedonier, sagen können: tritt auf die Seite, daß ich meine Tochter sehe, die den Reichthum verachtet!

Die meisten Leser werden das unglaublich finden, oder höchst thöricht nennen; und in manchen Stunden scheint es mir selbst nicht anders. Doch, wer in solchen Augenblicken, wie dieser, nicht zwanzig tausend Thaler, oder noch zehnmal mehr — auf Zahlen kann es überhaupt bei so etwas nicht ankommen — gleichgültig wegwerfen kann, der ist des Guten nicht werth, das der Reichthum für den Menschen hat. Man wird sagen, es könne, es müsse sogar, manche Stunde, manchen Monat, ja manches Jahr geben, wo man eine solche Handlung bereue; und darum sey sie thöricht. Ja, solche Stunden, Monate und Jahre giebt es; aber was wäre der Mensch, wenn nicht in manchen Stunden

sein Herz sich so erweiterte, daß er die ganze Erde darüber vergäße! — —

Auf der Universität, wo ich studierte, war ein Magister, der von den Professoren oft: der Tolle, genannt wurde, weil er in gewissen Stunden die entschiedenste Verachtung gegen die Gelehrsamkeit bezeugte, so ein grundgelehrter Mann er auch war. Er starb früh, und ich glaube für die gelehrte Welt nicht weniger zu früh, als für die sittliche. Um das einzige Kind einer jammernden Mutter zu retten, stürzte er sich in ein brennendes Haus, ob ihm gleich ein Professor der Physik erweisen wollte, daß das Haus nicht eine Minute mehr stehen könne. Indem er mit dem Kinde kommt, und es der Mutter in den Schooß wirft, beschädigt ihn ein fallender Balken so sehr, daß er nach einigen Tagen sterben muß. O, mein Gott! sagte der Physiker; ich habe es Ihnen ja voraus gesagt. Der Sterbende erwiederte: Sie hatten Recht; und ich glaube, jetzt würde ich nicht in die Flammen springen: wer aber nicht in gewissen Augenblicken sein Le-

ben wagen kann, der ist nicht werth es zu haben. — So geht es, sagten die Professoren nachher, wenn man sich nicht daran gewöhnt, in allen Fällen kalt und mit Besonnenheit zu überlegen! Uns jungen Leuten gefiel des Magisters Sprung; desto weniger waren wir aber damit zufrieden, daß er durch die Worte: „ich glaube, jetzt würde ich nicht in die Flammen springen," seine Handlung halb gemißbilligt hatte. Nunmehr, da ich ein alter Mann bin, bewundere ich die Aufrichtigkeit des Magisters, der so nahe vor seinem gewissen Tode ganz offen gestand: er sey einer solchen Handlung nicht immer fähig.

Wie gesagt, man nannte ihn den tollen Magister, nicht weil er oft so etwas *that*, sondern weil er behauptete, daß man es thun *müsse*. Wir Studenten hörten ihn gern, ob wir gleich eine Art von Verachtung gegen ihn fühlten, Theils weil die übrigen Lehrer so viel Nachtheiliges von ihm sagten, Theils weil er gar nicht das feierliche Wesen und den großen Ernst hatte, wo-

mit die meisten andern Professoren ihre Kollegia lasen.

Dieser Magister war (und eben darum erinnerte ich mich seiner bei dieser Gelegenheit ein eifriger Vertheidiger des Enthusiasmus, den die gewöhnlichen Klugheitsregeln des Lebens nicht kümmern; und eben das zog ihm den Tadel der übrigen Lehrer zu. Er las Geschichte. Man ließ ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er ein großer, gelehrter Kenner dieser Wissenschaft sey; allein man sagte (und wir jungen Leute sagten es treuherzig nach), er sey nicht kalt genug, er urtheile nicht ruhig, sondern nehme immer selbst Parthei. Es kam eine Flugschrift heraus, worin ihm diese Fehler vorgeworfen wurden; und ein Student hatte die Unverschämtheit, sie ihm auf den Katheder zu legen. Er lächelte, als er sie bemerkte, und sagte: ich kenne sie schon, meine Herren. Glauben Sie mir, wen gewisse Perioden in der Geschichte kalt lassen, wer ohne Schauder von einem Pizarro, einem Dubois erzählen, oder ohne Herzklopfen, ohne funkelnde Augen

einen Genius der Welt, einen Antonin, nennen kann: der ist nicht werth Geschichte zu wissen, und noch weniger sie zu lehren. Ich bin ein Mensch, meine Herren, und erzähle Ihnen die Geschichte meiner und Ihrer Mitmenschen. Mögen erhabnere Geister ruhig auf den Ameisenhaufen, die Erde, herabsehen: wir Menschen sollen nichts, was uns angeht, kalt betrachten. Es giebt Zeitpunkte in der Geschichte, wo die Vorsehung, wo die Tugend und der Glaube an die Ewigkeit verschwunden zu seyn scheinen; und wem dabei nicht das Herz bricht, der ist nur — ein Gelehrter."

Ich sage jetzt: wer in solchen Augenblikken, wie der unsrige mit dem alten Baron war, nicht eine Verschreibung auf einige tausend Thaler zerreißen kann, der ist kein Mensch; denn er berechnet den Werth des Lebens nach Procenten.

Friedleben kam endlich wieder mit seiner gewöhnlichen Miene in das Zimmer. Elisabeth trat sogleich über das zerrissene Papier, damit es nicht zu sehen seyn sollte. Der

Baron saß noch immer auf der vorigen Stelle, und sein Gesicht war finster, aber nicht auf eine widrige Art: es schien, als dächte er der Bedeutung eines angenehmen Traumes nach.

Friedleben sah ihm starr ins Gesicht; doch der Baron hielt seine Blicke unerschrokken aus. „Ich wünschte," sagte dieser endlich, und näherte sich ihm: „wir könnten Freunde werden." (Friedleben antwortete nicht.) „Mein Herz ist . . . Ich war in der Jugend nicht, was ich nachher wurde, weil alles mißlang, was die Freude meines Lebens seyn sollte. Als mein Bruder . . . Wissen Sie, daß er in der Jugend nicht besser war, als ich?" (Friedleben nickte mit dem Kopfe.) „Als ich durch ihn meine schönste Hoffnung verloren hatte . . . Ja, ich haßte ihn; er nahm mir alles, das Herz, das ich liebte. Wissen Sie auch das?"

Ja, sagte Friedleben kalt; aber Ihr Bruder war unschuldig.

„Das war er; doch ich glaubte es damals nicht."

Sie erfuhren es.

„Als es zu spät war; ich haßte ihn schon."

Zu spät? . . . Doch ja, es läßt sich denken. Aber warum verfolgten Sie ihn noch?

„Weil er mir über die Schritte, durch die ich ihm hatte weh thun wollen, Verachtung bezeugte."

Friedleben dachte ein wenig nach. Hm, es kann wahr seyn! Freilich . . . Aber Ihr Neffe!

„Mein Neffe?" (Wieder finster.) „Gleichgültig konnte ich bei seiner Verbindung nicht bleiben, besonders da man mir erzählte, seine Braut sey die Verlobte eines jungen Mannes, den sie liebe, und Pahlen bekomme ihre Hand nur um seines Ranges und meines Reichthums willen. Ich wollte nur seine Frau für ihre Untreue bestrafen; doch jetzt, jetzt . . ." — Er trat auf Elisabeth zu, drückte sie an seine Brust, und sagte: „meine Tochter! meine edle, geliebte Tochter!" (Nun zog er sie von dem zerrissenen Dokumente fort.) „Du warfst zwanzig tausend Thaler weg; aber du gewannest dadurch mein Herz."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Pahlen trat in das Zimmer. Er blieb, beinahe starr vor freudigem Schrecken, einige Augenblicke an der Schwelle stehen, und eilte dann auf seinen Oheim zu, der jetzt auch ihn umfaßte. Die Freude wurde allgemein; nur Friedleben blieb ganz kalt. O, fragte Pahlen endlich; wem habe ich diese glückliche Veränderung zu danken?

Mir! antwortete Friedleben mit einem sehr übermüthigen Wesen.

Ich bemerkte, welche Wirkung dieses Wort, in einem solchen Tone ausgesprochen, auf den alten Pahlen that, und sagte sehr ernst: nicht sowohl Ihnen haben wir diese Veränderung zu danken, ob Sie gleich die Veranlassung dazu gewesen sind, als vielmehr dem Herrn Baron selbst.

Mir, mir! wiederholte Friedleben noch übermüthiger als vorher: mir; denn ich jagte ihn in Furcht.

Ich erstaunte über die unzeitige und grobe Eitelkeit eines Mannes, der sich bisher immer so gut betragen hatte, und gab ihm

meinen Unwillen durch Mienen zu erkennen. Er blieb aber bei seinem Benehmen, und es war augenscheinlich, daß er die Absicht hatte, den Baron zu beleidigen. Mir, mir! sagte er noch einmal.

„Ja," erwiederte der Baron; „ich habe Sie gefürchtet. Aber bemerken Sie wohl: ich habe Sie gefürchtet. Jetzt, mein Herr . . ." — Er nahm seinen Neffen in die Arme, und sagte: „mein Sohn, ich wußte den größten Theil von dem Vermögen deines Vaters an mich zu bringen. Fühle, welch ein Opfer in diesem Geständnisse liegt!" Er legte einen Augenblick die Stirn auf seines Neffen Schulter; dann hob er langsam das Gesicht auf, und sagte, von den Armen seines Neffen umfaßt: „mein Herr, jetzt fürchte ich Sie nicht mehr. Kommt, meine Kinder!" Pahlen und Elisabeth mußten sich neben ihn setzen.

Es war etwas Edles in dem Benehmen des Barons, wodurch Friedlebens Grobheit noch verächtlicher wurde. „Man kann fallen," sagte ich zu diesem mit Unwillen; „aber man kann auch edler wieder aufstehen."

Hm! sagte Friedleben: fallen bleibt fallen. Es ist besser nicht zu fallen; glauben Sie mir, die Flecken davon bleiben.

„Doch sich übermüthig erheben," antwortete ich, „ist noch schlimmer als fallen."

Da haben Sie Recht, erwiederte er lächelnd, und mit einem Händedruck. Es freuet mich, daß Sie mir die Wahrheit sagen, obgleich der glückliche Ausgang wohl etwas zu Ihrem Muthe beigetragen haben mag.

Er hatte mich errathen; denn erst jetzt, da ich wußte, daß meine Tochter reich war, fühlte ich mich dreister. Ich schlug beschämt die Augen nieder, und konnte Friedleben, auch als er mir noch einmal die Hand drückte, nicht ansehen. Nun wendete er sich wieder an den Baron, und fragte scherzend (was mir noch viel weniger gefiel): also Sie fürchten mich nicht mehr?

Der Baron sah ihm mit einiger Verachtung ins Gesicht, und schwieg. Nun, sagte Friedleben auf einmal, mit seiner gewöhnlichen Miene voll Leben und Feuer: wenn Sie mich nicht mehr fürchten, so sollen

Sie mich lieben. (Er riß den Aermel auf, und zeigte dem Baron eine große Narbe dicht an der Handwurzel.) Erkenne mich endlich, und schweig! Ich liebe dich noch immer.

Der Baron sprang auf, stürzte in seine Arme, und rief: „o, bist du es, Ludwig? bist du es wirklich? So finde ich dich endlich nach dreißig Jahren wieder? Ludwig, so lange konntest du mich verlassen! O, du Schutzgeist meines Herzens! ich fiel nicht eher, als bis du von mir gewichen warest."

Jetzt standen Thränen in Friedlebens Augen, wie in den unsrigen, und er konnte vor Rührung, die er vergebens zu verbergen suchte, nicht reden. Klage mich nicht an, sagte er endlich abgebrochen; ich verließ dich, weil du fielest.

„Bei Gott!" sagte der Baron; „bei dem Geiste unsrer Freundschaft, die der Tod geheiligt hat: ich fiel, als du mich verließest, nicht eher. Sieh, die Liebe gab ich hin, und blieb, was ich war: Ich. Doch als ich auch die Freundschaft, diesen köstlichsten Schmuck meines Lebens, verlor: da fiel ich, da wollt'

ich fallen, aus Trotz, aus Verzweiflung. Ludwig, wie konntest du mich so fallen lassen!"

Du fielest schon früher; die Liebe verderbte dich.

„Nein, ich strauchelte wohl — o, du kennst diese gewaltige Leidenschaft nicht! — aber ich blieb stehen. Hättest du mich geliebt, wie ich dich, du würdest mich nicht zu früh verlassen haben. Ich hätte dich nie verlassen, und dir immer meine helfende Hand geboten. O, wer noch einen tugendhaften Freund hat, der ist nicht gefallen. Noch einmal: bei Gott! ich fiel, weil du mich verließest."

Weil, sagst du? weil?

„Ja, es muß heraus, ja! weil! weil! Du verließest mich aus Verachtung, eben als ich wieder deiner würdig dastand. . . . Er ist dahin, sagte ich nun kalt. Das Leben wurde mir eine öde Wüste. Der Abgrund einer Leidenschaft, der Rache, lag vor mir, und ich stürzte mich hinein. Ein Wort von dir, Ludwig, und wäre es der härteste Vorwurf gewesen, hätte mich herausgerissen. O, warum

wendetest du dich so kalt, so verachtend von mir ab?

Friedleben stand nachdenkend da. Endlich sagte er mit niedergeschlagenen Augen: weil ich mehr als ein Mensch seyn wollte; weil ich es für besser hielt, die Wahrheit zu lieben, als einen Menschen; weil ich — o, weil ich war, was ich noch jetzt zuweilen bin, ein schwärmerischer Thor, der den Menschen vergißt, um nach einer Idee zu streben. Du kennst mich ja. Noch immer habe ich mich nicht viel gebessert; ich bin und bleibe der alte herrschsüchtige Ludwig. . . . Es ist nicht wenig, was ich in meinem Leben aufgeopfert habe. Alles vergaß ich; nur dich nicht, Pahlen. Diese Wunde hat immer fort geblutet. Wie oft nahm ich mir vor, zu dir zurückzukehren! Aber, dachte ich dann: er wird dich nicht mehr lieben; du wirst ihn beschämen, und nichts weiter.

„O, wärest du gekommen, Ludwig!"

Und heute — deine Geheimnisse haben mir große Summen gekostet, und mir große Leiden verursacht — heute, als du vor mir

standest, und mein Herz die alte Liebe zu dir fühlte; o, ich hielt es kaum noch aus. Er zittert vor einem Menschen! dachte ich mit dem tiefsten Schmerze: er, der sonst vor gar nichts zitterte, als vor dem Laster und Verbrechen! — Ich ging dort in das Zimmer, und fühlte mit Grauen, daß ich allein war. O Pahlen! bin ich es nicht mehr?

„Wir Beide sind es nicht," sagte der Baron, und drückte ihn in seine Arme. „Aber gesteh, daß du mich verließest, als du es nicht gesollt hättest."

Das hat so manche Stunde meines Lebens verbittert. Ich dachte, wenn du bei ihm geblieben wärest, es würde vielleicht anders, es würde besser seyn. Jetzt sehe ich, daß es wirklich so gewesen wäre. Damals verließ ich dich in dem thörichten Glauben an ganz vollkommne Menschen. Aber verdiente ich denn einen zu finden? War ich selbst ohne Fehler?

Beide Freunde hatten gänzlich vergessen, daß sie Zeugen bei ihrer Unterredung hatten. Pahlen redete sie an, als sie jetzt, einander

umfassend da standen; und nun gingen sie hinaus.

Ich glaube, sagte Pahlen zu uns, wir werden noch etwas Wichtiges erfahren. Friedleben ist gewiß der Bruder meiner Mutter: eben der seltsame Mensch, von dem ich Ihnen einmal erzählte, daß er sehr reich und ohne Kinder wäre. Ich meinte immer, er haßte mich; denn er hat meine Mutter anders verheirathen wollen, und, wie ich aus dieser Unterredung schließen muß, an meinen Oheim. Mein Vater hatte üble Begriffe von ihm: er hielt ihn für einen Schwärmer, für einen herrschsüchtigen Tollkopf; und er mochte wohl nicht ganz Unrecht haben. Meine Mutter aber erklärte ihn für den edelsten Menschen auf der Erde. Ich hörte zuweilen, er wäre der vertrauteste Freund meines Oheims; und eben das bringt mich auf meine Vermuthung.

Die beiden Freunde gingen lange im Garten auf und ab. Endlich kamen sie, mit der heitersten Freude in den Augen, wieder. Der junge Pahlen warf forschende Blicke auf

Friedleben, welcher lächelnd da stand, und sagte endlich: Oheim! — Friedleben nahm ihn in die Arme; dann ging er zu Elisabeth, und sagte zärtlich: ja, ich bin euer Oheim, euer Vater, der Bruder deiner guten Mutter. Dein Brief an meinen Faktor kam früh genug in meine Hände. Daß du, bei dem Verhältnisse mit deinem Oheim, eine Bürgerliche heirathen wolltest, machte mich aufmerksam, und ich entschloß mich, deine Braut und deine Schwiegereltern kennen zu lernen. Zu meiner Freude fand ich, was ich so selten einmal gesehen hatte: eine glückliche, tugendhafte, genügsame Familie. Sie wurden mir lieb, guter Vater (so wendete er sich zu mir); aber ich fiel wieder in meinen alten Fehler. Der junge Herr da sollte eine Lektion bekommen (Pahlen schien sich sehr zu wundern); und meine Vorbereitung dazu kostete den Eltern ihren geliebten Sohn. Gegen meine Erwartung hat Elisabeth dich schon gebessert, und ich stehe nun wie ein Sünder vor euch.

Pahlen erfuhr erst jetzt das Schicksal unseres Karls, und bekam nun wenigstens noch

einen Theil der Lektion, die ihm zugedacht gewesen war. Daß wir, hob Friedleben endlich lächelnd an — daß wir reich sind, wißt Ihr nun. Es wäre lächerlich, wenn ich euch noch länger verhehlen wollte, daß Ihr es mit uns seyd. Freilich hatte ich nicht übel Lust dazu; doch so eben habe ich von meinem alten Freunde die Ermahnung bekommen, mein altes Spiel nicht wieder anzufangen. Macht nun, was Ihr wollt. Ich habe für das letzte Sechstel meines Lebens die Ruhe gefunden (er umfaßte den Baron), die ich auf der ganzen Erde vergebens suchte. Auch Ihr werdet sie wiederfinden. Daß Karl ein Stück von der Welt zu sehen bekommt, ist nicht übel; daß er bequem leben und in einigen Jahren wieder hier seyn kann, dafür ist gesorgt. Jetzt gehe ich nach Berlin, um Augusten wieder zu holen; und dann, Pahlen, bleibe ich bei dir bis an meinen Tod.

Er erzählte uns nun, so viel wir von seinem Leben wissen sollten, meistens unbedeutende Dinge. Auch von der Unterbrechung seiner Freundschaft mit dem Baron sagte er

einige Worte. Elisabeth schüttelte sanft den Kopf; er bemerkte es, und verlangte zu wissen, was sie dächte. Sie meinte, er hätte auch den verloren gegebenen Freund mehr schonen sollen. Er vertheidigte sich damit, daß man der Wahrheit getreu bleiben müsse. Es wäre übel, sagte Elisabeth, wenn die Wahrheit sich nicht mit Liebe und sanfter Schonung vertrüge.

Hm! hm! erwiederte Friedleben mit einem drolligen Lächeln: ich habe geschwiegen, wo es nöthig war; aber soll ich denn auch meinen Freunden die Wahrheit verschweigen?

Bedürfen denn Ihre Freunde nicht eben so wohl Schonung, wie die Andern? Sagen Sie jedem, was Sie von ihm denken; aber sagen Sie es ihm so, als läge er auf seinem Sterbebette. Möchten Sie einem Sterbenden ein hartes Wort sagen? Nun, und wir Menschen sind ja Sterbende.

Hm! hm! Du könntest Recht haben, liebe Tochter. Wohl denn! aber nie werde ich euch verschweigen, daß ich euch liebe.

Auguste.

In einigen Tagen reisten wir, meine Frau und ich, nach Hause, Friedleben aber (oder, wie er jetzt genannt wurde, Oheim Ludwig) nach Berlin. — Ein Glück giebt die Hoffnung zu einem andern, so wie ein Unglück Furcht vor einem zweiten erregt. Meine Frau setzte sich ganz ruhig vor eine Karte von den beiden Halbkugeln der Erde, und ich zeigte ihr die ungeheuer weite Reise um Europa und Afrika nach Ostindien mit dem Finger. „Hier," sagte ich, „liegt Stade, und hier Madras." Sie fragte bloß neugierig: warum nimmt man denn aber nicht lieber den kürzeren Weg zu Lande? Ich weiß zwar gewiß, daß Gott unsern Sohn auch auf dem Meere bewahren wird; aber wie ich sehe, könnte man sehr wohl zu Lande nach Ostindien kommen, und es ist doch recht verkehrt, daß man sich lieber dem ungetreuen Meere anvertrauet, als den Menschen in diesen

Ländern. Warum thut man denn das? — „Guter Gott!“ sagte ich, von dieser Frage gerührt, und legte die Hand auf die Länder, durch welche meine Frau die kürzere Reise gezeichnet hatte: „weil hier Menschen wohnen, die grausamer sind, als das Meer. Aber ich fürchte, die Hindu, und hier die schwarzen Bewohner dieser Küste, und die Menschen hier (ich zeigte auf Amerika) mögen wohl dasselbe von den Engländern sagen: sie sind grausamer als das Meer, das an unsern Küsten stürmt. Laß uns die Karte weglegen, liebe Frau; denn es kommt mir gar zu gräßlich vor, wenn ich in diesem zwei Spannen langen Raume alle die Raubnester, die christlichen und die mahomedanischen, so auf einmal sehe, und mir dabei denke, wie hier und überall das Jammergeschrei von Millionen Unglücklicher vergebens zum Himmel aufsteigt; wie hier Erdbeben und Pest, Meer und Flüsse, Flammen und Orkane auf der Erde wüthen, und der Mensch, als wären die zerstörenden Elemente nur schwache Gehülfen seiner Grausamkeit, überall, noch wil-

der als die Natur, mit seiner Mordfackel zerstört und vernichtet!"

Aber das Fleckchen, sagte meine Frau, wo unser Haus steht — es mag wohl sehr klein seyn . . . (Ich zeigte ihr die Stelle.) Meinst du nicht, daß Gott auf dieses Fleckchen mit Wohlgefallen herabsieht? Und Karl mag seyn, wo er will; ich hoffe, Gott wird auch dahin mit Wohlgefallen sehen. Hier herum muß er jetzt wohl seyn. (Sie wies mit dem Finger auf den Aequator.) Ich bejahete das zu ihrer Beruhigung. Sie zog die Karte näher, und es fiel eine Thräne aus ihren Augen auf die Sklavenküste. Sie wollte die Thräne abwischen; ich sagte aber: „laß sie, gute Frau; weine alle deine Thränen dahin: dort sind noch heißere gefallen. Man sollte das Land die Thränenküste nennen." — Ich wollte sagen, lieber Mann, fuhr sie mit nassen Augen fort: es giebt auf der Erde noch mehr, es giebt recht viele solche Stellen, wohin Gott mit Wohlgefallen sehen kann.

„Die Stelle wenigstens, wohin deine Thräne fiel, gehört nicht dazu."

Auch die wohl, lieber Mann. Weißt du, wie Karl einmal, als er uns ein Stück aus der Geschichte vorgelesen hatte, in Verwünschungen gegen die Menschen ausbrach? Man sollte sie hassen, verabscheuen! rief er. Da sagte Elisabeth: ich sehe den Menschen nur in seinem Hause, unter seinen Kindern, in den Armen seines Weibes, unter den ermüdenden Arbeiten, unter den zärtlichen Sorgen für seine Familie; und da kann ich mich sogar mit dem bösesten aussöhnen. Lieber Mann, auch Gott, denke ich, macht es so mit uns Menschen. Er sieht uns in unsern Häusern, mitten unter unsern Kindern; und da mögen doch wohl auf der Erde, selbst hier, wo meine Thräne liegt, Stellen genug seyn, auf die er segnend blickt. Das menschliche Herz hat ja, wie du oft selbst sagst, zwei Seiten: eine gute und eine schlimme. Nun, ich glaube, Gott wird die gute nicht vergessen. Auch auf einem Schlachtfelde, dem Schrecklichsten, was ich mir denken kann, überrechne ich, wie Elisabeth, nicht die Wunden, die Leichen, die Schreie der Verzweiflung, sondern die

mitleidigen Thränen, die ängstlichen Herzen, die heißen Gebete voll Inbrunst, die Wünsche der Väter, Kinder und Gatten. Und sollte Gott nicht vor einer Schlacht alle die Herzen zählen, die gern weit davon wären, die gern Frieden hätten? Deren sind doch aber wohl gewiß fast alle! . . . Und sag, sollte wohl auf der ganzen Erde ein Mensch seyn, der nicht Einmal in seinem Leben Freudenthränen geweint hätte? Laß mir den Glauben; denn eben durch ihn kann ich mit Ruhe auf die Stelle sehen, wo Karl jetzt ist.

Aus diesem Grunde war meine Frau wohl so ruhig nicht: sie hoffte, auch Karl würde glücklich werden, weil Elisabeth es geworden war. Karl kommt gewiß zurück! setzte sie auch sogleich versichernd hinzu. Ich sagte mit eben der Zuversicht: gewiß! gewiß! denn Elisabeths Glück hatte auch mich mit Hoffnung belebt. Wir faßten gemeinschaftlich den Entschluß, von nun an dem Leiden stille Geduld und frohe Hoffnung entgegen zu setzen. Das Schicksal nahm uns bald beim Worte.

Hier sind einige Briefe von Augusten, die wir von der arglosen Elisabeth leider zu spät erhielten.

1.

„Seit einem Monate, liebe Schwester, lebe ich nun in meiner neuen Welt, wie Ihr Alle sie nennt; und ich bin schon so bekannt darin, als ich es in unserm Hause war. Gerade so habe ich es mir gedacht, wie ich es nun wirklich finde. Es ist mir nichts Fremdes vorgekommen, nichts was mich verlegen gemacht hätte. Große Welt! das ist so ein leeres Schreckbild, wie es noch hundert andre giebt. Große! ich möchte nur wissen, was Großes daran wäre. Viel Kleinliches, viel Lächerliches, viel Langweiliges habe ich darin gefunden; etwas Großes bis jetzt noch gar nicht. Doch, liebe Elisabeth, das findet man überhaupt wohl nur selten, wo man ist. Soll etwas groß seyn, so gehört dazu ein Abstand von hundert oder tausend Jahren, eine Entfernung von einigen hundert Meilen, oder — Herzen, wie wir sie haben, wenn du anders die Empfindung der Liebe groß nen-

nen willst. Indeß unterhaltend finde ich das Leben; und das ist vielleicht die einzige Wirkung, die das Neue auf mich thut.

„Du kennst die Menschen nicht!" sagte unser Vater zu mir. Menschenkenntniß! das ist wieder so ein Schreckbild, vor dem sich Alles fürchtet, und an dem doch eben so wenig ist, wie an dem ersten. Es mag einfältige Leute geben, die unter die Menschen hineinsehen, wie in eine ganz neue Welt; die sich selbst nicht kennen, und nie Andre beobachtet haben, weil sie nichts thaten, als essen, trinken und schlafen. Allein ich möchte doch wissen, was hier unter diesen Menschen vorfiele, das wir nicht auf unserer Pfarre eben so gut erlebt hätten, oder doch erlebt haben könnten. Es fehlt nur selten Jemanden an Menschenkenntniß; denn fast jeder beurtheilt die Lage eines Andern, die Versehen, welche dieser gemacht hat, die Mittel, die er hätte wählen müssen, ziemlich richtig; er hat nur nicht Gewandtheit und Behülflichkeit genug in seinen eigenen schwierigen Lagen. Meistens weiß er sehr wohl, wie er sich helfen

müßte; er ist aber zu eitel, oder zu herrsch-süchtig, zu hitzig, zu furchtsam, oder wohl gar zu tugendhaft, sich so oder so zu helfen.

Betriegen soll mich hier nicht leicht Jemand, wenn ich nur mich selbst nicht betriege. Wer hier von der Welt verführt wird, der wurde nicht verführt, weil er sie nicht kannte, sondern weil er gern fallen wollte, weil sein Herz zu schwach, oder schon verführt war. Sey also ganz ohne Sorgen für mich, meine gute Elisabeth. Die Liebe in deinem Briefe hat mich gerührt; doch über deine Besorgnisse habe ich gelächelt. Ich hielt das Bild eines Weltmannes, das du mit so blendenden Farben mahlst, gegen die wirklichen Menschen, mit denen ich umgehe, und die nicht um ein Haar klüger sind, als wir, obgleich wohl tausendmal eingebildeter.

Doch das Vorurtheil von der Feinheit dieser Leute ist unerschütterlich, weil sie sich für recht viel zu geben wissen, und uns andre Menschen für recht wenig erklären. So war hier auch „mein Debüt," wie es der Herr von Heerbruch nannte. „Ich freue

mich, Sie bei uns zu sehen," sagte er sehr artig. „Sie sind mir empfohlen, Mamsell; und Ihre Jugend ist Ihnen bei mir gerade nicht nachtheilig. Ich wünsche meinen beiden Töchtern eine Freundin zu geben, und, weil ich Reisen nach England zu machen habe, auch eine Lehrerin der Englischen Sprache. Sie sind vom Lande. Die hiesige Art zu leben, wird Ihnen Anfangs ein wenig fremd seyn; doch wenn sie nur recht aufmerksam sind," (ich machte geschwind eine Verbeugung) „so werden Sie endlich wohl lernen, was man nur in der Welt lernen kann: die schwere Kunst, sich zu benehmen, und glücklich zu seyn, ohne Ansprüche zu machen." Das, und noch vieles Andre der Art, plauderte der Mann mit einem recht artigen Wesen, ohne daran zu denken, daß er dadurch ein armes Landmädchen um alle Besinnung bringen könnte, die sie etwa hätte. Er sagte mir noch einige Artigkeiten über mein Gesicht, und dann führte er mich zu seinen Töchtern, einem Paar lieber Mädchen von sieben und sechs Jahren. Die gnädige Frau sagte mir am

Abend, als ich sie sprach, ganz dasselbe, bis auf die Komplimente über mein Gesicht; und von nun an dachte niemand weiter an das arme unwissende Landmädchen: denn ich sah mir, um nicht aufzufallen, gleich am folgenden Tage den Schnitt zu ein Paar Kleidern der gnädigen Frau ab, lachte, wenn einer von ihnen einen Einfall hatte, erzählte ihn wieder, wenn Gesellschaft da war, und galt nun für ein charmantes, liebes Kind, das in der kurzen Zeit sich schon superbe unter Menschen zu benehmen gelernt habe.

Heerbruch ist sehr reich, und sein Haus mag wohl eins der rauschendsten in Berlin seyn. Die gnädige Frau gilt für schön, und sie ist es auch; nur fehlt ihr der rührende Zug der heitern Unschuld. Ich habe sie in Augenblicken gesehen, wo sie sehr schön war: wenn sie mit ihren Töchtern scherzte. Sie will kalt seyn, und das giebt ihrem Gesicht einen Zug von Hohn, der es nicht kleidet. Herr von Heerbruch gilt für einen angenehmen Mann, der das Talent zu unterhalten

„in einem sublimen Grade" besitze. Mag es seyn; allein er affektirt eine Gleichgültigkeit gegen alles Große und Edle, die mich erschrecken würde, wenn es ihm Ernst damit wäre. Er ist besser, als er scheinen will. So z. B. liebt er seine Frau, und ist sogar ein wenig eifersüchtig; aber doch affektirt er eine verbindliche, polirte Gleichgültigkeit gegen sie. „Keinen Menschen geniren, liebes Kind: da haben Sie die ganze Kunst zu leben!" Das sagte er mir einmal; und es war völlig sein Ernst. Er ist einige Monate in England gewesen, und spricht das Englische ziemlich schlecht; dafür möchte er aber gern das Leben eines Londoners kopiren.

Was ich am meisten fürchtete, Zurücksetzung, davon leide ich nicht im mindesten. Sie achten mich — nicht darum, weil ich mich jetzt zu benehmen weiß; sie achteten mich vom ersten Augenblick an, weil — weil sie artige Menschen sind. Aber das läuft ja am Ende auf Eins hinaus; sie würden nicht so artig seyn, wenn sie nicht so gut wären. Ich werde fast in alle Gesellschaften

mitgenommen, und fahre in einem schönen Wagen. Anfangs that das seine Wirkung auf mich; auch finde ich noch jetzt das Leben eines Reichen sehr bequem und ganz vernünftig, trotz Allem, was die Philosophen, vom Diogenes an bis auf den Bruder Karl, dagegen sagen mögen. Es ist mir, als hätte ich es von der Wiege an so gehabt.

Ich habe — denn mein Gesicht ist ja roth und weiß — wohl auch meine Anbeter, und die gnädige Frau findet die Art und Weise, wie ich die Herren behandle, allerliebst. Sogar den Herrn von Heerbruch selbst könnte ich dazu rechnen; denn er sagt mir zuweilen in Gegenwart seiner Frau sehr viel Artiges, was ich denn nicht weniger artig erwiedere. Es macht mir oft Vergnügen, mich unter diesen Leutchen umzutreiben; ich spiele nehmlich in einem halben Tage wohl zehn Rollen. Beinahe möchte ich sagen, ich hätte diese feinen Leute zum Besten; und, Elisabeth, manchmal verdienten sie es wirklich.

Zuweilen überfällt mich aber doch eine

Sehn-

Sehnsucht nach dir oder nach Hause: nicht, als ob ich des Lebens hier überdrüßig wäre (denn, wie gesagt, es ist bequem und unterhaltend), sondern, weil ich mich nach einem Herzen sehne, nach einem vollen, von Thränen des Kummers oder der Freude vollen Herzen. Hier habe ich nur Conversation, oft ganz angenehme, weil man auch mit gebildeten Menschen zusammentrifft, aber nur Conversation. Wenn nicht zuweilen das Spiel die Herzen in Bewegung setzte, ich glaube, sie müßten endlich bei der ewigen Ruhe still stehen. Mir klopft das Herz noch immer; denn ich denke an meine Elisabeth.

Das beikommende Paket giebt dir eine Probe, wie deine Auguste, deren Namen man nach und nach in Bouverot verwandelt hat, hier gekleidet geht."

2.

„Was machst du, Elisabeth? und was dein Kind? — Ich lebe noch: das ist alles, was ich von mir sagen kann. Hier setzt nur Blut, oder höchstens eine artige Schmeiche-

lei, das Herz in Bewegung. Liebe, Wohlwollen, Innigkeit? Man kennt die Wörter kaum. Neulich sagte ich dem Herrn von Heerbruch und Herrn Lisborne, einem Engländer, der von seiner Nation doch etwas übrig behalten hat: man ahnet hier nicht einmal, welch ein Vergnügen in dem Schmerze liegt.

Beide lachten, und Heerbruch sagte: „Sie übertreiben doch alles! Ich habe Ihnen zugestanden, daß die heftigen Bewegungen der Seele eine Art von Unterhaltung geben können.“ — Unterhaltung! welch ein Wort! unterbrach ich ihn. — „Aber der Schmerz ein Vergnügen! Ich bin doch begierig auf den Witz, mit dem Sie das erweisen werden.“ — O, liebe Elisabeth, mir fiel ein, wie oft wir die vergehenden Herzen mit einem erhabenen Gefühle unserer Seligkeit an einander gedrückt hatten. Alle die Stunden des Schmerzes, der Sorge, des Grams, die so süß waren, alle diese Stunden aus unsrer Kindheit, standen wie Göttergestalten vor mir; aber ich konnte nichts sagen: es wäre Entweihung

der Göttergestalten gewesen, wenn ich vor diesen Menschen von ihnen geredet hätte — vor diesen Menschen, die gar nicht wissen, was ein Opfer ist. Ich schwieg; doch in meinem Gesichte mochte der Widerschein jener Stunden schimmern. Lisborne übernahm meine Vertheidigung, und witzelte toll genug, worüber denn Heerbruch lachte.

Ich war ernster, als ich es mit diesen Menschen hätte seyn sollen. Mein Herr, sagte ich zu Lisborne: ich wollte nichts übertreiben. Haben Sie denn nie den süßen Schmerz der Freundschaft gefühlt, wenn Sie einen Freund, dem Sie nicht helfen konnten, doch an das volle Herz drückten, das sich jedes Opfers fähig fühlte?

„Ah, das geht ins Große!" sagte Heerbruch. Lisborne legte die Hand auf seinen Arm, damit er schweigen sollte; und dann sagte er: Ah, Sie meinen etwas sehr Ernstes. — Heerbruch lächelte; Lisborne aber blieb ernst. Jener glaubte, der Engländer wolle mich persiffliren. Darüber lächelte ich; denn ich bemerkte den trüben Ernst in seinen Augen.

„Welchen Freund meinen Sie denn," fragte Heerbruch zweideutig — „welchen Freund, den man so, jedes Opfers fähig, an das volle Herz drückt?"

Niemanden Ihres gleichen, Herr von Heerbruch, sagte ich lächelnd.

„Das lasse ich gelten!" erwiederte er lachend; „ja, für eine Geliebte kann sogar der Schmerz süß seyn." Er lachte; Lisborne, der mich verstand, lachte; ich lachte, und wir gingen lachend aus einander.

Dieser Lisborne (nach seinem Aufwande zu urtheilen, ein reicher Mann) ist zwar in der großen Welt gewesen, hat aber doch das Gepräge seiner Nation nicht ganz verloren. Er beträgt sich fein, artig; und man sollte ihn für nicht mehr halten, als die Uebrigen, wenn er sich nicht selbst zuweilen über sein Betragen erklärte. „Warum soll man ernster mit diesen Leuten seyn, die nun einmal nichts können, als die Zähne zeigen? Sie achten nur eine elende Münze, deren Gepräge längst abgegriffen ist, den Jargon: ist es ein Verbrechen, wenn man diese nichtswür-

dige Münze bei sich führt?" Uebrigens ist er edel, warm (doch nur selten), und meistens ernst. Sein Enthusiasmus für das Edle und Große hat in der Welt das lebhafte Kolorit verloren; aber ich wollte alles darauf wetten, daß sein Herz, troß der äußeren Kälte (die dem Manne doch auch wohl ansteht), eben so warm fühlt, wie die unsrigen.

Als Lisborne, der Anfangs nicht hier war, zum ersten Mal in unser Haus kam, stellte mich Heerbruch ihm als eine halbe Landsmänninn vor. Er redete mich sehr artig in seiner Muttersprache an, ob er gleich das Deutsche fertig spricht. Wir sprachen lange mit einander, und er schien Gefallen an meiner Unterhaltung zu finden, wahrscheinlich, weil er einmal wieder Englisch sprechen konnte, oder — Liebe Elisabeth, dir kann ich nichts in meinem Herzen verbergen, auch wenn ich darüber erröthen muß. Ich Thörin hielt seine lange Unterredung mit mir, und die Achtung, die er mir bezeigte, für die Wirkung meines Gesichtes; denn sein Auge schien mit Wohlgefallen an mir zu han-

gen. Er blickte nachher sogar nicht selten dahin, wo ich saß, und näherte sich mir öfter, als jedem Andern. Dies beschäftigte meine Eitelkeit auf eine ganz angenehme Weise; denn dieser Lisborne gilt für sehr verständig, und sein Urtheil bedeutet in seinem Cirkel nicht wenig. Er ist ein schöner Mann, und hat in der großen Welt den Sinn für das Große nicht verloren, was denn, wie du mir zugeben wirst, Charakter voraussetzt. Ich möchte sagen: er steht wie ein schönes Bild an den Gränzen der großen und der erhabnen Welt. Mit Energie verbindet er eine sehr feine Politur; kurz, er ist ein Mann, wie die Männer alle seyn sollten: edel und artig zugleich."

3.

„Ich habe mit dem Herrn von Heerbruch einen ewigen Streit über das Herz, und über den Genuß, den jede große Empfindung giebt. „Aberglaube, kindischer Aberglaube!" sagt er. „Pah! man lebt, und lebt, wie man kann. Tugend, mein schönes Kind, so viel

Sie wollen; nur nicht eine, die so finster ist, wie die Leute, die sie Berufshalber lehren. Gewissen? Hm! ein bloßer Wortstreit! Wir nennen Ehre, was das Volk Gewissen nennt, und sind am Ende, trotz unsern zehn oder zwölf Schüsseln, unsern Domestiken, Equipagen, und so weiter, eben so fromm, wie die Leute, die uns deshalb in den Bann thun, und die das alles gern selbst hätten." — Noch frömmer, erwiederte ich; es giebt gar keine frömmeren Leute als die Vornehmen. Das meine ich in vollem Ernste, Herr von Heerbruch. — Ich nannte ihm ein Paar Häuser, in denen man die rohesten Ausschweifungen begeht, und dann in die Kirche fährt, und so weiter; auch nannte ich ihm einige Männer, die hart, die grausam sind, die sich jedes Mittel, durch das sie steigen können, erlauben, und dennoch Nächte hindurch beten, um Geistererscheinungen zu bekommen. „Still, still!" sagte er erröthend: „ich bin selbst einmal an dieser Thorheit krank gewesen." Und nun erzählte er mir eine Begebenheit der Art. Lisborne bestätigte meine Behauptung. „Die

Wahrsager in London," sagte er, „haben ihre beste Einnahme gerade von den starken Geistern, die an nichts als an sich selbst glauben. Ich begreife nicht, wie man so getäuscht werden kann."

„Sie sollten wissen," sagte Heerbruch, „wie geschickt diese Menschen die Neugierde ihrer Zuhörer zu spannen verstehen, und wie blendend ihre Versprechungen sind. Es hat auch ehemals Betrieger gegeben; doch so feine, als jetzt, gewiß nicht."

Verzeihen Sie, fiel ich ein; ich behaupte, diese Leute verstehen ihr Handwerk nicht sonderlich. Denn was versprechen sie? Langes Leben, eine Tinktur Gold zu machen, höchstens das Erscheinen von Geistern. Die Griechischen Wahrsager kannten ihre Leute, die vornehme Welt, viel besser. Sie versprachen den Reichen, sie gegen Gewissensbisse zu sichern. — Das bezweifelte Lisborne. Ich wußte nicht mehr recht, wo wir das einmal gelesen haben, berief mich aber ganz dreist auf Plato's Republik; und nun hättest du sehen sollen, wie die beiden Männer er-

staunten, daß ein Mädchen diesen Namen nur nennen konnte!

Unser Gespräch nahm jetzt eine ernsthafte Wendung; es wurde über den Mißbrauch des Reichthums gesprochen. Ich sagte dem Herrn von Heerbruch, der nur verweichlicht ist, mit lachendem Munde Wahrheiten, die ich ihm schon lange zugedacht hatte. Er hörte sie an, gestand sie zu, und ließ es damit gut seyn. Fahren Sie so fort, sagte Lisborne nachher; er schwankt schon. Nein, erwiederte ich: wer schwankt, der will nicht. Er schwankt nur, um Ausflüchte zu suchen; und wer die sucht, der findet sie auch. Diesen Augenblick oder gar nicht: das ist der Wahlspruch der Reue.

Seit dieser Unterredung scheint wenigstens Lisborne seinen Reichthum, wenn auch nicht sokratisch, doch ohne Uebermuth, zu gebrauchen. Und so sage denn nur nicht, Elisabeth, ich wäre ganz vergebens hier. Wer weiß, wie viele Arme die Folgen dieser Unterredung schon mit Freuden empfunden haben! Sieh, man darf nur auf die rechte Stelle kommen, um ein Philosoph zu seyn,

Hier bin ich das. Ich genieße alle Bequemlichkeiten, die der Reichthum giebt, doch ohne mich deshalb zu seiner Sklavin zu machen. Wenn es seyn müßte, so würde ich mit leichtem Herzen unter den Kronleuchtern weg, aus den hellen Sälen, und von den prächtigen Tafeln wieder in das enge Stübchen, zu der einsamen Lampe und den frugalen Mahlzeiten unseres Vaters zurückkehren. Zwar bin ich noch immer der Meinung, daß man weise seyn kann, ohne sein ganzes Vermögen unter Arme zu vertheilen, oder barfuß zu gehen, oder seinen Becher wegzuwerfen und aus der Hand zu trinken; ich liebe eine helle, schöne Wohnung und so manche andre Bequemlichkeit: aber ich hasse die freudenlose Verschwendung, den unnützen Uebermuth, mit dem man Tausende wegwirft, um dafür reich genannt zu werden und die Augen der Menge auf sich zu ziehen.

Karl würde schelten, wenn er das läse; auch du Elisabeth wirst mich für nicht menschlich genug halten, und mich an die Alten erinnern, unter deren Lehren und Beispielen

wir erzogen sind. Mich dünkt aber, Elisabeth, man nimmt das, was die Alten sagen, oft ein wenig allzu wörtlich. In Sparta betete man um die Gnade tugendhaft zu seyn, und schloß dann jedes Mal mit den Worten: „gebt uns, ihr Götter, die Stärke das Unrecht zu ertragen!" Schön! erhaben! wer wird das leugnen? — Wir singen oft: „was Gott thut, das ist wohlgethan." Dieses Gebet ist nicht weniger schön, als jenes; allein wer wird nun behaupten, wir hätten wirklich so viele Resignation, als die Worte ausdrücken? Wenn ich mich hier einfach kleide, so thue ich nicht weniger, als was Sokrates that, der keine Schuhe trug. Kurz, sey ohne Sorgen, meine theure Elisabeth; die Welt wird das Herz deiner Auguste nicht verführen."

4.

„Heerbruch, liebe Elisabeth, ist aus meinem Herrn mein Freund, und aus meinem Freunde mein Liebhaber geworden: — nicht, weil er mich liebt, sondern weil er lange Weile hat. Wie könnte er mit einem jungen

Mädchen einige Monate unter demselben Dache zubringen, ohne ihr etwas Angenehmes über ihre Liebenswürdigkeit zu sagen! Anfangs hatte ich große Lust, die Sache ernsthaft zu nehmen. Ich hörte seine Liebeserklärung mit Kälte, ohne ihn zu unterbrechen, und zeigte ihm stufenweise mehr weibliche Würde. Als er fertig war, hob ich an: sagen Sie mir doch, Herr von Heerbruch, welche Antwort haben Sie auf das Alles erwartet? Ich glaubte Wunder, wie bestürzt ihn diese Frage machen sollte. Aber nein; er sagte lächelnd: „welche Antwort? In der That, Sie können seltsame Fragen thun, liebe Bouverot! Es wäre toll, wenn ich Erwartungen hätte. Ja, Wünsche! wenn Sie nach denen fragten: die könnte ich Ihnen gestehen. Doch auch das kaum: so ernsthaft sehen Sie aus!"

Ernsthaft? Ja, Herr von Heerbruch! Oder glauben Sie, so etwas müsse schmeichelhaft seyn? Das wäre wenigstens sehr eitel.

Er lachte. „Ich kann Ihnen nicht wehren,

von mir zu denken, was Sie wollen, so wenig wie Sie mir wehren können, Sie für das liebenswürdigste Mädchen auf der Erde zu halten."

Dies Gespräch, antwortete ich empfindlich, läßt mich fühlen, daß ich in Ihrem Hause, und von Ihnen abhängig bin.

„Auf meine Ehre, das sind Sie nicht; das waren Sie von dem ersten Augenblicke an so wenig wie jetzt. Ich weiß nicht, wie Sie eine so schwarze Seite an dem freundlichsten Dinge von der Welt auffinden können. Sagen Sie mir nur, wodurch ich den mindesten Uebermuth gezeigt habe."

Ich fühlte, daß ich mich nicht in Erörterungen einlassen durfte, und brach das Gespräch ab. Er verfolgt mich seitdem mit Liebeserklärungen, und ich — nach einem Winke der gnädigen Frau, die sehr wohl gesehen hat, was er ihr wenig zu verbergen sucht — nehme die Sache als Scherz, und thue wohl daran. Nicht selten lacht er mit, wenn ich lache; zuweilen ist er aber doch so ernsthaft, daß ich beinahe glauben sollte, es wäre sein Ernst. Ich lasse mich indeß durchaus

nicht bereden, die Sache ernsthaft zu behandeln, sondern spotte und witzle über seine Liebe; und die gnädige Frau sagt mir dafür wohl hundertmal: Sie sind ein unvergleichliches Mädchen!

Warum, frage ich oft mich selbst — warum kann ich es mit Lisborne nicht eben so machen? ... Du erschrickst, liebes Kind? Ich bitte dich, sey ruhig. Ja, Lisborne liebt mich, und mit wahrer Leidenschaft. Aber ich liebe ihn nicht, und kann ihn nie lieben. Glaube mir das, Elisabeth. Doch bei dem Allen ist mir seine Liebe ernsthaft.

Er drängt sich an mich, und zeigt mir eine Achtung, welche durch die Feinheit, mit der er sie sogar vor mir zu verbergen sucht, zu einem süßen Opfer wird. Nie sagt er mir ein Wort von Liebe; er sucht nur mein Vertrauen, meine Freundschaft zu gewinnen, und zwar durch das einzige Mittel, das dem Manne ansteht, durch Achtung und die feinste Schonung meines Herzens. Anfangs sagte er mir Artigkeiten, wie jeder junge Mann; er schmeichelte mir auch (frei-

lich immer in witzigen Wendungen, aber doch auffallend), und machte sogar meinen Reitzen Komplimente, was die Männer, wenn sie uns kennten, nie thun würden: denn so eitel wir auch auf Schönheit seyn mögen, so hören wir es doch nicht gern, wenn man uns ins Gesicht sagt, daß wir schön sind; ein stummer Blick ist uns da mehr werth, als die schönste Rede in den feinsten Wendungen.

Ich behandelte Lisborne'n eben so, wie den Herrn von Heerbruch; doch auf einmal nahmen seine Schmeicheleien ein Ende, und er sagte es mir wohl gar auf eine feine Art, wenn ich einen Fehler begangen hatte. Seine Unterredungen mit mir wurden ernsthafter, seine Achtung sichtbarer, sein Vertrauen bescheidener und zarter. Er foderte mich nicht mehr zum Reden auf, wie sonst, und schien mich nicht weniger als sich selbst verbergen zu wollen. Vorher suchte er mir die Bewunderung der Gesellschaft zu verschaffen, jetzt nur ihre Achtung. Nicht ein Wort mehr von Liebe; er vermied es sogar, im Allge-

meinen mit mir von dieser Leidenschaft zu sprechen, die sonst, freilich immer wider meinen Willen, oft der Gegenstand unsrer Unterredungen gewesen war.

Ja, liebe Elisabeth, man sage, was man wolle, es ist schmeichelhaft, von einem edlen Manne so geachtet zu werden; es ist sogar rührend, einen Mann lieben und schweigen zu sehen. Diese stille Liebe, diese schweigende Achtung, wirkt auf das Herz. Wehe dem Mädchen, das mit der verhehlten, nur von ihr bemerkten Leidenschaft eines Mannes Spott treibt! Ich könnte es nicht, auch wenn Lisborne weniger achtungswürdig wäre. — Seitdem bin ich gütiger gegen ihn, und aufmerksamer auf mich selbst. Ich suche seine Liebe (sie sey entstanden, wie sie wolle) durch die Tugenden zu verdienen, um derentwillen er mich liebt. O Elisabeth, wie ist es möglich, daß manche Frau die Liebe ihres Mannes braucht, ihn zu unterjochen? wie kann sie auf diese Liebe hin es wagen, sich und ihre Tugenden zu vernachlässigen? Die Liebe, glaube ich, hat einen so zweideutigen Ursprung,

sprung, daß jede Frau nicht genug eilen kann, sich die reinsten Tugenden zu erwerben, und so die Liebe ihres Mannes zu rechtfertigen. Ein böses Weib, das auf die Liebe ihres Mannes trotzt, erniedrigt ihn.

Gewiß, Elisabeth, seitdem Lisborne mich liebt, bin ich besser, standhafter, gütiger, bescheidener geworden; ich ziehe mich mehr zurück, und verachte den Beifall, um den ich mich sonst bemühete. — Leb wohl, und sey ruhig, Elisabeth! Du hast nichts zu fürchten.“

5.

Wie, Elisabeth? So denkst du von deiner Auguste? so? „Meine Bemerkung über die Griechen könne wahr seyn, schreibst du; aber aus meiner Feder sey sie nichts als der Beweis eines verschlimmerten Herzens.“ Elisabeth, und das konntest du schreiben, ohne zu zittern? . . . Daß ich meine einfache Kleidung mit Sokrates Einfachheit verglichen habe, hältst du für Spott des menschlichsten

Weisen? O, mußt du deiner Schwester Unrecht thun, um nur einen Sterblichen, sey es auch der beste, in dem Glanze der Götter zu erblicken? Du findest meinen Ton gegen Heerbruch leichtsinnig, wo nicht noch schlimmer; ich — ich finde ihn nur nicht unterhaltend. Daß ich von Lisborne's Liebe mit Anstand spreche, sagst du, komme daher, weil ich ihn schon liebe; und diese Liebe bringe dich zum Zittern, weil er ein Engländer sey, weil er seine Liebe verschweige, und weil er mich also verführen wolle.

Nun, so höre, Elisabeth, und fürchte nicht länger für das Herz deiner Schwester, sondern — für ihr Schicksal. Als du einmal glaubtest, ich kämpfte mit Zweifeln an der Unsterblichkeit der Seele, da kämpfte ich mit einer unglücklichen hoffnungslosen Liebe; als ich den letzten Sylvester-Abend, den wir zusammen feierten, ohnmächtig niedersank, da war der Gedanke, wie rettungslos mein Schicksal sey, auf mein liebendes Herz gefallen. Ich hatte die Stärke, euch Allen zu verschweigen, was ich empfand. Eines Tages,

Elisabeth, lag der Mann, den ich mit unbeschreiblicher Gewalt liebte, noch jetzt liebe, vor mir auf den Knieen. Mein heißes Herz hatte mich überwältigt, und meine Hoffnung, glücklich zu werden, mich hingerissen. Ich stand in seinen Armen; sein Herz öffnete sich unter dem Gefühle meiner Liebe, meiner Thränen, meines Mitleidens, meiner Tugend. Jetzt konnte ich glücklich werden; ein Kuß, ein Händedruck, ein süßes Wort aus meinem Munde gab mir vielleicht alles, was ich wünschte. Aber ich wollte nicht, Elisabeth; ich verschmähete eine Liebe, die mir nicht das Herz, sondern nur die Sinne gegeben hätten, und wählte ein freudenloses Leben, weil ich ein froheres nicht wählen zu können glaubte, ohne insgeheim erröthen zu müssen.

Ich liebe den Mann noch jetzt, bin noch jetzt unglücklich; ich werde nie aufhören ihn zu lieben und unglücklich zu seyn. Glaubst du noch, Elisabeth, daß ich von Lisborne's Liebe darum mit Anstand rede, weil ich ihn wieder liebe? Nein, ich sehe das Leben nicht so an, wie Karl, als eine Entbehrungsschule,

als eine Marterkammer, oder, wie du, als den heiligen Vorabend zu einem heiligern Feste, wo man sich nur auf morgen freuet, und den Abend vergißt. Das Leben selbst ist mir ein heiliger Festtag, an dem sich putzen darf, wer Putz hat, an dem ein fröhlicher Blick, eine glühende Wange und ein lachendes Auge wohl stehen. Aber, Elisabeth, ich werde diesen heiligen Festtag nicht entweihen. So verschieden unsre Ansicht des Lebens auch seyn mag, so haben wir doch Alle einerlei Herzen: Herzen, welche die Tugend lieben. Wir Alle würden, wie Sokrates, lieber den Tod als eine schimpfliche Handlung wählen; denn der Tod, sagte der große Mann, hat nichts Schimpfliches."

6.

„Wir haben diesen Sommer sechs Wochen in Schlesien auf dem Lande zugebracht, liebe Elisabeth, und zwar auf einem kleinen Gütchen, das Heerbruch da in einer paradiesischen Gegend hat. Er machte sich mit dieser Landpartie ein Verdienst bei mir. „Sie sol-

len nicht mehr klagen," sagte er, „daß Sie keine Nachtigall zu hören bekommen; oder vielmehr," setzte er angenehm hinzu, — „ich habe die Reise durchgesetzt, um mir von diesem undankbaren Herzen doch Einmal einen Dank zu verdienen." Das war recht artig, besonders da die Reise wirklich meinetwegen gemacht wurde; denn die gnädige Frau hat sich erst gar nicht dazu entschließen wollen. Ich dankte ihm mit aller der Lebhaftigkeit, die meine Sehnsucht nach dem Lande mir geben konnte, und seine Artigkeit wirkte mehr auf mich, als ich ihn merken ließ. In der That, sagte ich, aber nur lachend, wenn Sie es oft so machen, so fangen Sie an mir gefährlich zu werden. Noch mehr gefiel es mir, daß er für Alles sorgte, was mich unterhalten konnte, daß er meine Lieblingsbücher einpacken ließ, und eine Jungfer mitnahm, die ein sehr schätzbares Mädchen, und mein Liebling unter den Domestiken ist. Ich freuete mich so sehr auf das Land, daß ich mir vornahm, recht gütig gegen Heerbruch zu seyn, und oft mit ihm im Felde und Walde umher zu strei-

fen. Er hatte mir eine reitzende Beschreibung von der Lage des kleinen Gutes am Fuß des Gebirges gemacht. Ich weiß nicht, sagte Madame nachher, wie du auf einmal zu dem chevalleresken Geschmack kommst, auf dem Lande leben zu wollen. Berge! nun ja, deren man überdrüßig wird, wie jedes andern Dinges! Wälder, die so dicht und finster sind, daß einem vor Mörder- und Diebeshöhlen grauet! Mit Einem Worte: ich weiß nicht, wie man so etwas angenehm finden kann. — Wir, Heerbruch und ich, vertheidigten das Landleben; Lisborne (was mich wunderte) und Madame nahmen die Parthei der Stadt.

„Haben Sie," fragte Lisborne, „je bei den Alten eine schöne Aussicht gelobt gefunden? Lebten nicht alle ihre großen Männer in den Städten? und sagte nicht Ihr Heiliger Sokrates selbst: er könne von den Bäumen und Feldern nichts lernen; darum lebe er in der Stadt?" — Es war mir lächerlich, daß er die Alten in einen Streit über den Vorzug des Land- oder Stadtlebens mischte. Ich hätte darauf schwören mögen,

er wolle mich wegen meiner Liebe zu den Alten, oder die gnädige Frau wegen ihrer Anhänglichkeit an dem Stadtleben persiffliren; aber keinesweges: es war ganz sein Ernst, und er wurde verdrießlich, da es ihm nicht gelang, den Plan zu hintertreiben. Den Abend vor unsrer Abreise ließ er sich bei mir anmelden, und trat mit einer verstörten Miene in mein Zimmer.

Sie mißgönnen mir mein Glück, rief ich ihm entgegen; also machen Sie den Abschied nur kurz.

„Ich gönne Ihnen," erwiederte er ernst, „die Freude des Landlebens; allein . . ."— Er schwieg, und sah verlegen umher. „Ich habe Ihnen eine Warnung, als einen Schutzgeist, in die einsamen Wälder, in die laue Luft, zu den Gesängen der Nachtigallen mitzugeben; denn der Frühling ist oft so gefährlich, wie ein volles Herz." Als ich ihn starr ansah, schwieg er einige Sekunden; dann fuhr er fort: „ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll; und doch müssen Sie es wissen."

Was man sagen muß, Herr Lisborne, kann nicht beleidigen. Sagen Sie es, wie Sie wollen; nur das Einzige haben Sie zu überlegen, ob ich das, wovon Sie mir den Anfang gesagt haben, nothwendig wissen muß. — Nicht wahr, Elisabeth? der Anfang war in der That ein wenig unverschämt.

Er fing nach einer Verbeugung wieder an: „Heerbruch liebt Sie. Mögen Sie seine Liebe so lächerlich finden, als Sie wollen: er liebt Sie, vielleicht gerade darum, jetzt sehr ernsthaft." Das sagte er mit einer Art von Hitze, die er nicht unterdrücken konnte. Er durfte, glaubte ich, nicht fortfahren; denn das Uebrige konnte ich leicht errathen. Ich danke Ihnen, sagte ich lächelnd; nähme Herr von Heerbruch auch zehn Frühlinge zu Hülfe, ich würde seine Liebe dennoch sehr spaßhaft finden. Und nun bitte ich Sie, Herr Lisborne, nichts mehr darüber zu sagen.

Er besann sich, in offenbarer Verlegenheit. „Das Einzige noch," sagte er kämpfend: „Heerbruch hofft von dem Lande, von der Einsamkeit, von den Spaziergängen et-

was, dessen Ihr Herz nicht fähig ist. Diese Reise auf das Land ist ein Plan, Sie ..." — Er brach ab.

Ich erstarrte; aber doch fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, dem Engländer ein wenig näher zu treten: denn seine Verwirrung, seine Ungeduld, sein scheues Wesen waren mir an ihm neu. Ich verstehe, sagte ich; aber — woher wissen Sie das? Diese Frage, bei der ich ihm fest in die Augen sah, vermehrte seine Bestürzung. Er stammelte etwas her, das aber keine Antwort war. Ich wiederholte meine Frage scharf; denn er fing an mir zu mißfallen, und ich verhehlte ihm das nicht. „Ein Ungefähr," sagte er, als er sich nach und nach erholte, „einige Worte, die Heerbruchen entfielen, und der Umstand, daß er oft großen Widerwillen gegen das Landleben geäußert hatte, gaben mir zuerst Verdacht."

Und die Gewißheit? fragte ich, noch eben so scharf.

„Meine Liebe," sagte er auf einmal mit dem Feuer eines stürmischen jungen Man-

nes, „meine unaussprechliche Liebe zu Ihnen, angebetetes Mädchen, die Ihnen ein Geheimniß bleiben sollte, bis ich mich erst Ihres Vertrauens und Ihrer Freundschaft werth gemacht hätte. Diese Liebe gab mir Gewißheit von Heerbruchs unwürdigem, abscheulichem Plane. Ich kenne Ihr Herz, ich kenne Ihren Charakter, und fürchtete nichts. Aber daß Heerbruch nur einen solchen Gedanken haben konnte, war mir unerträglich. Ich wollte Ihnen verschweigen, was ich wußte, und suchte Ihnen die Reise auszureden. Unruhe, der schmerzliche Gedanke an eine Trennung von Ihnen, hat mir dieses Geständniß entrissen. Antworten Sie mir nicht, meine Theure! Ich werde nie Stärke genug haben, ein Nein von Ihnen zu hören; und jetzt verdiene ich noch kein Ja." — Sie müssen mich jetzt hören, Herr Lisborne, sagte ich mit einer Härte, die ich mir nicht erlaubt haben würde, wenn die Wendung, die er nahm, mir weniger mißfallen hätte. Heerbruch, fuhr ich fort, schien mir zu scherzen; doch, wenn Sie Sich nicht geirrt haben, so ist er

mir verächtlich. Uebrigens, Herr Lisborne — jede Liebe, auch die Liebe eines edlen Mannes, ist mir unangenehm; denn ich kann sie nicht erwiedern. Ich liebe schon.

Er warf einen schnellen Blick auf mich. „Sie lieben?" sagte er finster. „Darf ich fragen . . . ?" —

Sie dürfen nichts fragen, Herr Lisborne; denn ich darf nicht antworten. Ich habe Ihnen das Geheimniß meines Herzens anvertrauet, weil ich Sie achte.

Er verbeugte sich sehr tief, küßte meine Hand, und sagte: „Sie kommen bald wieder!" Mit diesen Worten ging er.

Ich sah ihm nach, und schüttelte den Kopf: denn es hatte mir etwas an ihm mißfallen, ob ich gleich nicht eigentlich wußte, was; und doch gefiel mir sein Weggehen, die Ruhe, mit der er mich verließ, das Lächeln sogar, das ich in seinem Gesichte bemerkte.

Am folgenden Morgen traten wir die Reise nach Schlesien an. Lisborne hatte nicht unrecht gesehen; Heerbruch that alles nur Mögliche, mich davon zu überzeugen. Ich

kann dir gar nicht sagen, liebe Elisabeth, wie verächtlich mir der Mensch wurde. Diese widrige Idee verfolgte mich Anfangs auf allen Spaziergängen, auch den einsamsten, die ich, trotz seinem geschäftigen Aufdringen, am Ende dennoch machen konnte. Ich hielt ihn mit einem Ernste, der freilich wohl zu viel Verachtendes hatte, in gehöriger Entfernung; aber nur auf einigen Streifzügen, die ich mit meinen Zöglingen machte, genoß ich des Paradieses ganz, das eine Schlange entweihte. Um mich zu sichern, hielt ich mich mehr zu der gnädigen Frau, und fand an ihr, was ich gar nicht vermuthet hatte, ein edles, gutes Wesen, das wieder lieben kann, wenn es Liebe erhält. Die schöne Form wird scheinbar in dem flatternden Nebel der großen Welt zerrissen: wie im wirklichen Nebel der Freund so lange unkenntlich bleibt, bis man ihm ganz nahe tritt. Mag es ihr wohl mit mir nicht eben so gegangen seyn? Was konnte sie von mir glauben? Ich hatte immer eine Witzjagd mit den Herren, und mit ihrem Manne sogar einen Liebeshandel!

Wie das kam? O, der Zufall ist meistens menschlicher als unser Wille. Madame hörte hinter einem Bosket eine Unterredung, die ich mit ihrem Manne hatte. Er verließ mich endlich, und sie trat hervor. An ihren glänzenden Augen, an der Innigkeit, mit der sie mich küßte, und an der Liebe, die sie mir jetzt, anstatt bloßer Artigkeit, zeigte, sah ich wohl, daß ihr kein Wort von der Unterredung entgangen war.

Ich traute ihr vorher nicht einmal zu, daß sie Thränen über die Treulosigkeit ihres Mannes haben könnte; und sie hatte mehr: ein weiches Herz. Sie schwieg, und auch ich sagte nichts; aber ihre Zärtlichkeit, ihre Händedrücke sagten mir, daß sie mir bisher so wenig getrauet hatte, als ihrem Manne. War ich ihr nicht Ersatz schuldig? Ich drängte mich jetzt an sie. Armes Weib! dachte ich: wie mag dein Herz bei den Unterredungen deines Mannes mit mir gezittert haben! Welcher Muth gehörte zu jedem lächelnden Blicke, zu jedem freundlichen Worte, das du mir gabst! Ich will dich dafür lieben. Und,

Elisabeth, als sich nun ihr Herz mir aufschloß, da zeigte sich der lieblichste Kern in einer Schale von Convenienz, Vorurtheil und Mode.

Sie versöhnte mich sogar halb und halb mit ihrem Manne, den sie wirklich liebt. Anfangs spottete Heerbruch darüber, daß wir unzertrennlich wären; als er aber sah, daß wir uns Beide immer nur beisammen finden ließen, drang er auf die Rückreise. Wir baten noch um Aufschub, und er ging ohne uns wieder nach Berlin. Jetzt, Elisabeth, war ich mit der Frau von Heerbruch allein. Ihr Herz wurde in den Umarmungen ihrer Kinder, an dem Busen der Natur, mit jedem Tage weicher, und ich lebte die letzten drei Wochen unbeschreiblich glücklich.

Seit ein Paar Tagen bin ich wieder hier. Madame will sich von nun an mehr ihren Kindern widmen, und auch einige kleine Reisen mit uns machen. Jetzt erst bin ich recht glücklich. Lisborne'n habe ich nur im Vorübergehen, am Spieltisch, gesprochen.

7.

Die kleinen Tagebücher von meinen Reisen haben dir Vergnügen gemacht, liebe Elisabeth? O, die Reisen selbst machen mir noch weit mehr. Ich kenne kein größeres Vergnügen, als zu reisen; Eins ausgenommen, das mir nicht bestimmt war: dein ruhiges Leben in den Armen der Liebe. Jetzt lese ich fast weiter nichts, als Reisebeschreibungen, die mir Lisborne verschafft. Er selbst hat große Reisen durch ganz Europa gemacht, und seine Erzählungen davon sind so interessant, wie das beste Buch. Ach, von diesem Lisborne, liebe Elisabeth. Du thust ihm Unrecht; er ist ein edler, sehr edler Mann. Höre nur!

Eines Morgens ganz früh (ich war noch im leichtesten Anzuge, weil ich kaum das Bett verlassen hatte) pocht jemand leise an meine Thür, und macht sie auf, ohne daß ich herein gerufen habe. Lisborne, den ich nach der letzten Unterredung noch nicht eigentlich wieder gesprochen hatte, weil ich eine Unterredung mit ihm vermied, trat in Reisekleidern herein. Ich zeigte nach einer

flüchtigen Verbeugung auf einen Stuhl, und ging in die Kammer, um eine Enveloppe zu nehmen. Es verdroß mich, daß er zu einer Zeit kam, wo er mich, wie ihm nicht unbekannt war, gewiß allein fand. Er schien meine Gedanken zu errathen, und sagte freimüthig: „ich habe gerade diese Stunde zu meinem Besuche gewählt, weil ich wußte, daß mich Niemand stören würde. Schon heute reis' ich ab, um meine theure Verwandte, die Lady Gower, in Deutschland zu empfangen. Vorher aber, meine liebe Freundin, mußte ich mit Ihnen über etwas sprechen, das meinem Herzen am nächsten liegt. Sie lieben, . . ." — Hier wollte ich ihn unterbrechen; er fuhr aber mit ruhiger Freimüthigkeit fort: „ich habe nicht das Recht, Sie zu fragen, w e n Sie lieben; doch ist Ihr Freund zu der Frage berechtigt: warum sind Sie nicht glücklich? Ich liebte Sie, theures Mädchen, ich liebe Sie noch, und werde vielleicht nie aufhören Sie zu lieben; aber ich bin ein Mann, und will mit dem Schicksal nicht darüber hadern, daß es schwer ist. Ich kann Ihre Hand nicht bekommen,

wohl

wohl aber Ihr Bruder, Ihr Freund seyn; und das ist noch immer sehr viel." (Er küßte meine Hand.) „Sie lieben. Nur dies einzige Wort haben Sie mir gesagt. Sie lieben, und sind nicht glücklich. Warum nicht? Ich bin reich, vielleicht allzu reich. Meine Freundin, ich würde nicht bloß reich, ich würde glücklich seyn, wenn ich Sie glücklich machen könnte. Es fehlt mir nicht an bedeutenden Freunden hier, in England und in Hannover. Da Sie aus den Deutschen Staaten meines Königs gebürtig sind, so wäre ich vielleicht im Stande, Hindernisse aus dem Wege zu räumen . . . Ich bitte, sagen Sie mir: warum sind Sie nicht glücklich? Warum übernahmen Sie eine Rolle in diesem Hause, die Ihrer unwürdig ist? Lassen Sie mich Ihr Glück befördern, und ich will mich selbst für glücklich halten. Warum sind Sie nicht glücklich?"

Es strömten Thränen aus meinen Augen. Jetzt standen mir Gold und Ansehn zu Gebote; und dennoch war ich nicht glücklich! Edelmüthiger Mann, sagte ich endlich leise;

es kann mir Niemand helfen! Nun drang er mit freundschaftlichem Ungestüm in mich, ihm die Ursache meines Unglückes zu entdecken; doch vergebens. Er schien endlich überzeugt zu werden, daß es Geheimnisse giebt, die sich nicht mittheilen lassen. Zuletzt fragte er noch einmal: „lieben Sie wirklich?" Ich antwortete bestimmt Ja. Nun wendete er das Gespräch auf einen andren Gegenstand, das Reisen, ohne seiner Liebe und seiner edelmüthigen Anerbietungen weiter zu erwähnen. Er sagte mir viel von dem edlen Charakter, der schwärmerischen aber schönen Seele und dem heißen Herzen seiner Verwandtin der Lady Gower, und glaubte, daß er sie würde bewegen können, einige Zeit in Berlin zu bleiben. „Ich darf zwar," sagte er, „nicht hoffen, sie in die Welt einzuführen; indeß ich könnte ihr hier (er küßte meine Hand) vielleicht eine Bekanntschaft geben, die sie schadlos halten würde." Er machte mich in der That sehr neugierig auf diese Frau, welche Europa durchreisen will, weil eine unglückliche Liebe . . . Ach, Elisabeth!

könnte ich doch auch den Schmerz so verreisen!

Er nahm endlich Abschied von mir, und ich sagte dem edlen Manne mit inniger Rührung Lebewohl. Der Himmel beschütze ihn, und belohne sein großes Herz, das so unglücklich ist als das meinige, aber stärker.

8.

Wir sehen unsern Karl in langer Zeit nicht wieder. Ich habe einen Brief von Hannchen. Vater und Mutter haben ihr aus Stade geschrieben. Sie wollen ihm dort noch Lebewohl sagen, ehe er Europa verläßt. O, Elisabeth! er, die Freude seiner Eltern, er muß fort; und ich — es ist mir, wie es einem gefangenen Zugvogel seyn mag, wenn er das frohe Geschrei der fortziehenden hört. Ich sehe unserm guten Bruder nach, und weine. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, unser Vater hätte mir gesagt: in einem andern Welttheile wird vielleicht dein Schmerz sich mildern. Ach, ich würde es geglaubt haben, und der Hoffnung von Einem Welttheile

zum andern nachgegangen seyn. O vergebens! der arme Karl! Gott sey mit ihm!

9.

Jetzt bin ich hier von allen Herzen getrennt, liebe Schwester. Ich muß weg. — Es ist nicht leicht, mit Menschen zu leben, die uns nicht lieben; aber noch weit schwerer, mit Menschen, die uns geliebt haben. Haben! Frau von Heerbruch — o, es mag seyn, wie sie sagt, daß sie mich noch liebt; aber ihre Liebe ist so abgemessen, so feierlich, so mißtrauisch, daß ich mich bei ihrem Hasse besser befinden würde, als bei ihrem Lächeln, bei ihren lauernden Blicken, die nur Fehler an mir auszuspähen suchen. — Jede Umarmung, mit der sie mich beehrt, thut eine verkehrte Wirkung: sie macht mein Herz, und auch das ihrige, noch kälter. Wir wenden uns, beschämt darüber, daß wir beide so falsch sind, von einander ab, und jede Versöhnung trennt uns nur noch weiter, weil jede Erweichung unseres Herzens uns

an uns selbst wie eine Tugend, und an dem andern wie ein Geständniß seines Unrechts vorkommt. Der arme Mensch! Ja, er gehört nur in den Familienkreis, wo die Liebe mit ihm aufkeimte und die feinsten Lebenswurzeln in dem innersten Gewebe des Herzens verwachsen ließ. Eine Freundschaft, die der Mensch in spätern Jahren schließt, ist eine Pflanze, die man nicht früh genug säete: ehe sie blühet, hat der kalte Herbst sie schon getödtet.

O, die Welt hat Recht, Elisabeth, daß sie vor zu innigem Vertrauen warnet. Jene kalte Regel, die wir in unserm Kreise der Liebe mit Abschen hörten: „behandle deine Freunde so, als sollten sie einmal deine Feinde werden!“ ist in der großen Welt erfunden. Umgang, ein lächelnder, höflicher Umgang, mit dem Namen und den Formen der Freundschaft, das ist alles, was sie ertragen kann. Zwei junge Bäumchen, die so nahe beisammen stehen, daß sie sich berühren, verwachsen in einander, und werden von demselben Nahrungssaft erhalten; trauert das eine, so trauert

das andre mit, und sie sterben zugleich. Zwei große Bäume, die einander erst im Alter berühren, verwunden sich nur, ohne sich zu vereinigen: sie schlagen zwar die Zweige in einander, aber nicht die Herzen; Einer muß weg, damit sie nicht beide absterben. Da hast du die Jugendliebe, und die Freundschaft der späteren Jahre.

Das Herz der Frau von Heerbruch und das meinige schlossen sich mit Wärme an einander, um sich desto kälter wieder abzustoßen. Ob ich nicht Schuld daran bin? O, Elisabeth, freilich trage ich die Schuld so gut wie sie. Ich trauete unserer Liebe mehr, als ich sollte. Es war mein Wunsch, die Frau, die ihren Mann liebt und nur durch die Welt von ihm getrennt wurde, glücklicher zu machen. Um ihr sein Herz wiederzugeben, vereinigte ich in dem engern, vertraulichern Kreise der Familie und einiger bessern Menschen, die reinsten und schönsten Freuden, welche die Erde hat. Ich sann darauf, dem Genusse, zumal in dem Zimmer der Kinder, durch Mannichfaltigkeit Reitz zu geben und

zu erhalten. Das gelang recht gut; Heerbruch fand Geschmack an dem Kreise von einfacheren, verständigern und bessern Menschen, voll Vertrauens, voll Liebe. Nach einer Scene, worin sich sein Herz erweicht und der Liebe geöffnet hatte, warf ich mich an die Brust meiner Freundin, und sagte mit Thränen in den Augen: o, wie glücklich werde ich selbst seyn, wenn Sie erst vollkommen glücklich sind!

Sie machte sich kalt aus meinen Armen los, und sagte: „daß ich so glücklich werden muß, so, auf diese Weise, das thut weh!"

Ich sah sie erstaunt, doch ruhig, an, und sie schlug die Augen nieder. „Wem habe ich es zu verdanken," fuhr sie leise und langsam fort, „daß mein Mann wieder mein ist? Ihnen! Und ich darf nicht einmal in seinem Herzen nach den Gründen forschen, die auf ihn wirkten. Glauben Sie mir, es ist so viel Saures als Süßes an einer solchen Stunde. Ihren guten Willen, liebe Bouverot, Ihre Freundschaft kenne ich." Dabei trat sie noch kälter einen Schritt zurück. Seit

dieser Minute (sie war etwa vor vierzehn Tagen) haben sich unsre Herzen gegen einander verschlossen. Durch jeden Versuch, den wir Beide machen, einander wieder zu lieben, werden wir nur kälter. Sie war nicht eifersüchtig, als ihr Mann mich liebte; aber jetzt ist sie es auf jeden Beweis von Achtung, den er mir giebt. Doch, ich frage mich: würde ich in ihrer Stelle es weniger seyn? Sie haßt mich, weil mir Eitelkeit einen Triumph über sie geben könnte. Ich bin nicht eitel darauf, Elisabeth; ich liebte sie ja, und liebe sie noch. Ach, wenn sie das wüßte, wenn sie die reine Liebe meines Herzens kennte; sie würde mir nur den Wunsch nach Einem Triumphe zutrauen: dem, sie glücklich gemacht zu haben.

Aber dazu gehört von beiden Seiten eine Liebe, wie wir sie fühlen. Einem Andren alles zu verzeihen, auch — was das Schwerste ist — die Fehler, die man selbst begangen hat: dazu gehört die innige, feste Liebe einer gemeinschaftlich verlebten Jugend.

Ich muß weg von hier, das fühle ich;

sie würde mich sonst am Ende noch hassen, und das soll sie nicht. Bin ich gegangen, so wird sie ihres Glückes froh werden, und vielleicht mit Wünschen, mit Sehnsucht, an mein Herz zurückdenken, das sie jetzt von sich stößt. Du wirst bald mehr von mir hören.

Lisborne ist wieder hier, und mit ihm seine Verwandte, die Lady Gower (eine Frau etwa von sechs und zwanzig Jahren), aber ganz incognito, weshalb sie auch an dem entferntesten Ende der Stadt wohnt. Sie besuchte mich neulich, als die Familie bei einem Hoffeste war; indeß, recht aufrichtig gestanden, sie gefiel mir nur halb. Lisborne hatte mir ihre natürliche Empfindung, ihre feine Sentimentalität gerühmt; ich fand aber etwas Geziertes an ihr, das mein Herz, so gern ich es ihr auch öffnen wollte, doch immer wieder verschloß. Sie sprach mit großem Entzücken von dem Vergnügen zu reisen, und erzählte mir, daß sie noch im Herbste nach Italien hin wollte, um in Neapel den Frühling (denn das wäre der Winter dort) zu genießen. Lisborne, der zugegen

war, beschrieb die Reise mit seinem schönen Feuer. Ach, jetzt beneidete ich zum ersten Male einen Menschen um seinen Reichthum.

Ich erwiederte den Besuch, und Mylady zeigte mir nun Aussichten von den schönsten Gegenden in der Schweiz und Italien. Liebe Elisabeth, ich kann dir nicht leugnen, daß ich wünschte, sie möchte mir den Vorschlag thun, mit ihr zu reisen. Zuweilen schien es mir wirklich, als wollte sie diese Saite anschlagen; und wer weiß, was ich thäte! —

Sie hat bei mir gewonnen, seitdem ich sie wieder gesehen habe. Jetzt behandelt sie mich mit einem Zutrauen, mit einer Freundschaft, die ich nicht verdiene, und die ich wohl nur des edlen Lisborne's guter Meinung von mir verdanke. Trotz ihrem tiefen, schwärmerischen Gefühle kann sie zu meinem Erstaunen sehr heiter seyn; doch auch ihre Heiterkeit trägt die Farbe ihrer Nation: eine große, vertrauensvolle, zurückhaltungslose Freiheit, die ich zuweilen, wenn ich den Englischen Charakter nicht kennte, wohl ein wenig anstößig finden würde. Gegen Lisbor-

ne beträgt sie sich, ohne Zweifel aus großer Achtung, zurückhaltend. In seiner Gegenwart ist sie bescheiden, ernst, ja wohl finster: ein Beweis ihres zarten, weiblichen Herzens, dem im Beiseyn eines Mannes sogar die Freude nicht mehr erlaubt scheint. Wenn sie mit mir allein ist, kann sie viel lachen; und diese Fröhlichkeit des Herzens bei ihrem Schicksale kann ich nicht umhin zu bewundern.

Wie fremd, wie feindlich vielmehr, die Frau von Heerbruch jetzt gegen mich ist, kannst du daraus beurtheilen, daß Lisborne das ganze Verhältniß weiß, worin wir mit einander stehen. Er sprach gestern mit mir davon, und auf eine Art, die mir keinen Zweifel an ihrem Hasse übrig ließ. Ich suchte sie zu rechtfertigen. Lisborne verbeugte sich, und sagte: „wenn Sie die Frau in Schutz nehmen, so muß ich das freilich als einen Befehl ansehen, zu schweigen. Frau von Heerbruch ist nicht so edelmüthig als Sie; und — ich muß Ihnen sagen, Ihr Edelmuth, meine Freundin, würde mir ein wenig künst-

lich, oder wohl gar ein wenig eitel vorkommen, wenn ich nicht Ursache hätte zu glauben, daß Sie wohl nur den kleinsten Theil von dem wissen, was die Frau Ihnen Schuld giebt." Ich hielt es für unschicklich, weiter zu fragen; doch aus einzelnen Worten, die ihm entfielen, merkte ich, welchen Rath er mir gegeben haben würde, wenn ich ihn verlangt hätte: nehmlich, nicht länger im Heerbruchischen Hause zu bleiben. Ich dankte ihm im Herzen für die Delikatesse, mit der er über diesen Punkt wegschlüpfte, und es meinem eigenen Gefühle des Anständigen überließ, einen Entschluß zu fassen.

In der That, er kam mir mit diesem Eifer für meine Ruhe, und mit dieser Schonung meines Ehrgefühls liebenswürdig vor, liebenswürdiger als je; und wenn er fortfährt, sich auf eine so edle Weise um mein Herz zu bewerben, so kann es ihm am Ende wohl noch gelingen, eine Leidenschaft zu besiegen, die zu meinem Unglück unvergänglich zu seyn scheint.

Ach, Elisabeth! das Herz behält noch

immer Tiefen, wohin kein fremder Blick, auch nicht der Blick der zärtlichsten Liebe, dringt. Oft ist es mir, als sollte ich mich, mit allen meinen zerstörten, unvollendeten, ungebornen Wünschen, von der Erde hinab in das Weltall stürzen; als würde nur der ewige, gränzenlose Raum der Welt, das Anschauen der Unendlichkeit, und die Unendlichkeit selbst, mein heißes Herz erfüllen und heilen. Es ist mir, als ob andre, größere Wünsche meine Liebe auslöschen könnten, als wäre sie schon erloschen; und dennoch würde ich auch in dem unendlichen Raume nichts Anderes fühlen und wollen, als die Befriedigung dieses unerklärlichen Herzens. O, da ich auf der Erde so allein stehe — ich möchte mich aufschwingen zu den Wolken! Aber mein Herz ist größer, als die unendliche Welt; ich würde, auch wenn ich unter der Wonne verginge, rufen: ich war nicht glücklich! — Gute Schwester, ich war nicht glücklich, ich bin, ich werde es nicht. Auch an Lisborne's Brust würde ich es nicht seyn; nie und nirgends würde ich etwas Anderes haben, als

Thränen, Wünsche, heiße Schmerzen, und — keine Hoffnung!

Ich sinne und sinne. Kann ich hier bleiben? Nein! — Und muß ich gehen: an wessen Herz soll ich fliehen? an das Herz eines Mannes, der mich liebt, und den ich nicht liebe? Und warum nicht liebe? O, ich wünschte, jene Fabel von Liebestränken, von den Thessalischen Zauberinnen wäre wahr; ohne Zittern wollte ich den Becher ergreifen, und meinem Herzen Vergessenheit geben. Ach, ist die Liebe eines edlen Mannes kein Zaubertrank, so giebt es für mich keinen, als den Entschluß, — den Entschluß, dem gewiß die Reue folgt.

Lisborne ist ein edler Mann, ein sehr edler Mann. Elisabeth, hier kann ich nicht mehr bleiben!

Wahres Unglück.

Meine Frau und ich, wir hatten, wie der Leser schon weiß, uns vorgenommen, dem Schicksal stille Geduld entgegen zu setzen, in jeder dunkeln Nacht auf den Morgen zu hoffen, und bei jedem steilen Berge, den wir in der heißen Sonne erklimmen mußten, an das schattige Thal dahinter zu denken. „Das können wir," sagte ich; „und können wir es nicht, so giebt es ja noch ein schattiges Thal voll Ruhe: das Grab. Was hindert uns, bei jedem Unfalle, wenn alle Hülfe verschwunden ist, uns damit zu trösten? Ja, liebe Frau, könnte man dem Menschen das Grab nehmen, so müßte er trostlos zittern. Könnte er nicht über die Grenzen des Lebens kommen, wie die alten Römer nicht aus dem Gebiete des Römischen Reiches, so wäre das Unglück furchtbarer, als die tollen Tyrannen in Rom auf Cäsars Stuhle."

Ich, sagte meine Frau mit einem sanften

Lächeln — ich tröste mich noch anders: mit dem Gott der Liebe jenseits des Grabes, der uns schon diesseits geholfen hat, wenn es nöthig war. Haben wir unsern Karl erst wieder, so sehe ich nicht, was uns eben noch Großes begegnen könnte: denn arm sind wir ja nicht mehr, da Elisabeth eine reiche Frau ist; und ein Apotheker kann auch ein ehrlicher Mann seyn, obgleich unser Ludwig jetzt wohl etwas Besseres werden könnte.

So etwas kühlte mich jedes Mal bis unter dem Gefrierpunkt ab, wenn sich meine Phantasie durch so große Ideen, wie die von dem Grabe und der Römischen Welt, erwärmt hatte. Ob ich schon, so gut wie meine Frau, bei dem Gedanken an die Ewigkeit zugleich an unsern Apothekerburschen denken konnte, und obschon die größten Ideen in meinem Geiste oft von den kleinsten durchschnitten wurden; so schämte ich mich doch zu sagen, was ich dachte, und nahm es übel, wenn meine Frau sich ihres Herzens nicht schämte, das groß genug war, auch bei dem Erhabensten an ihre Kinder zu denken.

„Etwas

„Etwas Besseres?" sagte ich. „Wenn er ein ehrlicher Mann wird, so will ich Gott danken. Das gehört aber nicht hieher, ganz und gar nicht."

Unser Sohn nicht? fragte sie unschuldig. Von unsern Kindern reden wir ja eben; denn welches Unglück kann uns denn noch begegnen?

Ich schwieg und schämte mich über mein Auffahren. In dem Augenblick pochte Jemand an das Fenster, und wir bekamen einen Brief. Ich erbrach ihn, und sah unten den Namen des Oheims Ludwig. Es waren nur einige Zeilen, aber von schwerem Inhalt: „Auguste ist fort. Die Nachrichten von ihrer Flucht sind so widersprechend, daß ich noch nichts darüber sagen kann. So viel weiß ich indeß gewiß, daß sie in der Gewalt eines reichen Bösewichtes ist. Ob freiwillig, oder nicht? Wir wollen das Letztere hoffen. Ich bin ihr auf der Spur. Sie sollen bald wieder Nachricht von mir haben."

Ich las das nur mit den Augen; meine Frau aber merkte an dem Wechsel meiner Ge-

sichtsfarbe, daß der Brief uns ein Unglück ankündigte. Ungeachtet meines Schreckens nahm ich mir doch vor, ihr die Nachricht zu verschweigen; sie wurde aber todtenbleich, und rief: ach, Karl! unser Karl!

„Karln betrifft es nicht," sagte ich; „aber ein Unglück erleben wir freilich! . . . Auguste ist von Heerbruchs weg."

Nun, Gott Lob! sagte meine Frau, und holte freier Athem. Das haben wir ja gewünscht.

„Ja; aber Friedleben weiß nicht, wo sie ist."

Meine Frau nahm mir den Brief aus der Hand, erblaßte, und mußte sich niedersetzen.

„Ich hoffe," sagte ich zitternd, „es wird besser seyn, als es nach diesen in der Eil geschriebenen Worten scheint." Meine Frau nahm das Billet noch einmal, und las, wie ein Unglücksprophet, nur einzelne Worte laut vor, als: „Flucht! . . . in der Gewalt eines reichen Bösewichtes! . . . freiwillig!" Aus diesen Worten setzte ich mir das gräßlichste Unglück zusammen.

„Freiwillig?" rief ich: „nein, guter Gott! nur das nicht! O, soll mein Herz brechen, so laß es unter doppeltem Schmerze geschehen, nur nicht unter diesem schrecklichen Worte: freiwillig!" Ich nahm, ergriffen von dem Gedanken an meine Hülflosigkeit, demüthig die Mütze ab; doch bald warf ich sie, im Zorne über die Vorstellung, daß Auguste verführt wäre, an den Boden. „Freiwillig?" rief ich mit stärkerer Stimme: „das steht nicht in dem Briefe; und steht es darin, so ist es doch nicht in Augustens Herzen! gewiß nicht!"

Meine Frau fiel mir in die Arme, die ich hoch aufgehoben hatte, und zog sie herunter. Ich hob sie mit strebender Gewalt wieder auf. „Und ist es," rief ich wieder; „ist sie freiwillig . . . : o, so sende deinen Unglücksengel über mein Haupt herab . . ." —

Mann! lieber Mann! jammerte meine Frau; versuche Gott nicht!

„Laß mich, laß mich! Was hülfe mir dann alles, was deine Liebe, die Liebe unserer andern Kinder, was die ganze Welt! Ich möchte dann nicht mehr leben!"

O, laß uns an das Grab denken! rief sie ängstlich. (Sie erinnerte sich unsers Gespräches.)

„An das Grab? Du bist eine Thörin, eine arge Thörin! An das Grab? O, ich verkehrter Mensch! ich Uebermüthiger! Dachte ich nicht in meinem stolzen Wahn, daß alle Wellen des Unglücks sich am Grabe brechen müßten? Sieh da, dieses Wort: freiwillig! reicht über das Grab hinaus, bis an die letzte Grenze des Daseyns. Freiwillig wurde sie die Beute eines Bösewichtes; sie verkaufte sich der Sünde! O, Frau, den Flecken wäscht der Tod nicht ab; der verweset im Grabe nicht, der wird uns quälen in Zeit und Ewigkeit!"

Meine Frau, die sich die größte Mühe gab, mich zu beruhigen, und meine fest zusammen geballten Hände aus einander zu reißen, ließ bei diesen Worten die Arme kraftlos sinken; sie sah mich, leise seufzend, mit dem Blick eines Sterbenden an, und lehnte sich kraftlos an einen Stuhl.

„Was ist dir?" fragte ich, aufs neue er-

schreckend. O, antwortete sie; du hast mir das Herz gebrochen! Es ist vorbei mit mir! Ach Gott! meine Auguste sollte verdammt seyn? und ihr Vater hätte das Urtheil selbst gesprochen? — Das sagte sie mit den schneidendsten Tönen des Jammers. Ich verlor den Gang meiner Vorstellungen, und ergriff die ihrige, als ob sie mir ganz neu wäre. „Nicht verdammt!" sagte ich in einem tröstenden Tone; „der Barmherzige wird richten. Und den schlimmsten Fall angenommen, liebe Frau, daß es wahr wäre, was Friedleben schreibt: freiwillig! — wird Gott nicht ihre Jugend ansehen? den Kampf ihres zitternden Herzens, ehe sie in die Sünde willigte, ihre Reue, ihre Sehnsucht nach unserm Rath, und die Schuld eines Teufels, der sie verführt hat? Ja, eines Teufels! Eva war nicht unschuldiger, als unsre Auguste, nicht frömmer, nicht heiliger; und doch unterlag sie der Verführung der Schlange. Aber — muß es denn wahr seyn? Sagt denn Oheim Ludwig nicht, er hoffe, sie sey nicht freiwillig gegangen? Sollten wir Eltern weniger hof-

fen, als ein Fremder? sollten wir von unserm Kinde, das wir kennen, schlimmer denken, als er?"

Und nun, da Hoffnung und Mitleiden Augustens Schuld vermindert hatten, fiel unser ganzer Zorn auf ihren Verführer. „O," sagte ich zuletzt, von meiner Leidenschaft blind gemacht: „sey er so reich und so mächtig, wie er wolle; ein beleidigter Vater wird sich dennoch an ihm rächen. Er soll wohl sehen, daß er die Unschuld eines guten Mädchens nicht ungestraft verletzen darf!" Ich griff schon nach Hut und Stock. Meine Frau erinnerte mich, daß ich nicht einmal wüßte, wo ich den Verführer suchen sollte; und als ich noch nicht kälter wurde, machte sie mich aufmerksam, daß es mir an Gelde zu einer wahrscheinlich sehr weiten Reise fehle, und daß es dem Bösewichte durch seinen Reichthum sehr leicht werden müsse, mir zu entgehen. „Nun," rief ich endlich; „so verdamme ihn Gott, dem er gewiß nicht entgehen kann!"

Sollte wohl Elisabeth etwas Näheres wis-

sen? fragte meine Frau nach einigen Stunden. Ich schickte sogleich einen Boten mit ein Paar Zeilen an sie ab, und bekam nun Augustens Briefe, die der Leser schon kennt, mit einem von ihr selbst, worin sie uns Eltern die besten Hoffnungen machte.

Wir fielen mit unbeschreiblicher Begierde über die Briefe her; und mit jedem Worte, das wir darin lasen, vermehrte sich unsre Hoffnung. Als wir fertig waren (der Schluß des letzten Briefes hatte uns sehr gerührt), sahen wir einander mit einem schmerzlichen Vergnügen an. Die dunkle Wolke über uns zerfloß in einen lichten Nebel, durch den ein Stern der Hoffnung blickte. Wir konnten freilich Oheim Ludwigs Nachricht mit Augustens Briefen nicht reimen, und behielten eine quälende Ungewißheit über ihr Schicksal, obgleich nicht über ihr Herz.

Endlich kam Oheim Ludwig selbst, und schon seine Miene verkündigte Unglück. „Wo ist sie?" fragten wir Beide. Er zuckte die Achseln, und sagte: noch weiß ich nicht, wie ich euch trösten soll, Ihr unglücklichen Eltern.

Aber auf der Erde ist der Bösewicht doch! „Lisborne?" fragte ich. — Woher wissen Sie den Namen? . . . Ja, dieser Teufel, dieser Lisborne, hat das unschuldige Mädchen verführt. — „Nein, unmöglich! das konnte der edle Lisborne nicht!" — Oheim Ludwig starrte mich an.

Wir holten unsre Briefe hervor, die er nun langsam und sehr bedächtig durchlas. Er schüttelte mehrere Male den Kopf, und wir erschraken, so oft er das that. Dieser Lisborne, sagte er endlich finster, ist ein schlauer Bösewicht; und — er runzelte die Stirn — Auguste hätte das nicht gewußt? Hätte sie es gewußt; wären die letzten Briefe Heuchelei: dann . . . Die angebliche Lady Gower war Lisborne's Mätresse. Die Frau von Heerbruch hat Augustens Umgang mit diesem elenden Weibe gemerkt und ihr Warnungen gegeben. . . . Doch der letzte Brief, der ihren Charakter so richtig angiebt, scheint für Augustens Unschuld zu sprechen. Nun, entkommen soll mir der Bösewicht nicht. Wehe ihm, wenn ich ihn er-

tappe! Wehe ihm, wenn Auguste unschuldig ist! und doppelt, tausendfach wehe, wenn er sie verführt hat!

Oheim Ludwig erzählte nun mir allein, aber behutsam, daß die Frau von Heerbruch (über die er sehr günstig urtheilte) gar keine gute Meinung von Augusten gehabt hätte, wodurch er denn meine Hoffnungen wieder sehr verminderte. Doch, setzte er hinzu, was Auguste von dieser Frau schreibt, macht mich in meinem Urtheile zweifelhaft. — Frau von Heerbruch hatte ihm gesagt, Auguste habe sehr wohl gewußt, daß Lisborne ein ausschweifender Mensch sey; dafür gelte er in allen Häusern, wo man ihn kenne. Auch in der Wohnung der Lady Gower hatte Oheim Ludwig sich erkundigt; und selbst da war ihm gesagt worden: Mlle. Bouverot müsse den Charakter des Elenden wohl gekannt haben. — Er blieb nur einige Tage bei uns, und fing dann sogleich wieder an Augusten zu suchen.

Wir waren in einer fürchterlichen Ungewißheit. Wollte Auguste eine Reise machen: warum ging sie heimlich aus dem Heerbruchi-

schen Hause? Warum sagte sie Elisabeth nichts von der Katastrophe? warum schrieb sie auch jetzt noch nicht? . . . Und auf der andren Seite wieder ihre Briefe. — Nach und nach verminderte sich unser Glaube an ihre völlige Unschuld immer mehr. Mit jedem Tage wurde es uns wahrscheinlicher, daß sie freiwillig mit ihrem Verführer geflohen wäre; und da sie nun auch nicht einmal schrieb, so nagte der Gram immer tiefer an unsren Herzen. Ach, wir empfanden leider noch schlimmere Folgen: ein feindseliger Geist, in der Gestalt Augustens, entzweiete mich und meine Frau. Verwünschte meine Frau unsre Tochter, so schien mir diese nur unglücklich, nicht lasterhaft, und ich vertheidigte sie. Drückte dann das Gewicht der Gründe für ihre Schuld einmal wieder schwer auf meine Seele, und ich sagte etwas Hartes über sie; so nahm meine Frau sie in Schutz, oder schrieb wohl gar mir einen Theil der Schuld an unserm Unglück zu, weil ich mit Augusten in der Stadt gewesen wäre und so freie Grundsätze über die

Liebe hätte. Ach, jetzt war es nicht mehr jener sanfte, liebevolle Streit, der sich immer mit Lächeln und einer größern Innigkeit endigte; es war ein giftiges Gezänk, das mit einigen kalten oder bittern Worten aufhörte, und uns jedes Mal weiter trennte. „Frau,“ sagte ich endlich: „unser Leben ist dem Elende Preis gegeben! . . . Du bist unschuldig,“ setzte ich sogleich hinzu, weil ich ihre finstre Miene sah, „und ich auch. Ich freue mich nur auf meinen oder deinen Tod, weil wir dann einander alles vergeben werden, unser Unglück, unser Elend. Käme doch der Augenblick nur bald! Dann würden wir uns wieder lieben.“

Jetzt trat sie mir einen Schritt näher, und suchte ihre Thränen zurückzuhalten, vermochte es aber nicht. Warum vertheidigst du sie denn immer, wenn ich sie schuldig finde? und warum redest du wieder hart von ihr, wenn der Gedanke daran mir beinahe das Herz bricht? — „Warum? Weil ich sie liebe, weil ich ihr Vater bin, wie du ihre Mutter, und weil doch niemand mit Gewiß-

heit sagen kann, daß sie schuldig ist. Unser Streit kommt immer nur von Liebe zu Augusten her; doch unsere Herzen werden dadurch hart. Du kennest mich nicht mehr, liebe Frau!"

Sie reichte mir die Hand, und wir versprachen einander, die Unglückliche gar nicht mehr zu erwähnen, es dem ewigen Richter zu überlassen, ob sie schuldig oder unschuldig sey, und einander wieder von Herzen zu lieben. Wir hielten unser Versprechen; doch nun war es beinahe noch schlimmer. Unaufhörlich standen meiner Frau die Augen voll Thränen: sie sprach in dem matten Tone eines Kranken; sie schlich so langsam, als folgte sie einer Leiche, und so leise, als wollte sie einen Sterbenden nicht erschrecken. Nie ging sie anders als gedankenlos oder gedankenvoll umher, und suchte stillweinend etwas, das sie nie zu nennen wußte. Wenn ich sie mit sanfter Stimme fragte: „was suchst du denn, liebe Frau?" so gab sie weinend zur Antwort: ach Gott, ich weiß es ja nicht! und sogleich fing sie wieder an zu

suchen. Die Blattern hatten ein Kind in unserm Dorfe sehr entstellt. Als sie es sah, drückte sie unsre jüngste Tochter mit Heftigkeit an die Brust, und sagte: wäre ihr Gesicht doch auch so zerrissen! — Die That des Bösewichtes lag schwer und lastend auf unsrer Seele. An den trostlosen Vater und die jammernde Mutter hatte er wohl nicht gedacht, als er sie beging!

Eine schmerzliche Erinnerung.

In der ersten Zeit nach Elisabeths Verheirathung besuchte uns Salzmann gar nicht. Seitdem Auguste in Berlin war, kam er zuweilen, doch nur selten. Kalt oder fremd betrug er sich nicht gegen uns, aber gleichsam scheu. Er war still, sprach fast immer nur einzelne Worte, und saß nur bei uns, als ob ihm das Sitzen Vergnügen machte. Wir hatten ihn um diese Zeit in vielen Wochen nicht gesehen; doch nun kam er alle Tage unter den seltsamsten Vorwänden. Natürlicher Weise sagten wir ihm nichts von Augustens Schicksal. Endlich aber, als er wieder eine ganze Stunde schweigend da gesessen hatte, fragte er auf einmal, ohne alle Vorbereitung: was macht denn Mamsell Auguste? Ich sah ihn darauf an, ob er etwa eine Veranlassung zu dieser Frage hätte. Sein Gesicht war verstört, und er schlug die Augen nieder. Ich antwortete seufzend: „wir hoffen, daß es ihr wohl geht."

Er stand auf, trat mir näher, und fragte: haben Sie lange keine Briefe von ihr? (Ich sah ihn errathend an, und schüttelte den Kopf.) Lieber Herr Prediger, fuhr er fort, man hat mir von Berlin aus. . . — „Ach, leider!" unterbrach ich ihn: „wir wissen es schon." — Also ist es doch wahr? fragte er bestürzt. (Ich nickte mit dem Kopfe.) Nun (er nahm seinen Hut) — Gott mache sie recht glücklich! Der Mann, den sie heirathet, ist reich. —

„Ja, er hat sein Auskommen."

Ich habe gehört, er wäre ein sehr reicher vornehmer Engländer . . . Gott lasse es ihr wohl gehen! sehr wohl! Ihre Kinder haben viel Glück; aber sie verdienen es auch.

Diese Worte trafen alle Wunden meines Herzens. Ich sah den freundlichen jungen Mann, den Auguste geliebt hatte, mit seinem offnen, redlichen Gesichte vor mir, und dachte: wenn sie jetzt als ein glückliches Weib so neben ihm stände! Bei dieser Vorstellung verlor ich meine Besonnenheit. Ich umfaßte den jungen Mann, drückte ihn in-

nig an meine Brust, und sagte in einer schmerzlichen Erweichung meines Herzens: „mein Sohn! o, hättest du es gewußt; vielleicht wäre es jetzt ganz anders! Hättest du gewußt, wie sie dich liebte mit ihrer reinen, jungfräulichen Seele . . .!" — Mich liebte? fragte er erstaunt; mich? mich? — Ich merkte, daß ich zu viel gesagt hatte, und schwieg in peinlicher Verlegenheit. — Mich? liebte? mich? fragte er noch einmal. Ich antwortete endlich: „es ist zu spät, Ihnen noch länger zu verhehlen, was wahr ist. Ja, Auguste hat sie geliebt, und mit unaussprechlicher Leidenschaft." — Er legte die Hand an die Stirn; dann fragte er schnell: und jetzt heirathet sie?

Ich wußte wieder nicht, was ich antworten sollte. „Nun ja," brachte ich endlich hervor: „einen Engländer. Ich hätte freilich gewünscht . . ."

Wahrscheinlich geht sie also nach England? — „Ja, das ist es eben! Ich werde sie wohl in meinem Leben nicht wiedersehen." Hier konnte ich vor Weinen nicht

mehr reden. Salzmann drückte mir schweigend die Hand, und ging.

Den ganzen Abend ließ der Schmerz mich nicht los. Meine Phantasie entwarf ein liebliches Gemählde von dem Glücke, dessen ich genießen würde, wenn Auguste Salzmanns Gattin wäre. Und nun! . . . Heute half es nichts, daß ich mich dem Geber des Guten, dem Schlaf, in die Arme warf. Er stillt alle Schmerzen, nur nicht den Schmerz eines Vaters, einer Mutter über ihr Kind: den stillt allein sein Bruder, der Tod. „Ach," rief ich, „wenn sie schuldig ist — werde ich sie auch nur jenseits des Grabes vergessen können?"

Die Erscheinung.

Elisabeth kam. Als sie aus dem Wagen stieg, blieb ich, wie festgezaubert, auf meinem Stuhle am Fenster sitzen. Ich hatte nicht den Muth, ihr entgegen zu gehen, und sagte nur ganz leise zu meiner Frau, die von Zeit zu Zeit einmal seufzte: „da kommt unsre Elisabeth!" Sie schrie auf, bewegte sich aber nicht von der Stelle, als hätte das Elend sie, wie mich, in Stein verwandelt. Elisabeth öffnete leise die Thür, und blieb mit ihrem bleichen Gesichte — ach, es war ein Spiegel, worin wir unser eignes Elend sahen! — auf der Schwelle stehen. Sie erhob ihre in Thränen schwimmenden Augen nicht, und wir, wir armen Eltern, rangen die Hände, und hatten kein Wort, nicht einmal ein Willkommen, für unsre geliebte Tochter! Dicht vor der Schwelle warf sie sich auf die Kniee nieder, und rief mit jammernden Tönen: Auguste ist unschuldig! sie

ist unschuldig, oder ich müßte verzagen! Jetzt fiel die Last unseres Elendes, unsers Jammers so schwer, so quälend auf mein Herz, daß ich aufsprang und in voller Verzweiflung rief: „ich bitte dich, schweig! Willst du uns noch ganz wahnsinnig machen? Halb sind wir es ja schon!" Elisabeth stand erschrocken auf, und ich setzte mich wieder, von diesen wenigen Worten bis zum Sterben ermattet. Es währte beinahe eine Stunde, ehe wir unsre gute Tochter umarmten.

Elisabeths Schmerz war weicher, sanfter, als der unsrige, weil sie ihre Schwester für unschuldig hielt. Als wir ihr sagten, daß Oheim Ludwig keine Spur von ihr zu finden wisse, und daß sie, wenn auch unschuldig, doch verloren sey; da sank sie in eine tiefe Ohnmacht. Sie erholte sich endlich, und nun wurde unser Schmerz durch sie wehmüthig, sanfter und besser. Ihre Phantasie war unaufhörlich mit dem Bilde der geliebten Auguste beschäftigt: hier hatte sie gesessen, dort gestanden, hier in meinen Armen, dort an der Brust ihrer Mutter gelegen.

Salzmann kam nach einigen Tagen, und Elisabeth warf sich ihm in die Arme; denn — Auguste hatte ihn ja geliebt. Sie goß ihren Schmerz in seine Brust, und lockte Thränen aus seinen Augen. Er erfuhr jetzt halb und halb das Schicksal des unglücklichen Mädchens. Doch glaubte er noch immer, sie wäre verheirathet; und er war zu bescheiden, als daß er uns die Wahrheit abgefragt hätte.

So saßen wir träumend und seufzend; da eilte mit wankenden Schritten ein Bauermädchen über unsern Hof. Die Thür flog auf, und — o, ein erschütternder Anblick! — Auguste stürzte zu unsern Füßen nieder. Wir erkannten sie Anfangs nicht in ihrer elenden Kleidung: so entstellt und abgefallen war sie. Doch, als sie die Jammertöne hervorstieß: barmherziger Gott! ich kann nicht mehr! da sprangen wir auf sie zu, und fielen — Salzmann mitten unter uns — rings um sie her auf die Kniee. Nur Elisabeth allein hielt sie umfaßt, wurde allein von ihren bebenden Armen umschlungen; und so sanken beide Schwe-

stern, fest an einander gedrückt, ohnmächtig in unsre Arme. Als Auguste wieder erwachte, sah sie mit wilden Blicken um sich her. Sie wußte nicht, was sie that, und streckte schweigend erst ihrer Mutter, dann Elisabeth, dann mir, und endlich Salzmannen die Arme entgegen. Wir brachten sie mit Mühe zu Bett; und sobald Elisabeth die Gardinen zugezogen hatte, um das Schlafzimmer zu verdunkeln, schlief sie ein.

Elisabeth bestand darauf, die Nacht hindurch bei ihr zu wachen. Auch Salzmann wollte das; und wir konnten ihn nur mit Mühe davon abbringen. Ganz außer sich erzählte er jedem von uns: sie hat mich umarmt! Haben Sie es wohl gesehen? Sie hat mich umarmt! — Wir, meine Frau und ich, konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun. So wie nur der Morgen anbrach, kleideten wir uns an, und setzten uns vor Augustens Bette. Sie schlief noch immer so fest, als hätte sie seit Monaten keine Ruhe gehabt. Wir sprachen leise über unsre Furcht und Hoffnung; doch Elisabeth behauptete immer

mit der höchsten Zuversicht, ihre Schwester sey unschuldig.

Endlich erwachte Auguste; und so wie sie uns erblickte, strahlte das Lächeln einer Seligen aus ihren nun wieder hellen und funkelnden Augen. Noch ehe sie uns die Hand zustrecken konnte, sagten wir alle Drei mit dem größten Vertrauen: du bist unschuldig!

Bei diesem Ausruf sah sie uns verwundert, doch mit der vorigen Heiterkeit, an. — Ich habe das immer behauptet, liebste Auguste! rief Elisabeth. Wissen Sie denn schon, sagte Auguste, daß ich in der Gewalt eines Bösewichtes war? Nicht möglich! Ich selbst weiß es ja erst seit fünf oder sechs Tagen.

Nun kam es zu gegenseitigen Erörterungen. Auguste wird durch Lisborne überzeugt, daß die Frau von Heerbruch ihre Feindin ist, und entschließt sich, das Haus zu verlassen. Sie rechnet zuversichtlich darauf, daß Mylady Gower ihr den Antrag machen soll, sie zu begleiten; doch diese sagt nicht eher etwas davon, als den Tag vor ihrer Abreise. Auguste wil-

ligt ohne weiteres Bedenken ein, verlangt aber einige Tage, um Anstalten treffen zu können. Dazu will sich Mylady nicht verstehen. Lisborne kommt dazu, und Beide bereden Augusten endlich, nur in einem Briefe Abschied zu nehmen, und sich so die Unannehmlichkeit zu ersparen, die eine Unterredung mit der Frau von Heerbruch nothwendig haben müsse.

Auguste packt in Eil ihre Kleider, schreibt den Brief, und reist heimlich mit der Engländerin ab. Diese giebt vor, sie müsse nothwendig erst nach Hamburg, und es sey möglich, daß ihre Angelegenheiten sie einige Wochen da aufhielten. Sie bezieht ein Landhaus in der Nähe von Hamburg, und lebt da ganz still. Doch nach einigen Tagen kommt Lisborne, unter dem Vorwande, er habe Augustens wegen mit dem Herrn von Heerbruch einen Streit gehabt, und deshalb Berlin verlassen müssen. Lady Gower thut ihm nun den Vorschlag, nach einigen Wochen mit ihr zu reisen. Auguste findet das zwar bedenklich; doch — was soll sie thun? Nicht lan-

ge, so äußert Mylady Gower, Anfangs nur halb scherzend, zuweilen Grundsätze, die ein reines Herz verabscheuen muß. Auguste ahnet nun etwas Uebles, doch gar nicht von Lisborne'n, der in seiner Ehrerbietung gegen sie und in der zartesten Feinheit der Sitten sich immer gleich bleibt.

Das Landhaus wird nun ein Aufenthalt der Freude, der unterhaltendsten Zerstreuungen; jeden Abend kommt eine Gesellschaft von jungen Engländern bei der Lady Gower zusammen. Der Ton wird immer freier; doch Lisborne bleibt ernst und edel. Bis tief in die Nacht wird bald gespielt, bald getanzt, wozu man auch Frauenzimmer mitbringt. Auguste äußert ihr Erstaunen darüber; die Lady antwortet aber: man muß sich an die Freuden der Welt gewöhnen, ohne sie zu lieben.

Mit ihrer alten Offenheit gestand uns Auguste, daß dieses ewige Schwärmen nicht ohne Wirkung auf sie geblieben sey. Ich war wie betäubt, sagte sie; ich taumelte schon an dem Rande des Abgrundes. Lisborne wurde

nach und nach etwas dreister, ohne daß ich es sah, oder darauf achtete. Die wilde Freude der Lady Gower entschuldigte er mit ihrer nationellen Originalität, und ich war so arglos, ihm zu glauben.

Unter dem Schwarme von jungen Männern zeichnete Auguste einen aus, der zuweilen mitten in der Freude ernst blieb, oder wohl gar die Stirn runzelte. Sie spricht oft mit ihm, und eines Tages findet er sie in einer Laube bei einem Englischen Romane in Thränen. Er fragt, warum sie weine. Sie zeigt ihm das Buch, (die Geschichte eines jungen Mädchens, das von einem Verführer verlassen ist), und sagt die Worte, die ihr Thränen in die Augen gebracht haben: Alas, whither shall I fly? He has deceived, ruined and left me*)! Der junge Engländer sieht sie lange starr an, und endlich steigen Thränen des Mitleids in seine Augen. „Und das," fragt er langsam, „rührt Sie? . . . Sie?" — Warum nicht? Ist

*) Ach, wohin soll ich fliehen? Er hat mich betrogen, unglücklich gemacht und verlassen.

es nicht das größte Unglück, wenn ein unschuldiges Mädchen von einem Bösewichte ... — „Poor girl*)!" sagt der Engländer nur halb laut, und geht einige Schritte. Doch auf einmal wendet er sich wieder um, tritt rasch auf Augusten zu, und fragt mit Heftigkeit: „bist du noch zu retten? bist du noch unschuldig? Sind das schon Thränen der Reue, oder nur des Mitleidens?" — Auguste springt ängstlich auf, und ruft: um Gottes willen! O, mein Herr, was haben Sie mir zu sagen? — „Nichts," erwiedert der junge Mann mit trübem Ernst, und zeigt auf den Titel des Buches — „nichts, als daß Sie dieses sind, oder noch werden sollen." — Auguste erblaßt, und sagt zitternd: nimmermehr! Kommen Sie, mein Herr! Ich will zu Lisborne; er soll mir sagen ... — „Armes Mädchen, er wird mich einen Verläumder nennen, und Sie aufs neue betriegen. ... Morgen, um eben diese Zeit will ich Ihnen beweisen, was ich gesagt habe."

Auguste eilt, so bald er weggegangen ist,

*) Armes Mädchen!

in das Haus, und stellt sich unpäßlich. Am folgenden Tage bringt ihr der Engländer einen Brief, den Lisborne aus Berlin an seinen vertrautesten Freund in Hamburg, einen leichtsinnigen Wüstling, geschrieben hat, um durch diesen ein Landhaus miethen zu lassen. In dem Briefe heißt es: er habe in Berlin ein Mädchen kennen lernen, das er besitzen müsse, es möge kosten, was es wolle. Schon sey es ihm gelungen, zwischen Augusten und der Frau von Heerbruch Uneinigkeit zu erregen, und bei jener Lust zum Reisen zu erwecken. Seine ehemalige Geliebte, deren er überdrüßig sey und die er Lady Gower genannt habe, werde das Mädchen nach dem Landhause bringen; es müsse doch seltsam zugehen, wenn er durch betäubende Vergnügungen nicht seinen Zweck erreichen solle, u. s. w.

Auguste, die Lisborne's Hand sehr wohl kannte, sah jetzt mit Schrecken und Abscheu, daß er es schon bei seiner ersten Bekanntschaft mit ihr darauf angelegt hatte, sie zu verführen. O, der schändliche Bösewicht! sagte sie heftig. Diesen Brief will ich ihm vor

die Füße werfen, und dann gehen. — „Gehen?" fragte der Engländer; „gehen, wenn Sie ihm sagen, daß Sie ihn verlassen wollen? Bedenken Sie, daß Lisborne ein sehr reicher und sehr vornehmer Mann ist. Es hat ihm viel gekostet, Sie hieher zu bringen. Glauben Sie, er würde sie so ruhig aus seinen Händen lassen? Sie haben Aufseher, die Sie beobachten, und er hat Geld genug, selbst eine Gewaltsamkeit den Augen oder der Rache der Gesetze zu entziehen."

Der Engländer trennte sich von ihr, als mehr Gesellschaft kam. Auguste, die in der größten Angst war, wollte den Garten verlassen; sie fand aber die Thür verschlossen, und der Gärtner weigerte sich unter mancherlei seltsamen Entschuldigungen, sie zu öffnen. Jetzt faßte sie in der Verzweiflung einen kühnen Entschluß. Sie nahm am Abend heimlich die Kleidung eines Bauermädchens weg, das auf dem Landhause diente, und legte die ihrige dafür hin. Um Mitternacht ging sie zitternd durch den Garten, kam mit Hülfe eines schmalen Bretes, das sie über

einen Wassergraben legte, glücklich hinaus, und schlug, sobald sie im freien Felde war, den ersten Weg ein, der nach Süden führte. Das arme Mädchen hatte in der Angst ihre Börse in der Tasche stecken lassen, und so war sie ganz ohne Geld, bis auf einige wenige Schillinge, in dem Rocke des Bauermädchens. Sie lief mehr, als sie ging, so lange es ihre Kräfte nur zulassen wollten. Jetzt zitterte sie vor allen Menschen, wagte es nicht einmal in eine Schenke einzukehren, und schlief einige Nächte in Heuschobern auf den Wiesen. So kam sie nach fünf Tagen, entkräftet von Hunger, und ermüdet von dem beschwerlichen Gehen, endlich bei uns an. Wir hatten sie unschuldig wieder, und waren glücklich.

Oheim Ludwig kehrte von seinen Streifereien zurück, ohne Lisborne, oder auch nur eine Spur von ihm, gefunden zu haben. Als er in das Zimmer trat, riefen wir ihm freudig zu: Auguste ist unschuldig! und er drückte sie fröhlich an sein Herz. Sobald sie ihm ihre Geschichte erzählt hatte, ging er mit ihr in ein andres Zimmer. Nach einer lan-

gen Unterredung kam er heiter, Auguste aber etwas betreten, wieder zu uns. Er hatte ihr gezeigt, welche Fehler sie gleich Anfangs aus Eitelkeit begangen hatte. Sie gestand uns nachher beschämt: ich glaubte die Welt zu kennen und die Menschen zu übersehen; so wurde es dem Bösewicht desto leichter, mich zu betriegen.

Die Ueberraschung.

Ich hatte Ursache zu glauben, daß Salzmann Augusten liebte; und daß er von ihr geliebt wurde, wußten wir Alle. Elisabeth bat mich, ihr freie Hand zu lassen und die Herzen der beiden Liebenden nicht zu stören; sonst hätte ich wohl nicht übel Lust gehabt, mich ins Spiel zu mischen.

Salzmann liebte Augusten wirklich. Er hatte ihre Neigung zu ihm schon lange vermuthet, und den Abend nach dem Freischießen war seine Vermuthung beinahe zur Gewißheit geworden. Doch, daß Auguste sich aus seinen Umarmungen riß, machte ihn wieder zweifelhaft; und dazu kam noch außerdem das beschämende Bewußtseyn, daß er sie beleidigt hatte. Jetzt, da sie zurückgekommen war, erwachte seine Liebe aufs neue; aber sein Irrthum, daß sie einen Engländer geheirathet habe, und die Dunkelheit, worin die ganze Geschichte für ihn gehüllt blieb, machte ihn mißtrauisch. Er wendete sich endlich, eini-

ge Tage nach Augustens Rückkehr, an Elisabeth, und gestand ihr seine Liebe, aber auch seine Besorgnisse und seine Zweifel. Sie gab ihm die Briefe ihrer Schwester, und erzählte ihm Alles ganz offen.

Der junge Mann wollte nun sogleich zu Augusten, und ihr seine Hand anbieten. Elisabeth stellte ihm aber vor, daß sein Antrag, so kurze Zeit nach dem Unfall ihrer Schwester, mehr eine Wirkung des Mitleidens als der Liebe scheinen könnte. Sie bat ihn, den Umgang in unserm Hause ruhig fortzusetzen, und abzuwarten, daß Auguste Zutrauen zu ihm bekäme.

Salzmann besuchte uns nun ziemlich oft. Er war ruhiger, als ich es wünschte, und Auguste kälter, als ich es erwartet hatte; der Umgang zwischen Beiden war, möchte ich sagen, abgemessen. Ich sah das acht oder vierzehn Tage lang an, und machte nun, um Augusten zur Sprache zu bringen, Anspielungen; sie schwieg aber, und ich gab schon alle Hoffnung auf. So verging der Herbst, und der Anfang des Winters.

Endlich kam der Sylvestertag. Oheim Ludwig und alle meine Kinder, auch Pahlen, waren schon einige Tage vorher zu uns gekommen, — nur freilich der arme Karl nicht. Als ich am Morgen, zuletzt von Allen im Hause, aufstand und in das frohe Gewimmel meiner Kinder und Enkel trat, die sämmtlich so gut, obgleich nur einfach, gekleidet waren, und in deren Kreise ein Geist der herzlichsten Liebe zu schweben schien; als ich einen Blick auf meine Frau warf, und das wehmüthig-frohe Lächeln sah, womit sie so stolz und zugleich so demüthig in dem frohen Kreise stand: da wurde ich von dem Gefühle meines Glückes ergriffen, und sagte: „warum wollen wir zögern bis gegen den Abend? warum nicht schon jetzt laut sagen, wie sehr wir uns freuen und einander lieben! Mutter! sieh deine Kinder, und laß uns Gott preisen!" — Ich umarmte meine Frau, und Alles drängte sich nun herbei, sie zu umfassen. Elisabeth brachte ihr den jüngsten Enkel; die beiden älteren Kinder hängten sich an ihre Schürze. Es war eine sehr rührende Scene,

ein Augenblick voll himmlischer Freude! — Und als nun meine Frau, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen, das Gesicht an ihrem Enkel verbarg, und dabei ihre Hand segnend auf seine Stirn legte; als Elisabeth, mit doppelter, dreifacher Liebe im Herzen, schweigend an die Brust ihrer Mutter sank, und sich dann mit einem sprechenden Blicke rasch zu Augusten wendete, und sie umarmte, als wollte sie sagen: so selig wirst auch du einst seyn! — da rief ich: „Gott wird uns einen Sylvestertag erleben lassen, an dem wir noch glücklicher sind!"

Meine Frau verstand mich nicht: sie sagte mit Thränen der Betrübniß: Gott segne unsern Karl! — Gott segne ihn! wiederholten wir Alle mit leiser Stimme. Jetzt mischte sich eine milde Traurigkeit in die laute Freude, und machte sie ruhiger. Der Tag verging uns in diesem stillen, sanften Genusse; als aber nun der Abend herankam, wurden wir sehr verlegen. Jeder von uns hatte ein Geschenk für meine Frau; doch alle Freude war — möchte ich sagen — am Mor-

gen und Mittage schon aufgezehrt, und jetzt brachten wir unsre Geschenke ein wenig steif zum Vorschein, so daß wir einer über den andern lächelten. Es ist, sagte meine Frau, und zeigte auf den Tisch, der voll reicher Geschenke lag, die Elisabeth uns Allen gemacht hatte — es ist doch seltsam, daß wir dabei fast gleichgültig sind. Sonst machte uns ein Band, oder eine andre Kleinigkeit, so große Freude!

Seht Ihr? sagte Oheim Ludwig, der es auch nicht an Geschenken hatte fehlen lassen — seht Ihr, daß Ihr jetzt ärmer seyd? Was kostet euch das Alles? Weiter nichts, als die Mühe, einen Boten wegzuschicken, der es einkaufte. Gewiß, jetzt habt Ihr einander sonst nichts mehr zu schenken, als eure Liebe. — Hatte er nicht Recht? Die Kleinigkeit, die meine beiden Töchter einige Jahre früher in ein Paar kalten Nächten für ihre Geschwister ersponnen hatten, rührte uns bis zu Thränen der süßesten Freude; und heute ließen uns die reichlichsten Geschenke kalt. — Wir gingen früh aus einander; Elisabeth

und Auguste hatten sich schon um neun Uhr aus dem Zimmer entfernt.

Ich blieb noch angekleidet, weil ich hinaufgehen wollte, um, wie ich es zu thun gewohnt war, den letzten Glockenschlag des scheidenden Jahres zu hören. Meine Frau saß neben mir, und wir sprachen mit einander von Augusten. Da öffnete sich die Thür, und Elisabeth blickte herein. Sie sind noch nicht zu Bette, sagte sie zurücksehend; und nun kam sie, mit Salzmann an der Hand, zu uns. Auguste folgte ihnen langsam und mit scheuen Blicken. Elisabeth lächelte, und mein Herz schlug in froher Ahnung. Sie winkte den beiden Andern vergebens, zu reden, und sagte endlich: lieber Vater, sie bitten um Ihren Segen. Heute haben sie einander ihre Liebe gestanden.

„Gott segne Euch, meine Kinder!" sagte ich, mit gerührter Freude. Salzmann nahm Augustens Hand, und drückte seine Lippen darauf. Sie stand ohne Bewegung da, und nur die Thränen, die über ihre blasse Wange flossen, zeigten, daß sie lebte. Auguste,

sagte Elisabeth, fühlst du dich denn nicht glücklich? (Sie blieb in ihrer Stellung.) Liebste Auguste, ich bitte dich, rede! Er liebt dich ja; er hat dich schon lange geliebt! — Täuschest du mich auch nicht? fragte Auguste zitternd. — Nein, Auguste, er hat nur mir zu gefallen so lange geschwiegen. Salzmann, reden Sie selbst. — Er wendete sich zu Augusten. Sprechen Sie mein Urtheil. Ich gehe nicht von hier weg, ohne zu wissen, ob ich der glücklichste oder der unglücklichste Mensch bin. — Sie schwieg noch immer. — Auguste, geliebte Auguste! hob er zärtlich wieder an; o, wie habe ich Sie schon lange geliebt! — Und Sie wissen . . .? fragte Auguste. — Alles, alles, Ihre Tugend, Ihre Unschuld, Ihre . . . O, bestätigen Sie das Glück, das Ihr Vater und Ihre Schwester mich hoffen ließen! Er faßte ihre Hand, und nun sank Auguste mit lautem Schluchzen an seine Brust, und sie hielten sich lange sprachlos umarmt.

Elisabeth hatte von Salzmannen verlangt, daß er vor dem Sylvesterabend Augusten

nichts sagen sollte, und er war so übereilt gewesen, das zu versprechen. Dieser Umstand verursachte seine anscheinende Kälte, und nun konnte sich Auguste ebenfalls nicht anders als kalt gegen ihn betragen. Am Sylvesterabend kommt Salzmann. Elisabeth führt ihre Schwester hinaus, und flistert ihr im Gehen zu: auch für dich habe ich ein Geschenk, liebe Auguste. Sie wird aber für ihre unüberlegte Ueberraschung bestraft: die beiden Liebenden, anstatt einander mit lauter Freude in die Arme zu fliegen, stehen betreten da. Elisabeth will ihnen Zeit lassen, sich zu erklären; doch sie merkt sehr bald, daß sie bei weitem zu viel gehofft hat. Salzmann und Auguste sind und bleiben verlegen. Es kommt endlich zu einem Gespräche über gleichgültige Gegenstände, wobei Elisabeth fast die Geduld verliert. Endlich muß sie den Knoten mit Gewalt zerhauen. Sie erklärt Augusten, daß Salzmann sie liebe, und ihm, daß er von ihrer Schwester geliebt werde. So viele Freude sie sich von dieser Ueberraschung versprochen hat, so große Angst

macht ihr nun das Benehmen der Liebenden, welches freilich ganz natürlich war. Sie zieht endlich Beide zu mir in das Zimmer; und hier erst, vor mehreren Zeugen, sind sie zur Sprache zu bringen.

O Auguste, sagte Elisabeth nun, da die Liebenden einander umarmt hielten: wie viel Angst hast du mir gemacht! Kostet es denn so viele Mühe zu sagen: ich liebe! Auguste antwortete hold erröthend: kaum kann ich es jetzt sagen. Doch ja! ich liebe Sie; ich bin glücklich! — Elisabeth war außer sich vor Freude, und rief: sie ist glücklich! meine gute Auguste ist glücklich!

Endlich kam es zu Erklärungen, und die Herzen der Liebenden öffneten sich gegen einander. Die Zeit flog bei Gesprächen, bei sanften Händedrücken schnell dahin, und es schlug drei Viertel auf Zwölf, ehe wir es dachten. Unter neuen Aeußerungen der Freude und der Zärtlichkeit schlug es zwölf Uhr voll. Ich drückte die beiden Liebenden an meine Brust, und sagte mehr als Einmal: „meine Kinder! meine geliebten Kinder! . . . So,"

hob ich nach dem letzten Schlage an — „so mögen euch alle Jahre verfließen! Ach, Auguste, wie ganz anders drangen vor vier Jahren die Schläge der Uhr in dieser Stunde durch meine Seele! — Gute Nacht! meine Kinder!“ sagte ich schnell, weil ich noch auf meinem Studierstübchen den bestirnten Himmel ansehen wollte. Ich öffnete das Fenster, und dachte: „deckt nicht dieser funkelnde Himmel Millionen glücklicher Väter und Mütter, Millionen Herzen voll seliger Liebe?“ Nach einer Viertelstunde kam auch meine Frau herauf, und stellte sich schweigend zu mir an das Fenster. Ich legte meinen Arm um ihre Schultern, und sagte: „hängt nicht eben dieser Himmel, unter dem wir so glücklich sind, aber wärmer und milder, auch über Indien? Sind wir jetzt nicht glücklich?“ — Gott sey gelobt! sagte meine Frau, und wir gingen mit ruhiger Freude hinunter.

Meine Frau bat mich, Augustens und Salzmanns Trauung nicht lange aufzuschieben. Ich fange wirklich an, sagte sie ganz ernsthaft, mich vor Unfällen zu fürchten.

Mir ist, als ich aus meiner Eltern Haus in unser jetziges gehen sollte, nichts von dem Allen begegnet, was unsre Töchter erleben. Wären die jungen Leute nur erst Mann und Frau! Sag du, was du willst, es fehlte nicht viel, so wurden Elisabeth und Auguste unglücklich. Daß alles noch so gut abläuft, dafür können wir Gott nicht genug danken; denn wir haben keinen Theil daran.

„Ja, Frau, den haben wir an dem, was Gutes dabei ist; doch wollen wir auch dafür Gott danken. Daß Elisabeth eine reiche Frau geworden ist, meine ich nicht; und daß Auguste Salzmannen heirathet, eben so wenig. Beides ist Glück. Aber daß Elisabeth mitten in ihrer Armuth, und Auguste mitten in dem Leiden einer hoffnungslosen Liebe tugendhaft blieb: sieh, das ist das Gute dabei, und daran haben wir Theil. Jetzt, da die trüben Tage überstanden sind, danke ich Gott, daß er sie uns hat erleben lassen; denn unsre Kinder sind dadurch besser geworden. Erinnere dich, was Seneca sagt: wer das Unglück nicht kennen gelernt hat, kennt die Welt

nur von Einer Seite, und hat das Schauspiel des Lebens nur halb gesehen."

Wohl wahr! Aber — was fehlte uns denn, wenn wir nun in unser Grab gingen, ohne die andere Hälfte gesehen zu haben?

„Viel, liebe Frau, sehr viel! Der lebendige Glaube, daß ein gutes Gewissen ein großer Schatz ist; das Bewußtseyn, wie stark das Herz seyn kann; die innige Liebe zu einander, die hohe Freude an unserm Glücke. Wir sind durch kleine Leiden besser geworden; und dafür laß uns Gott danken!"

Das thue ich, sagte meine Frau gerührt. Aber Gott kann doch gewiß nicht darüber zürnen, wenn eine Mutter sich freuet, daß ihre Kinder glücklich sind.

„Gewiß nicht, liebe Frau. Freude über fremdes Glück macht uns ja ihm ähnlich."

Ich habe die Welt kennen lernen, und jetzt zittre ich vor ihr. Wir lebten hier ganz in der Einsamkeit, und doch blieben wir nicht in Ruhe. Aber Elisabeth — die wird nun bald in die Stadt ziehen; und — wie würde es vollends mit ihren Kindern werden! Ich

dächte, wir nähmen ihr Lottchen, noch ehe es heranwächst, ganz zu uns. Da wir nun wissen, was für Unheil die Liebe anrichten kann, so werden wir ja die Enkelinn wohl besser hüten, als die Töchter. Ich habe schon mit unsrer Elisabeth davon gesprochen; sie will uns das Kind sogleich hier lassen, damit wir doch nicht ganz einsam sind.

Ich gab ihr lächelnd meine Einwilligung, ob ich gleich voraussah, daß wir im Alter das Herz eines jungen Mädchens nicht besser hüten würden, als in früheren Jahren.

Augustens Hochzeit war, weil meine Frau es wünschte, schon nach vierzehn Tagen. Oheim Ludwig und Elisabeth sorgten für ihre Ausstattung, und gaben so reichlich, daß in unserm größten Zimmer alle Tische und Stühle voll lagen. Als meine Frau das Alles ziemlich gleichgültig ansah, fragte ich: „war wohl Elisabeths kleine Ausstattung, die Augusten ihre Perlen und dir so süße Thränen kostete — war die wohl nicht schätzbarer, als diese ganze Herrlichkeit? Elisabeth nahm, was wir ihr gaben, mit zitternder Freude; und

Auguste? die hat das Alles fast gleichgültig angesehen. Sieh, es ist augenscheinlich, daß Sorgen das Leben verschönern."

Meine Frau lächelte; sie blieb aber dabei, es wäre jetzt besser, als ehemals. Die Thränen, sagte sie, waren bitterer, als du glaubst; erst jetzt sind sie süß geworden. Oheim Ludwig behauptete, meine Frau hätte Recht, wenigstens mehr als zur Hälfte, ob es gleich wahr sey, daß eine träge glückliche Ruhe für den Menschen eben so wenig tauge, als das Unglück. — Wir stritten, ohne etwas auszumachen, und gestanden endlich, wir könnten einander nicht überzeugen. — Dieser Streit beweist, glaube ich, sagte Elisabeth, daß der Mensch mit seiner Sehnsucht und seinen Wünschen für eine größere Welt als diese gehört. Giebt es denn, außer der Liebe, ein Glück, das uns nicht durch eine stille Sehnsucht nach etwas Besserem gleichgültig würde? O, der Körper des Menschen dürfte nur unsterblich seyn: das Grab würde bald der heißeste Wunsch auch des Glücklichsten werden.

Sobald uns nach der Hochzeit alles verlassen hatte, (auch Oheim Ludwig, der Pahlen und dessen Frau in die Stadt begleitete), suchte meine Frau alle Bücher zusammen, in denen sie nur ein Wort von Liebe vermuthete, und packte sie weg, so tief sie konnte. Ich hoffe, sagte sie, nun wollen wir erst recht ruhig leben. Hannchen ist die verständigste von unsern Töchtern, und wenn wir zu Elisabeth reisen, so werden ja wohl keine junge Herren bei ihr seyn, in die sich ein Mädchen so geschwind verlieben kann.

„Wir wollen in Ruhe abwarten," sagte ich, „was mit Hannchen werden wird; ob du gleich den Zeitpunkt, da ein Mädchen soll an Liebe denken dürfen, wohl ein wenig zu weit hinaus setzest, liebe Frau. Nun, es soll mich freuen, wenn es dir nach Wunsche glückt."

Nachrichten.

Alles Vergangene war mir nach einigen Wochen wie ein angenehmer Traum, und es herrschte in meinem Hause eine ungestörte Ruhe; denn Hannchen verdiente noch immer den Beinamen: die Weise, den wir ihr schon als einem acht- oder zehnjährigen Kinde gaben. Meine Frau meinte auch, Hannchen würde sich im Punkte der Liebe ganz anders benehmen, als ihre beiden ältern Schwestern; ich aber dachte: wer weiß, was noch geschehen kann, wenn der Zufall sie in Versuchung führt. Schon mehr als Einmal hatte ich bemerkt, daß Hannchen, wenn meine Frau auf dem Felde war, die geistlichen Arien bei Seite legte, und dafür die zärtlichen Lieder, welche Pahlen ihr geschenkt hatte, mit vielem Ausdruck sang; doch schwieg ich davon, weil ich befürchtete, daß meine Frau sonst auch einen Theil der Musikalien verstecken möchte.

Genug, durch Hannchen wurde unsre

Ruhe nicht gestört, und wir waren glücklich. Von unsern Kindern bekamen wir immer nur frohe Nachrichten, die denn natürlicher Weise unser Glück noch vermehrten. Auguste besuchte uns ziemlich oft. Sie war jetzt wieder eben so heiter, als in ihrem vierzehnten Jahre. Fast jedes Mal, wenn sie bei uns war, hielt sie der Liebe lange Lobreden, neckte Hannchen mit ihrer Weisheit, und kündigte der Mutter an, daß Hannchen ihr einmal das Leben erst recht sauer machen würde. Meine Frau schalt hinter ihr her, so oft sie wieder wegfuhr; doch nach drei Tagen stand sie schon wieder halbe Stunden am Fenster meines Stübchens, sah auf den Weg, den Auguste kommen mußte, und fragte: ob denn die Amtmannin uns ganz und gar vergißt? (So nannte meine Frau Augusten schon jetzt, weil Salzmann auf Johannis eine größere Pachtung antreten sollte, die ihm Oheim Ludwig und Pahlen verschafft hatten.) Den vierten Tag schickte sie einen Boten ab; denn Auguste war, wie sie nicht leugnen konnte, die Freude ihres und meines Lebens.

Endlich wurde auch sie weiter von uns getrennt, und konnte uns nur selten noch besuchen. Sie schrieb uns indeß ziemlich oft, und wir erbrachen ihre Briefe immer mit funkelnden Augen, da jede Zeile darin die lachendste Heiterkeit verrieth. Aber der Leser denke sich unsre Freude, als wir nun gar in kurzer Zeit nach einander zwei Briefe von unserm Karl erhielten! So wie ich die Schriftzüge seiner Hand erblickte, sprang ich auf, und rief: „von Karln!" Meine Frau stand zitternd da, riß mir den Brief, sobald ich ihn nur mit bebenden Lippen schnell durchlaufen hatte, aus der Hand, mochte ihn jetzt, da sie schon wußte, daß es dem geliebten Sohne wohl ging, nicht lesen, sondern betrachtete nur die Handschrift, und benetzte sie mit heißen Thränen. Mir war, als sollte die Freude mein Herz zersprengen. — Endlich lasen wir den Brief recht langsam und bedächtig. So wie darin vorkam, daß unsers Sohnes Leben in großer Gefahr geschwebt hatte, faltete meine Frau die bebenden Hände, als wollte sie um Rettung für ihn beten.

Sie

Sie trug den Brief, sorgfältig verwahrt, mit sich umher, las ihn täglich mehr als Einmal, dankte Gott für des geliebten Sohnes Glück, und erträumte sich dann wieder die seltsamsten, gar nicht möglichen Gefahren. Jetzt hätte ich auch nicht Ein rauhes Wort mehr zu ihr sagen können; ich liebte sie noch inniger, und behandelte ihr weiches Herz noch sanfter, als je.

Auch Oheim Ludwig schrieb an uns, und legte einen Brief von dem guten Elsworth bei, der das ausführlich erzählte, was Karl uns nur mit wenigen Worten gesagt hatte. Von dem ersten Augenblicke an, da Karl das Schiff betrat, war er unermüdet, alles zu lernen, was zum Seedienste gehört. Mit einer Kühnheit und Stärke, die kein Matrose größer haben konnte, verrichtete er die schwersten und gewagtesten Arbeiten, wobei ihm seine feste Gesundheit zu Statten kam, so wie ihn Wißbegierde wieder zu anhaltendem Fleiße trieb, wenn Windstillen oder glückliche Winde fast alle Arbeit auf dem Schiffe unnöthig machten. Die Fahrt bis zum Vorge-

birge der guten Hoffnung dauerte sechs Monate, und gab unserm Sohne, da das Geschwader heftige Stürme und andre Zufälle erlitt, einen Schatz von Erfahrungen, die sich mancher Andre nur auf wiederholten Seereisen sammeln kann. Elsworth sagte in seinem Briefe, daß Karl ihm, besonders als ein großer Theil seiner Mannschaft krank gelegen hätte, höchst nützlich gewesen wäre. Auf der zweiten Hälfte der Reise nahmen die Unglücksfälle noch zu. Der Commodore, der das Geschwader kommandirte, gerieth in nicht geringe Verlegenheit, da die meisten Officiere seines Schiffes krank waren. Elsworth empfahl ihm den jungen Deutschen, und Karl kam nun auf das Schiff des Commodore. Auch hier arbeitete er sehr eifrig und ohne zu ermüden. In dem Indischen Meere zerstreuete ein Orkan die Flotte. Karl arbeitete jetzt wie der gemeinste Matrose, ob er gleich den Dienst eines See-Cadetten versah. Es war, als ob die ganze Natur sich zum Untergange des Schiffes verschworen hätte. Um Mitternacht weckte jeden am Bord das fürchterliche

Wort: Feuer! Es brannte im zweiten Raum. Alles war beschäftigt, zu löschen, und selbst die Kranken eilten herbei; doch man vermochte nicht, den Flammen Einhalt zu thun.

Auch die Muthigsten schreckte endlich das Geschrei: es ist schon nahe bei der Pulverkammer! Man gab die Nothsignale, und es näherte sich eins von den andern Schiffen. So wie die Flamme immer weiter um sich griff, setzten die Matrosen die Schaluppen aus, und alle Ordnung, alle Subordination hatte ein Ende. Der Commodore befahl; doch jeder eilte, nur bald in die Schaluppe zu kommen. Einer von den Officieren schlug ein Mittel zur Rettung vor; es mangelte aber schon an den nöthigen Händen. Befehlen Sie, sagte Karl zu dem Commodore; hier sind noch Leute, die Muth haben, mit Ihnen zu sterben. Als das Gedränge aufgehört hatte, fing man an, mit mehr Ordnung zu arbeiten; doch die Flamme griff noch immer um sich, und der Commodore selbst gab die Hoffnung auf, das Schiff zu retten. Jetzt stürzten sich noch Einige in die Boote, die un-

terdessen zurückgekommen waren. Ich verlasse mein Schiff nicht! rief der Commodore. Wer bleibt bei mir? — Karl antwortete früher als jeder Andre: ich! Was noch am Bord war, fing mit der Kraft der Verzweiflung wieder an zu arbeiten. Jetzt wendete sich auf einmal der Wind, und die See ging hoch. „Legt das Schiff an den Wind!" rief Karl; „die hohen Wellen helfen löschen!" Die Gefahr vermindert sich in Kurzem, und das Schiff wird endlich gerettet. Nun giebt der Commodore Signale, daß die sämmtlichen Schiffe sich nähern sollen. Auch das, welches die Flüchtlinge aufgenommen hat, kommt, und diese kehren beschämt an Bord zurück. Der Commodore ist so edelmüthig, nicht Acht zu geben, wer sie sind; unsern Karl aber umarmt er öffentlich, und sagt: junger Mensch, du bist mit einer großen Seele geboren! — Das Geschwader segelt weiter. Karl bleibt fleißig, und gewinnt durch Bescheidenheit allgemeine Liebe. Endlich geht man bei Madras vor Anker. Den Tag nach der Ausschiffung erhält Karl von dem Gene-

ral-Gouverneur seinen Abschied, und wird nun förmlich als Midshipmann am Bord des Schiffes, auf welchem er sich befunden hat, angestellt. Sey ferner brav, mein Sohn! sagt der Commodore zu ihm; und Karl ist von dieser Zeit an sein Liebling, doch ohne eben ausgezeichnet zu werden. Er bekommt mancherlei Aufträge, und hat Gelegenheit, sich bei der Küstenschifffahrt zu üben, ja auch etwas Beträchtliches zu gewinnen. Elsworth will ihn in den Dienst der Kompagnie bringen; Karl schlägt das aber aus, um bei dem Commodore zu bleiben. „Mein Sohn, du willst mich nicht verlassen?" sagt dieser; „nun, so ist es billig, daß auch ich dich nicht verlasse!" Mit diesen Worten legt er ihm die Hand auf die Schulter: „ein Zeichen," schrieb Elsworth, „daß sein Glück so gut wie gemacht ist."

„Und wenn auch nicht," sagte ich; „es war gut von Karln: so mußte er handeln."

Ich wollte, wir hätten ihn wieder! seufzte meine Frau: denn wäre nicht auch hier sein Glück so gut wie gemacht? Ach, wer weiß, mit wie vielen Stürmen und Unfällen

er es dort erst erkaufen muß! ... Sieh nur, lieber Vater, da hat er noch auf den Rand geschrieben: grüßen Sie meine Freunde! Wie schwer mag es dem armen Karl geworden seyn, nicht deutlicher zu schreiben! Er meint doch gewiß des Amtmanns Tochter, Julchen.

„Hm!" erwiederte ich; „es wäre mir eben nicht lieb, wenn er die meinte. Das Mädchen gefällt mir nicht. Ist sie je wieder bei uns gewesen? hat sie uns je ein Wort davon gesagt, wie sie mit unserm Sohne so bekannt geworden ist?" — Seit dem Morgen, da Karl unser Haus verließ, war Julchen wirklich nie wieder zu uns gekommen, ja wir hatten sie kaum wieder gesehen, ob sie gleich schon seit geraumer Zeit ganz bei ihrem Vater lebte. Oheim Ludwig entschuldigte sie immer, und ich vermuthete aus einigen Umständen, daß Karl ihm sogar Aufträge für sie gegeben hatte. Mein kleiner Unwille gegen sie rührte wohl besonders von dem Verdrusse darüber her, daß sie mich nicht zu ihrem Vertrauten machte.

Eine Hochzeit.

So lebten wir noch zwei Jahre, ohne daß unsre Ruhe durch irgend etwas gestört wurde. Nun hielt ein Prediger in unserer Nachbarschaft, ein Witwer, der einen Sohn von sieben Jahren hatte, bei uns um Hannchen an, nachdem er zweimal mit ihr in Gesellschaft gewesen war. Es machte meiner Frau nicht wenig Freude, daß Hannchen noch von gar nichts wußte, durch den Antrag völlig überrascht wurde, und sich einige Tage Bedenkzeit ausbat. Hier war doch endlich einmal eine Freierei in der gehörigen Form! Da gab es erst Besuche, dann das Jawort, und endlich eine feierliche Verlobung; jetzt konnte denn meine Frau so recht genießen, was sie bei der Verheirathung ihrer beiden älteren Töchter nur sehr ungern entbehrt hatte.

Ich habe nie eine so ehrbare, bedachtsame Braut gesehen, als Hannchen, und nie einen ernsthafteren und ruhigern Bräutigam,

als den ihrigen. Meine Frau, der es jetzt nicht an Gelde fehlte, die Ausstattung gehörig zu besorgen, war meistens in lauter Fröhlichkeit; Hannchen aber trieb alles so ordentlich, und überlegte mit so vieler Ruhe, daß mir dabei am Ende angst und bange wurde. Ich sagte ihr in einer guten Stunde, daß ihr Betragen mich besorgt machte. Sie erwiederte aber: ich bin glücklich, lieber Vater, die Mutter ist es, und auch Sie . . . Haben Sie nur Geduld! Sie freuen Sich gewiß noch über mein Glück.

Der Hochzeitstag kam endlich, und ich hatte wieder alle meine Kinder bei mir. Auguste gab sich vergebens Mühe, Hannchen aus ihrem Ernste zu bringen; und eben so wenig gelang es ihr bei dem Bräutigam, der ihren Spöttereien über seine Kälte nur ein ruhiges Lächeln entgegen setzte. Elisabeth wurde über diese Kälte des Brautpaares erst verlegen, und dann traurig. Sie sprach mit Hannchen lange ohne Zeugen; und nach dieser Unterredung war eine zärtliche Freude in ihren Augen, obgleich die Braut so ehrbar

blieb, wie sie vorher gewesen war. Das beruhigte mich denn ein wenig. Auguste führte Hannchen, die in der That ein schönes Mädchen war, vor den Bräutigam hin, und fragte ihn neckend: sie gefällt Ihnen wohl nicht? Er blieb aber so kalt, daß sie endlich ganz unwillig wurde. Selbst bei Tische blieb jeder ernst, und zuletzt gähnten wir Alle: so fein ordentlich ging es zu, worüber denn meine Frau im Herzen ihre große Freude hatte.

Am folgenden Morgen hielt die Mutter Augusten eine Strafpredigt, und Hannchen eine Lobrede. (Elisabeth blieb verschont, obgleich, was Auguste bekam, ihr mitgalt.) Als die jungen Eheleute uns verlassen hatten, und meine Frau gar nicht aufhörte, Hannchen wegen ihrer Sittsamkeit zu loben, zog Auguste endlich ein Paket Briefe hervor, und bat um Erlaubniß, daraus vorlesen zu dürfen. Alle diese Briefe, in denen sie aber die Namen unterdrückte, glüheten von einer heißen, schwärmerischen Liebe. Meine Frau erklärte sie geradezu für schlecht, und fing wieder an

unser Hannchen zu loben, an die ihr Bräutigam gewiß nicht solche Briefe hätte schreiben dürfen. Doch endlich wurde sie aufmerksam; sie erröthete, und machte ein finstres Gesicht. Ich lachte, und selbst Elisabeth, die vorher Augusten oft zugewinkt hatte, mußte lächeln; denn diese glühend schwärmerischen Briefe waren an Hannchen geschrieben, und von ihrem jetzigen Manne. Beide hatten einander schon lange gekannt und geliebt. Sie betrugen sich als Brautleute so kalt gegen einander, weil Hannchen wußte, daß ihre Mutter sich darüber freuen würde. Elisabeth hatte die Briefe von Hannchen bekommen, als sie ihr mit schwesterlicher Liebe Besorgnisse über die Kälte ihres Bräutigams äußerte. — Sehen Sie, Mutter, sagte Auguste am Ende: die Liebe kann tausend Gestalten, sogar die Gestalt der Gleichgültigkeit, annehmen; doch immer ist sie Liebe. Ich versteckte meine Romane in ein Bibelfutteral, und Hannchen ihr heißes Herz in einen Tugend- und Sittenspiegel.

Meine Frau lächelte, so schwer es ihr

auch werden mochte, und blickte dann mißtrauisch auf Lottchen, die mit ihrer Puppe spielte. Ich merkte, daß sie aufs neue den Entschluß faßte, Lottchen recht sorgfältig vor aller Bekanntschaft mit der Liebe zu hüten; und — Hannchens Stiefsohn war eben der Karl, an den Lottchen mein Briefpapier verschickte.

Die Versöhnung.

Eines Morgens pochte jemand bei uns an, und der Amtmann Schenk trat in das Zimmer. Mich überlief ein Schauder, als ich ihn sah; meine Frau machte ein finsteres Gesicht, und ging sogleich wieder an ihre Arbeit, ohne seine freundliche Anrede mit etwas Andrem als einer Verbeugung erwiedert zu haben. Er that mir einen Vorschlag, der die Verbesserung meines Pfarrackers betraf; ich konnte ihm aber nicht einmal danken, und sagte, ich müßte die Sache erst überlegen, obgleich der Vortheil für mich sehr einleuchtend war. Wirklich nahm ich mir schon vor, den Antrag auszuschlagen, um nur dem Manne, durch dessen Schuld unser Karl jetzt in Ostindien lebte, nicht verbunden zu seyn. Sie, sagte er sehr verlegen und schüchtern, haben es freilich jetzt nicht nöthig; Ihr Nachfolger würde Ihnen aber Dank dafür wissen.

„Nun wohl denn,“ sagte ich kalt; „für

meinen Nachfolger nehm' ich es an." Der Amtmann sah vor sich nieder, und blickte nur von Zeit zu Zeit auf meine Frau oder auf mich, — wie es schien, um zu beobachten, wer von uns Beiden die freundlichste Miene hätte. Er sprach abgebrochen von diesem und jenem, was uns angenehm seyn konnte; so z. B. fand er in Lottchen einen Engel, das wahre Bild ihrer schönen Mutter, und erkundigte sich nach dem hohen Befinden der gnädigen Frau Baronin von Pahlen. Meine Frau antwortete immer nur einsylbig; es schien, als ob sie heute gar keine Eitelkeit hätte. Wer an seinen Kindern, fing er wieder an, so viele Freude erlebt, als Sie, liebe Frau Predigerin, der kann sich glücklich schätzen!

Hier traf er unvorsichtig das Herz der Mutter. Meine Frau sagte, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, in einem harten Tone: o, meine Augen hören nicht auf um meinen Karl zu weinen; und an diesen Thränen sind Sie Schuld, Herr Amtmann!

Ich? erwiederte er in der sichtlichsten Be-

zung. Sie werden doch von mir nicht glauben, daß ich daran . . .

. . . Schuld bin? unterbrach ihn meine Frau. O ja, wir wissen es sehr wohl. Sie haben ihn als einen schlechten Menschen denuncirt. Wir würden ihn indeß wieder los bekommen haben, wenn nicht die Verwandten Ihrer Frau es hintertrieben hätten. Damals waren wir arm und hülflos; was lag also daran, ob ein geliebter, wohlgerathener Sohn im Meere unterging oder nicht! Aber Gottes Gerichte werden nicht ausbleiben, Herr Amtmann: das sage ich Ihnen vorher! —

Jetzt, da meine Frau so hart gegen ihn war, konnte ich unmöglich schweigen; denn einem Menschen, wie sehr man auch von ihm beleidigt seyn mag, Gottes Gerichte ankündigen, heißt ja, sie über ihn anrufen. Und darf das der arme, schwache Mensch? — „Liebe Frau, sagte ich sanft; „auf dem Throne dort oben sitzt ein andrer Richter als eine beleidigte Mutter: die ewige Liebe, die verzeihende Barmherzigkeit!“

Meine Frau sah mich finster an und schwieg. Der Amtmann wendete sich nun sogleich an mich. Und wenn wir auch gefehlt hätten, lieber Herr Prediger, so hoffe ich doch, es wird zum Guten ausschlagen. Der Herr Sohn ist ja, höre ich, auf dem besten Wege, sein Glück zu machen.

Hier hätte er es schon gemacht, sagte meine Frau; und dort muß er es erst mit Noth und Todesangst erkaufen! Seine Seufzer über Sie, Herr Amtmann —

„Seufzer! Liebe Frau, wer weiß denn, ob er seufzt. Vielleicht thut er nach jeder überstandenen Gefahr, bei jeder großen muthigen Handlung etwas Besseres."

Der Amtmann, der noch immer sehr demüthig dastand, sagte endlich: ich wollte, es wäre nicht geschehen! Vergeben Sie mir, was ich gethan habe.

Meine Frau beugte sich tiefer auf ihre Arbeit, und antwortete nicht. Ich war schon halb versöhnt; daß meine Frau es noch nicht war, kam davon her, daß sie den Amtmann nur hörte, nicht sah, wie ich.

Die Zeiten haben sich geändert, fuhr er demüthig fort: werden Sie mir es nicht vergeben?

O ja, sagte meine Frau, noch immer ohne aufzublicken: als eine gute Christin; aber Gott weiß, vergessen kann ich es nicht, daß mein bestes Kind Tag für Tag mit dem Tode kämpfen muß. Nein, ich werde es nicht vergessen, so lange ich lebe!

Der Amtmann griff nach seinem Hute. Ich wollte, sagte er, eine Bitte an Sie thun; doch jetzt . . . ist es wohl besser, daß ich wieder gehe.

Endlich blickte meine Frau ihn an. Seine Stellung war jetzt nicht mehr ganz so gebeugt, wie vorher; aber dennoch machte sie Eindruck auf ihr Herz. Eine Bitte? sagte sie: o, wenn wir Ihnen dienen können, recht gern, mit Freuden.

Ach! sagte er mit einem tiefen Seufzer: Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, mir, meiner Frau und meinem Kinde. Wir haben, wie Sie wissen, seit einigen Jahren schlechte Erndten gehabt; und ich bin noch

durch

durch andere Unglücksfälle, durch meine beiden Verwalter, auch wohl mit durch eigene Schuld, sehr heruntergekommen. Meine Frau hat gethan, was ihr möglich war. Ich könnte mir helfen, wenn der Herr Graf von Raugart nur Geduld hätte. Es hat ihm aber jemand in den Kopf gesetzt, ich wäre in großer Noth. Wie gesagt, ich könnte mir helfen, da meine Haushaltung jetzt sehr eingeschränkt ist; nun verlangt aber der Herr Graf einen Vorstand von fünftausend Thalern, wenn ich die Pachtung behalten will. Die weiß ich nicht anzuschaffen; und muß ich von den Gütern weg, gerade jetzt, da ich mich hoffentlich von meinem Schaden erholen würde: so bin ich ein unglücklicher Mann. Ich zwar bin nicht mehr jung, und wollte wohl sehen, wie ich meine Paar Tage noch hinbrächte; aber meine Tochter!... meine arme Tochter! (Seine Augen wurden naß, und seine Stimme bebend.) Ich bin Vater! ich bin Vater! Das sagte er mit wahrem Gefühle.

„Was sollen wir denn dabei thun? was können wir thun?" fragten wir, meine Frau

und ich, zu gleicher Zeit und mit wahrem Mitleiden.

Der junge Herr Graf von Raugart (der alte war todt) ist ein vertrauter Freund Ihres Schwiegersohnes, des Herrn Barons von Pahlen. Es würde dem nur ein Paar Worte kosten —

„Ich gebe Ihnen die Hand darauf, daß ich sogleich an meine Tochter schreiben will.“

O, wollen Sie das? sagte er freundlich. Nun, so ist das Andere, was ich gehört habe, nur ein bloßes Gerede: nehmlich, daß der Herr Amtmann Salzmann die Güter des Grafen Raugart pachten würde.

Wir, meine Frau und ich, sahen uns gegenseitig an. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte; denn Auguste hatte uns in dem letzten Briefe geschrieben: vielleicht bringt uns das gute Glück in Kurzem auf immer nahe zusammen. Wir hatten Beide nicht errathen, was sie damit meinte, und vergebens darüber gesonnen; doch jetzt war es uns auf einmal deutlich. „Hm!“ sagte ich offen; „an dem Gerede könnte doch wohl mehr seyn, als

Sie glauben, Herr Amtmann. Jetzt eben denke ich daran, daß es möglich ist."

Er wurde blaß. Möglich? Sie sagten mir ja . . . —

Ich erzählte ihm nun, was Auguste geschrieben hatte. Er hörte mir ängstlich zu, und seufzte. Endlich sagte er: es geht mir auf meine alten Tage unglücklich, Herr Prediger! sehr unglücklich! Er wendete sich ab, seine Thränen zu verbergen. Ich sehe wohl, fuhr er dann wehmüthig fort, daß ich nicht hoffen darf! Auf einmal ergriff er meine Hand, und sagte: ich bin verloren!

„Verloren? Lassen Sie den Muth nicht sinken. Es giebt ja der Pachtungen mehr."

Meine Umstände sind derangirt. Ich habe Schulden, drückende Schulden. Meine Gläubiger werden aufwachen; ich bin ganz ruinirt. Er blickte gen Himmel, und sagte schmerzlich: ach! ich schlug auf Ihren Sohn; Ihre Tochter schlägt auf mich. Meinten Sie das nicht vorhin mit dem Gerichte Gottes, Frau Predigerin?

Davor soll mich Gott behüten! antwor-

tete meine Frau, und faßte seine Hand. Als ich das im mütterlichen Schmerze herausstieß, hielt ich Sie noch für glücklich; jetzt würde ich die harten Worte gewiß nicht sagen. Aber — verdenken werden Sie es uns nicht, wenn wir unser Kind in der Nähe zu haben wünschen.

Ich dachte nicht, daß ich so von Ihnen weggehen würde! sagte er seufzend, und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Wie denn?" fragte ich; „wie gehen Sie denn von uns? Haben wir Sie durch irgend ein Wort gekränkt, Herr Amtmann?"

Nein, aber ich komme trostlos, als ein Bettler, zu Frau und Kind wieder nach Hause. — Er wollte gehen; doch wir Beide faßten nach seinen Händen, um ihn aufzuhalten.

Wäre Ihnen denn geholfen, wenn Sie hier blieben? fragte meine Frau.

O gewiß. Die Pachtung ist vortheilhaft. Meine Verschwendungen haben aufgehört. Ich wäre nicht mehr reich; aber ich könnte doch leben.

„Frau!“ rief ich, und sah ihr starr ins Gesicht. Sie fiel mir um den Hals, und drückte mich fest an sich. „Nicht wahr?“ fragte ich. — O gewiß! antwortete sie, mit Thränen in den Augen. Wir verstanden uns in diesen einzelnen Worten. „Freilich würden wir glücklich seyn,“ hob ich an, „wenn unsre Auguste so nahe bei uns wäre; aber …“ — Aber, fiel meine Frau ein; wir könnten doch keine frohe Stunde in dem Hause haben, aus dem wir einen Menschen vertrieben hätten.

„Und können wir nicht alle Jahre ein Paar Mal öfter zu ihr reisen?“

Und kann sie nicht öfter zu uns kommen?

Des Amtmanns Gesicht erheiterte sich. Nein, sagte meine Frau sehr mitleidig; unsre Tochter soll Sie nicht verdrängen, Herr Amtmann. Das wird, das kann sie nicht. Ich will noch heute an sie schreiben. — Der Amtmann ließ Hut und Stock fallen, faßte zitternd beide Hände meiner Frau, und rief: ist es wahr? o, ist es wahr? Ach, wenn es nur nicht zu spät ist! und wenn es Sie nur nicht gereuet!

„Gereuen?" erwiederte ich. „Gereuen sollte uns diese Stunde, die unsern Herzen so wohlthut? Und ist denn ein Freund in der Nähe nicht auch etwas werth? Und werden Sie in der Folge nicht unser Freund seyn?" Er drückte mir die Hand, und doch wiederholte er noch immer ängstlich: wenn es nur nicht zu spät ist!

In diesem Augenblicke trat Auguste, die uns einmal hatte überraschen wollen, mit ihrem Manne in die Thür. Beide blickten verlegen auf den Amtmann, und ich merkte nun sogleich, daß dessen Furcht nicht ungegründet war. Jetzt wurde er noch bestürzter, und wollte weggehen; ich sagte aber: „nein, Herr Amtmann, bleiben Sie! In der Noth prüft man seine Freunde." — Er antwortete betrübt: Sie können meine Freunde nicht seyn!

„Die Noth," fuhr ich fort, „prüft nicht allein Freunde, sondern auch Menschen. Das sind wir, und ich denke, Sie werden uns nicht mit diesem finstern Gesichte verlassen. Bleiben Sie, mir zu gefallen." Nun fragte

ich Salzmannen, ob er Hoffnung hätte, die Pachtung der Raugartischen Güter zu bekommen. Er bejahete meine Frage. Mit Bewilligung des Amtmanns sagte ich ihm und Augusten, was dieser wünschte, befürchtete, und so weiter. Das that ich, so kalt ich nur konnte, um den Amtmann sehen zu lassen, wie edelmüthig meine Kinder wären; ich wurde aber für meine Eitelkeit bestraft: Auguste sowohl als Salzmann bedauerten zwar den Amtmann, sagten aber nicht ein Wort davon, daß sie ihm die Pachtung lassen wollten.

O, daß man fast immer erst die Phantasie zu Hülfe rufen muß, wenn das Herz eines Menschen zu einer edlen Handlung erweicht werden soll! daß ein Opfer, welches er bringt, so selten ganz rein ist! daß der Unglückliche erst mit Oelzweigen an den Altären der Götter flehend bitten muß, ehe ein Mensch ihm hilft! — Das dachte ich, als ich sah, mit welcher Kälte meine beiden Kinder sich betrugen. „Ich wollte, Auguste," sagte ich empfindlich, „der Mensch brauchte

nicht erst an einem Altare die Arme auszustrecken, um Mitleiden zu finden!"

Niemand verstand mich, und meine Kinder sahen mich verwundert an. „Ich könnte," fuhr ich fort, „in dem Amtshause, wenn du darin wohntest, keine frohe Minute haben; denn immer würde ich den Mann hier vor mir sehen, der mit Frau und Kind vergebens die Hände zu Euch ausstreckte."

Man verstand mich wieder nicht. In der That, sagte Auguste, ich weiß nicht, wovon die Rede ist. — Von dem Herrn Amtmann, erwiederte meine Frau, sehr theilnehmend. Er ist verloren, wenn Ihr ihn hier vertreibt. Jetzt trat er selbst näher, und sprach nur die einzelnen Worte: „ich bin Vater . . . Frau . . . Kind!" mit zitternden Tönen des Schmerzes; und meinen Kindern stiegen Thränen in die Augen. Er schilderte, wieder nur abgebrochen, wie er mit seiner Tochter als Bettler würde umherirren müssen; und auf einmal riefen Auguste und Salzmann: Gott soll uns bewahren, Herr Amtmann! Sie müssen bleiben, wenn das Sie retten kann!

Er blickte gen Himmel, ließ Hut und Stock fallen, breitete die Arme aus, und trat mitten in das Zimmer. (O, schon das Gefühl für eine edle Handlung verschönert!) — Ja, rief er froh; das wird mich retten! O Gott! Gott! Ich muß meiner unglücklichen Frau und meinem guten Kinde diese frohe Nachricht bringen! Er ging an die Thür, wendete sich aber wieder um, und sagte: Sie würden mich ganz glücklich machen, wenn Sie mir in Gegenwart meiner Familie Ihr Versprechen bestätigten.

Wir gingen, ohne uns erst umzukleiden, mit ihm. Ich bleibe! rief er, als er in froher Eil, noch vor uns, in das Zimmer trat; ich bleibe! wir sind gerettet! — Die Amtmannin machte ein finstres Gesicht, und verbeugte sich kalt gegen uns. Der Amtmann kündigte in wenigen Worten an, daß Salzmann auf die Pachtung Verzicht thäte. Sie sind sehr gütig, sagte die Amtmannin. Es würde jetzt freilich schwer halten, eine andre gute Pachtung zu bekommen; und da mein Mann das Gut beträchtlich meliorirt hat, so —

Kind! rief der Amtmann; sag die Wahrheit. Wir wären Bettler, wenn wir von hier weg müßten. Nein, Herr Prediger! es gehe mir, wie es wolle: gegen Sie werde ich nie heucheln. Mein Aufwand ging über meine Kräfte. Ich bin herunter gekommen; aber Ihr Herr Schwiegersohn soll sehen, daß ich mich retten kann, wenn ich hier bleibe. — Er holte seine Bücher, und Salzmann mußte sie, so viel wir auch dagegen sagen mochten, in einem Nebenzimmer durchsehen. Die Amtmannin weinte, und konnte die Augen nicht aufschlagen. Julchen, ein sehr liebliches Mädchen, hatte die meiste Fassung; sie setzte uns Stühle, und fing ein Gespräch an, um ihre Mutter zu zerstreuen. Endlich, als die Amtmannin wieder ruhig war, wünschte Julchen von Augusten etwas Näheres zu erfahren; und diese erzählte, was sie wußte, schonte aber dabei der Amtmannin so viel als möglich. Liebe Mutter, sagte Julchen zärtlich: nun ist ja die schwere Last von Ihrem Herzen weggewälzt. Was Sie und der Vater nicht zu hoffen wagten, was ich aber hoffte,

oder vielmehr voraus wußte, das ist geschehen. Diesen Morgen sagten Sie: es müßten Engel seyn, wenn sie das thäten! Sehen Sie? mein Glaube an gute Menschen hat mich nicht betrogen.

Jetzt kam der Amtmann mit Salzmannen zurück, dessen Augen von sanfter Freude glänzten, und der nun das bestätigte, was der Amtmann versichert hatte. Dieser faßte die Hand seiner Tochter, führte sie zu mir, und sagte: sie liebt Ihren Sohn. Ich sollte Sie nicht daran erinnern; doch ich thue es, selbst auf die Gefahr, daß Sie Ihr Wort zurücknehmen könnten. Ich hoffe zu Gott, er wird wiederkommen; und dann — dann will ich mit Freuden diese Hand in die seinige legen.

Julchen erröthete, und verbarg ihre glühenden Wangen an der Brust meiner Frau. Diese sagte, ihren Grundsätzen zum Trotze: liebe Tochter, werden Sie nicht roth! Ich bin stolz auf meinen Karl, und auch Sie werden es, hoffe ich, einmal seyn. — Mutter, sagte Auguste; ich glaube, Ihre Söhne haben

ein Privilegium, das Ihre Töchter nicht hatten. Karls Liebe war doch so heimlich, wie sie nur immer seyn konnte. — Meine Frau wurde ein wenig verlegen; doch nahm sie die künftige Schwiegertochter wohl noch dreimal in ihre Arme. Auguste machte nun die Bemerkung, daß die Mütter vor der Hochzeit die Schwiegertöchter, und nach der Hochzeit die Schwiegersöhne mehr liebten. Sie hatte einen drolligen Einfall über den andern, und brachte bald uns Alle zum Lachen, selbst die Amtmannin, die nun endlich bei der allgemeinen Fröhlichkeit etwas herzlicher gegen uns wurde.

Wir blieben da, und eine frugale Mahlzeit (hier die erste dieser Art, zu welcher man Gäste hatte) zog unsre Herzen noch näher an einander. Jetzt bemerkten wir, daß der Amtmann und seine Frau gar nicht die schlechten Menschen wären, für die wir sie bisher gehalten hatten: er war nur eitel, und sie ein wenig stolz. Ich sagte das Julchen mit einer Art von Vergnügen. Sie lächelte, und erwiederte mir: gerade dasselbe

haben mir meine Eltern von Ihnen gesagt. „Von uns?" fragte ich betreten, und in der That ein wenig empfindlich. Sie wollte einlenken; ich drang aber in sie, mir frei heraus zu sagen, was ihre Eltern gegen uns gehabt hätten. Meine Mutter hielt Sie ehemals für neidisch, sagte Julchen; und mein Vater für eitel auf Ihr jetziges Glück. O, ich wußte es besser; aber der Schein war gegen Sie.

„Der Schein?" fragte ich noch erstaunter. Julchen erzählte auf meine Bitte einige kleine Umstände; und — sie hatte wirklich Recht. „Ich fürchte, liebes Kind," sagte ich, „daß es wohl gar mehr als Schein war." Ach, erwiederte sie; man darf die Menschen nur lieben, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ja sie edler, besser zu finden, als sie sind.

Eine große Lehre für die Menschen! Man ist ungerecht, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. — Den nächsten Sonntag predigte ich über den Spruch: „Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler!" über den ich bis

dahin nie eine Predigt hatte zusammen bringen können. Ich ging mein Leben durch, und fand zu meiner Beschämung, daß ich tausend Gelegenheiten, bei denen der Amtmann gekränkt werden konnte, nicht vermieden, und hundert andre wohl gar gesucht hatte.

Die schwere Wahl.

Der Graf Raugart wollte es sich zwar gefallen lassen, daß der Amtmann Schenk die Pachtung behielte; er verlangte aber Sicherheit, und deshalb den schon erwähnten Vorstand. Ich ließ es den Oheim Ludwig merken, daß mir ein Gefalle damit geschähe, wenn dem Amtmanne geholfen würde; der hatte aber kein Ohr für meine Aeußerungen; und als ich es ihm sehr nahe legte, fragte er auf einmal: würden Sie mir rathen, an einen ganz Fremden, der in des Amtmanns Lage wäre, eine so beträchtliche Summe zu wagen? — Ich antwortete offenherzig: „nein!" — Nun denn! erwiederte er lächelnd. Sie möchten das gute Werk, das Sie angefangen haben, nicht gern verloren gehen lassen; ich aber mag nicht gern große Summen auf ein ungewisses Vielleicht hinwerfen. Von Schenks Umständen weiß ich nicht genug, um überrechnen zu kön-

nen, welche Sicherheit ich haben würde. Es könnte Mißwachs, oder ein Hagelschlag kommen; und möchten Sie mir dann den Rath gegeben haben? — Darauf konnte ich freilich nichts antworten; es kam mir aber doch ein wenig eigennützig vor, daß er nicht einige tausend Thaler an eine Sache wenden wollte, die das wirklich war, wofür er sie ganz offen erklärte: meine Puppe. Er erkundigte sich jetzt näher nach den Umständen des Amtmanns, und zog sich zurück, da er sie schlimmer fand, als er und wir geglaubt hatten.

Der Amtmann bemühete sich bei mehreren Verwandten seiner Frau, die Summe, die er brauchte, zu bekommen; doch alle gaben ihm eine abschlägige Antwort. Salzmann und Pahlen erboten sich, ihm zu leihen, was sie entbehren könnten; das war aber nicht hinreichend. So verfloß ein Jahr. Eine gute Ernte und Ersparnisse in der Haushaltung hatten zwar des Amtmanns Umstände verbessert; dagegen wurde ihm aber jetzt ein Kapital gekündigt, und — noch immer fehlte die Summe, auf welche Alles an-

kam. Endlich versuchte er das letzte Mittel, bei dem er gar keine Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolges hatte. Er wendete sich auf Friedlebens Rath an einen alten Oheim seiner Frau, der mit der ganzen, reichen, stolzen Familie in Uneinigkeit lebte, und der von ihr nicht anders als „ein Menschenfeind, ein Grillenfänger, ein alter Geizhals“ genannt wurde. Die Amtmannin hoffte um so weniger von ihm, da sie ihn einmal sogar persönlich beleidigt hatte.

Gegen alles Erwarten schrieb der alte Mann: er würde selbst kommen, um zu sehen, was sich thun ließe. Wir waren gerade auf dem Amte, als er in einer alten, häßlichen Chaise, mit Bauerpferden bespannt, und mit einem Bauer auf dem Bocke, ankam. Sehen Sie, sagte die Amtmannin: er ist steinreich; und so fährt er immer! Der Amtmann seufzte. Ich merkte, daß er dachte: wäre ich so gefahren, dann brauchte ich ihn jetzt nicht.

Des alte Mannes Gesicht war so gutherzig, daß ich ihm ohne alles Bedenken mein

ganzes Schicksal hätte anvertrauen wollen. „Wie geht es?“ fragte er seine Nichte freundlich ernst. — Sie antwortete seufzend: wir sind durch Unglücksfälle heruntergekommen, lieber Onkel. — „Sind denn das Unglücksfälle?“ fragte er lächelnd, und zeigte auf die prächtigen Möbel. „Doch davon nachher!“ — Er kam dreist auf mich zu, gab mir die Hand, und sagte: „es freuet mich, einen Mann Ihrer Art hier zu sehen.“ — Auf sein Verlangen wurde Julchen gerufen. Sie kam in dem einfachsten Anzuge, und war, wie man ihr ansah, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt gewesen. Er legte seine Hand unter ihr Kinn, betrachtete sie lange mit innigem Vergnügen, und sagte endlich: „es freuet mich, Kind, daß ich von dir viel Gutes höre. Ich habe dich lieb.“

O, so werden Sie mir das nicht abschlagen, was mich allein glücklich machen kann, Hülfe für meine Eltern.

„Wenn sich helfen läßt, ja! Wissen denn die da (er zeigte auf mich und meine Frau) um alles?“ — Das wurde bejahet; und nun

hob er an: viertausend Thaler helfen Ihm nicht, Herr Neffe. Ich weiß mehr von Seinen Umständen, als Er denkt." — Er machte dem Amtmann nachdrückliche Vorwürfe über seine tolle Wirthschaft, sagte aber alles Harte sehr gutmüthig, so daß man es ihm nicht übel nehmen konnte, und schloß endlich damit: „sag' Er mir die reine Wahrheit; denn noch immer weiß ich nicht Alles. Helfen will ich wohl, Herr Neffe; aber ich muß auch sehen, ob ich wieder zu meinem Gelde kommen kann. Reinen Wein! Verschweigt Er mir etwas, so fahre ich auf der Stelle wieder nach Hause."

Lieber Oheim! sagte Julchen bittend.

„Ich bin nicht böse, liebe Nichte; aber all' mein Lebtage hab' ich gern auf Wasser gefahren, wo ich den Grund sehen konnte. Ist der Grund nicht gar zu tief, so verspreche ich dir, daß ich helfen will. Doch, Jungfer Nichte, auch du mußt etwas dabei thun. Willst du das?"

Fodern Sie von mir, was Sie wollen.

„Die Hand darauf! Etwas Böses werde

ich nicht verlangen. . . . Nun die Papiere her, Herr Neffe!"

Wir wollten gehen; der alte Mann bestand aber darauf, daß wir bleiben sollten. „Gute Menschen," sagte er, „sind mir an jedem Orte recht. Ich und mein Herr Neffe da, wir können Streit mit einander bekommen, und so giebt es vielleicht Gelegenheit, daß Sie ein gutes Wort darein reden können, wenn einer von uns etwa eigensinnig wäre."

Selbst der Amtmann bat uns, zu bleiben. Der Alte gab ihm die Hand, und sagte: „es ist mir lieb, daß Er keine Zeugen scheuet, Herr Neffe. Nun, Er soll sehen, daß ich billig bin, wenn Er aufrichtig ist."

„Das will ich gewiß seyn. Meine Tochter weiß um Alles.

„Nun, so bleib hier, Jungfer Nichte."

Die Papiere wurden vorgelegt, und der Amtmann setzte seine Umstände, zwar mit Aengstlichkeit, aber doch ganz aufrichtig, aus einander. Die Schulden waren größer, als wir geglaubt hatten. Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte: „hm! Herr

Neffe, nehm' Er mir's nicht übel, das ist arg! Wenn nun der liebe Gott Ihn von der Welt abgefodert hätte? Es sind ja Gelder darunter von ganz armen Leuten! Und wozu ist das Alles verschleudert? Die Menschen, die hier aßen und tranken, sollten sagen: der Amtmann Schenk führt einen guten Tisch, und ist recht hübsch eingerichtet. Was aber würden denn die Armen sagen, die Ihm ihr Bißchen Geld geliehen haben? Pfui, schäm' Er Sich! Was sagt denn Sein Gewissen, Herr? und was Gott?"

Der Amtmann erwiederte bleich und stammelnd: Julchen weiß, daß kein Armer etwas verlöre, auch wenn ich noch heute stürbe.

So war es wirklich. Das Geld lag eingesiegelt da, und Julchen hatte es in Verwahrung. „Verhielte es sich denn auch so," sagte der Alte mit gerunzelter Stirn und einem scharfen Blick auf Julchen — „es wäre Spiegelfechterei; denn wenn Noth an Mann ginge, so würde es doch gebraucht."

Ich bin in Noth gewesen, und habe es nicht angegriffen. Aber freilich . . . — Er zuckte die Achseln.

„Hole das Geld!"

Julchen gestand erröthend, daß sie es ohne Wissen ihres Vaters schon bezahlt hätte, und zeigte die Quitungen vor.

„Naseweis! Doch das hast du mit deinem Vater abzumachen."

Wann? fragte der Amtmann.

Vor einigen Tagen, antwortete Julchen, als Sie gar keine Hoffnung mehr hatten, Sich zu retten. Ich wußte, lieber Vater, daß ich Ihren eignen Wunsch erfüllte.

Wenn auch das nicht, mein Kind, so hast du doch recht daran gethan.

„Hm!" hob der Alte wieder an: „wenn dein Vater damit zufrieden ist, Julchen; ich kann es dir wohl verzeihen. . . . Aber, lasse Er uns weiter rechnen, Herr Neffe." — Es kam eine beträchtliche Summe heraus, die der Amtmann nöthig hatte. Der Alte ging unruhig im Zimmer auf und nieder, und sagte von Zeit zu Zeit: „das ist zu viel! das kann ich nicht, wahrhaftig nicht! Und etwas? Entweder Alles oder nichts. Alles aber — wie gesagt, das ist mir zu viel."

Ich glaubte, ein gutes Wort einlegen zu müssen; der Alte blieb aber vor mir stehen, und sagte: „Herr, Sie wissen ja nicht, wie arm oder wie reich ich bin. Kurz, es ist zu viel; und etwas hilft ihm nichts." Julchen fiel ihm sanft weinend um den Hals. „Topp!" sagte er auf einmal: „ich wollte damit erst so hintennach kommen; denn es sollte nicht von mir heißen: für etwas muß etwas seyn! . . . Es geht, Jungfer Nichte; wenn du willst!"

O, ich — ich will alles! selbst das Schrecklichste!

„Nun, nun! schrecklich ist das eben nicht, was ich verlange. Weißt du wohl noch, Kind, daß du einmal bei Hannover spazieren gegangen, und auf dem Rückwege von einem tüchtigen Platzregen überfallen worden bist? ferner, daß ein junger Mensch dir seinen Mantel umgehängt hat, damit die Jungfer, die vom Laufen erhitzt war, sich im Regen nicht erkälten sollte?"

O ja; es war ein sehr artiger junger Mann.

„Das ist er noch, Nichte Julchen, und mein Freund dazu, nicht bloß mein Vetter. Nun sieh, Kind, als der junge Mensch dir den Mantel umhängt, bemerkt er, daß du ein hübsches Figürchen bist, und was er in der Geschwindigkeit noch sonst an dir bemerkt. Da wird er, so zu sagen, erschrecklich in dich verliebt, und läuft der Kutsche nach, die sie euch aus der Pension entgegen schicken. Er erfährt, daß du eine Mamsell Schenk, und meine Nichte bist. Aber er hat nichts, und ist nichts, und ich habe ihm eingeprägt, daß man, so lange man eine Frau nicht zu ernähren weiß, zwar wohl lieben darf, aber schweigen muß. Das thut mein Freund; doch macht er mich bei Gelegenheit zu seinem Vertrauten. Nun kommt der Brief von deinem Vater, und zugleich die Bestallung zu einem artigen Aemtchen für meinen jungen Freund. Ich habe ihm zwanzigtausend Thaler versprochen. Zehntausend sind hier nöthig. Heirathe den jungen Menschen, und wir sind aus aller Noth. Er theilt mit deinem Vater; und ich lege zu, was etwa noch fehlt."

Wir Alle erschraken mehr oder weniger. Julchen ward bleich, und sagte: o, gütiger Oheim, meine Hand ist schon versagt. Der Sohn des ehrwürdigen Mannes dort . . .

„So? Ja, das ist ein Anderes. Freilich, nun geht es nicht. Jetzt wollte ich nur, daß ich geschwiegen hätte; denn es wird dich unruhig machen. . . . Wo ist denn dein Bräutigam? und was ist er denn?"

Er ist . . . — er ist . . . — fingen wir Alle zugleich an.

Noch nichts, sagte die Amtmannin. Er befindet sich in Ostindien; und so ganz ausgemacht ist es mit der Partie denn auch noch nicht.

„Nun, so laßt doch hören!" sagte der Alte, und setzte sich.

Ich erzählte, um es die Amtmannin nicht thun zu lassen, von der heimlichen Liebe der beiden jungen Leute. Der Alte schüttelte den Kopf; und als ich fertig war, sagte er trokken: „Ihr Sohn mag ein wackerer junger Mann seyn; aber meine Tochter gäbe ich ihm nicht. Nehmen Sie mir das nicht übel.

Junge Leute haben wohl Rechte, aber auch Pflichten! .... Julchen, du kannst deinen Vater retten!"

Ich habe, sagte der Amtmann, wirklich edel, bei dem jungen Herrn Bebenroth viel gut zu machen.

„Was denn? Laß' Er doch hören, Herr Neffe." Der Amtmann erzählte aufrichtig, was er gethan hatte. „Nach Hause hätte ich ihn geschickt," sagte der Alte nun; „aber nicht nach Ostindien. — Kinder," fuhr er mit freundlichem Eifer fort; „ich bin kein Kopfhänger, und gönne der lieben Jugend ihre Freuden. Deine Thränen und dein blasses Gesicht dauern mich, Julchen. Ich wünschte, es wäre anders. Mein junger Freund würde dich am Ende vergessen und auch wohl ein Mädchen finden, das eben so schlank wäre, wie du. Aber, Julchen, wenn du glaubst, daß die Liebe, so schön und groß sie dir auch scheinen mag, der Zweck des menschlichen Lebens ist, so irrst du dich. Der Lohn eines guten Lebens mag sie seyn."

O, ist denn nicht Liebe Alles, was die Natur von uns fodert?

„Recht! eine Liebe, die bis ins Grab aushält, die den Tod und das Glück verachtet: so zum Exempel die Liebe einer Tochter zu ihren Eltern. Doch mich geht das nichts an. Handle, wie du es verantworten kannst. ... Wenn nun einmal, anstatt deines Liebhabers, die Nachricht käme, daß er todt wäre! ... Aber thu, was du willst, Julchen. Laß deinen Vater zu Grunde gehen, und halte ein Versprechen, das, um recht mild davon zu urtheilen, das Kind eines unschuldigen Verlangens ist. Gewiß, nichts weiter! ... Laß den Sohn des Herrn Predigers dich so zärtlich, so unaussprechlich lieben, als es nur immer möglich ist, so hat doch dein Vater dich schon zwanzig Jahre lang geliebt; und jener kann in der längsten, zufriedensten Ehe dir nicht mehr Gutes erweisen, als dein Vater dir schon lange erwiesen hat. Jetzt habe ich dir gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, und wasche meine Hände in Unschuld."

Da saßen wir nun, und sahen einander schweigend an. Schenk warf zuweilen einen

bittenden Blick auf seine Tochter, und seine Frau gab uns durch ihre Mienen deutlich genug zu verstehen, daß es ihr lieb seyn würde, wenn wir gingen. Meine Frau weinte. Ich stand endlich auf, und nahm meinen Hut. O, sagte Julchen, auch Sie wollen uns verlassen? auch Sie? Reden Sie doch! Karl ist ja Ihr Sohn!

„Ja, er ist mein Sohn, und mein Stolz!" sagte ich. Meine Frau nahm schluchzend Julchen in ihre Arme; doch wagte sie es nicht zu sagen: seyn Sie ihm treu! Wir gingen endlich sehr betrübt nach Hause; denn erst heute hatten wir recht gesehen, welch ein edles Mädchen die Geliebte meines Sohnes war. Meine Frau schalt auf den Oheim. Ich tadelte das; sie fiel mir aber um den Hals, und sagte: o, laß mich nur! ich meine ihn ja nicht.

„Wen denn sonst?"

Ach, nur unser hartes Schicksal. Karl ist verloren! War nicht auch Elisabeth bereit, ihre Liebe aufzuopfern? . . . Wenn Julchen ihren Vater nicht retten wollte, so könnte ich

nicht mehr wünschen, daß sie meine Schwiegertochter würde; und rettet sie ihn, so wird sie es nicht. Das ist doch wohl ein hartes Schicksal, lieber Vater.

„Aber," fragte ich, „ist denn schon Alles verloren? Wird Pahlen, wird Salzmann, wird nicht selbst Oheim Ludwig für das Glück seines Lieblings etwas thun?"

Oheim Ludwig kam bald selbst, und beinahe meine ersten Worte zu ihm waren: „sagen Sie, ist Karls Glück nicht mehr werth, als einige tausend Thaler?"

Ei ja wohl!

Ich erzählte ihm Julchens Lage. Er überlegte, wie man sie für Karln erhalten könnte, und ich machte mir schon die beste Hoffnung. Doch auf einmal fing er an: aber wie denn, wenn Karl sie vergessen hätte?

„Vergessen?"

Ja; die jungen Leute haben einander in mehreren Jahren nicht gesehen. Wer weiß, wie lange Karl noch wegbleibt, und in welche Verbindungen er geräth! — Kurz, Oheim Ludwig fand Eine Bedenklichkeit über die andre.

Sie mögen ihn lieb haben, sagte meine Frau zuletzt ein wenig empfindlich; aber Ihr Sohn ist er nicht! Es sind zehntausend Thaler. Wenn es auch zehn Millionen wären, und wir hätten sie nur! — Er lächelte und schwieg.

Am folgenden Morgen sprach er mit mir allein, und seine Vorstellungen über die unsichre Zukunft und die Unbeständigkeit junger Herzen machten mich so unruhig, daß er mich beinahe überredete, die Hand aus dem Spiele zu lassen. Ich stellte meiner Frau seine Gründe vor; doch auf sie that nicht Einer Wirkung. Sie schalt den Oheim Ludwig karg, und es kostete mir nicht wenig Mühe, den förmlichen Ausbruch ihres Unwillens zu verhüten.

Julchen kam selbst, und ihr blasses Gesicht, ihre Augen voll Thränen kündigten uns schon an, daß sie keinen Trost zu bringen hatte. Sie erzählte uns: der Oheim, so gut und menschlich er auch sey, wolle dennoch nicht von seiner Bedingung abgehen. Er habe ihr erklärt, daß er sich nicht anders auf

die Rettung ihres Vaters einlassen könne, als wenn sie seinen Vetter heirathe.

Ich sagte wenig; meine Frau aber schalt auf die geitzigen Leute, wovon sich denn Oheim Ludwig, der ruhig zuhörte, seinen Theil nehmen konnte. Endlich sprach dieser noch einmal so treffend über die Unsicherheit der Zukunft, daß ich fast ganz auf seine Seite trat. Jetzt zog Julchen Karls letzten Brief an sie aus der Tasche, und las ihn, oft von Thränen unterbrochen, vor. Er versprach ihr darin ewige Treue, und beschwor sie, ihm das einzige Glück seines Lebens, ihre Liebe, zu erhalten.

O, sagte meine Frau mit einem Blicke auf den Oheim Ludwig: wen das nicht rührt, der muß ein Herz von Stein haben!

Ich war sehr gerührt, und obgleich Oheim Ludwig mich an Salzmanns erloschene Liebe zu Elisabeth erinnerte, so umfaßte ich Julchen dennoch, und schwor ihr mit dem Feuer eines Jünglings, daß sie Karln behalten sollte. Sobald Oheim Ludwig wieder abgereist war, schrieb ich an meine beiden Schwieger-

söhne, und bat sie dringend, für die unglück=
liche Geliebte ihres Schwagers zu thun, was
ihnen nur möglich wäre. Ich glaubte so fest,
es könnte gar nicht fehlschlagen, daß ich es
Julchens Eltern sogleich ankündigen wollte.
Doch hier fand ich die Stimmung ganz ver=
ändert. Der Amtmann schwankte, und seine
Frau sagte mir trocken heraus: Julchen wür=
de ihren Oheim beerben, wenn sie den Mann
heirathete, dem er sie geben wollte. Und Sie,
Herr Prediger, setzte sie gezwungen freund=
lich hinzu, Sie werden doch dem Glück un=
srer Tochter nicht im Wege stehen?

Der Amtmann war dankbarer. Erbschaft
hin, Erbschaft her! sagte er; wenn ich nur
bald Geld hätte! Julchen sollte dann nicht
hungern; und ob sie einmal zehntausend Tha=
ler mehr hätte oder nicht: daran sollte mir
nichts liegen. Ich habe nun gelernt, daß
gute Wirthschaft und Sparsamkeit das sicher=
ste Vermögen ist. — Julchen fragte sehr trau=
rig, wann Antwort von Salzmann und Pah=
len kommen könnte. — Wir gingen unzufrie=
den aus einander.

Endlich

Endlich erhielt ich einen der sehnlich gehofften Briefe. Elisabeth schickte alles, was sie an Kostbarkeiten hatte. Ach, jetzt sah ich es nicht gern, daß sie in ihrem Aufwande noch immer so bescheiden war. — Ihr Brief gab keinen Trost. Pahlen hatte einen beträchtlichen Verlust erlitten, und es war ihm nicht möglich, zu helfen. Man sah, welche Mühe es ihr gekostet hatte, seine Weigerung, so gut es anging, zu entschuldigen. Nun war meine Hoffnung vernichtet; denn was konnte Salzmann thun? — Er erbot sich freilich zu mehr, als ich erwartete; aber das reichte doch bei weitem nicht hin. Ich brachte Julchen die traurige Nachricht, daß Karl jetzt auf weiter nichts mehr zu rechnen hätte, als auf ihr eigenes Herz und ihre Standhaftigkeit.

Und was rathen Sie mir? fragte Julchen in dem Tone der Trostlosigkeit. Ich antwortete ihr nur mit einem Seufzer, und ging bald wieder nach Hause, weil ihre Thränen und die unwilligen Blicke ihrer Mutter mich drückten.

Nach einigen Tagen kam der Amtmann zu mir, und bat mich, mit ihm zu gehen, weil Julchen mich und meine Frau zu sprechen wünschte. O, lieber Herr Prediger, sagte er unterweges; ich hoffe, Sie werden bedenken, daß Sie selber Vater sind. Sie vergessen gewiß nicht, daß Sie mit meinem Kinde reden! Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte, und ging in großer Erwartung neben ihm weiter. Julchen kam mir und meiner Frau entgegen, und sagte heftig: Sie, die Eltern des Mannes, den ich liebe, Sie sollen entscheiden. Nicht ich; Sie! Muß ich mein Herz von ihm losreißen? Muß ich? Mein Vater verlangt es nicht von mir; aber sein bittendes Gesicht, seine nassen Augen! Ach, ich bin unglücklich, was ich auch thun mag! Ja, Sie müssen entscheiden!

Ich wußte nicht zu antworten, und trat fast unwillkührlich an das Fenster. Als ich in die offne Gegend hinausblickte, war es mir, als stände mein Sohn in der weiten Ferne, und streckte die Arme flehend nach mir aus. Ich hob den Blick zu dem Himmel, und

so eben brach die Sonne durch ein Gewölk, das der scharfe Wind zerriß. „Und wird denn," sagte ich, „nicht auch durch das Dunkel des Unglücks der Lichtstrahl eines besseren Glückes brechen? Mein Sohn, dein Vater kann ein Kind nicht von seinen heiligsten Pflichten lossprechen, um dich einmal in dem zweideutigen Traume dieses Lebens lächeln zu sehen. Sey unglücklich, weil es seyn muß! Du erfährst ja erst ein Jahr später, daß du es wurdest."

Ich wendete mich wieder um, und heftete meine Augen auf Julchens todtenbleiches Gesicht. Mein Herz war jetzt stark; doch meine Stimme brach, als ich die Worte sagte: „meine Tochter Elisabeth liebte einen sehr edlen jungen Mann. Ich bat sie, einem andren, den sie nicht liebte, ihre Hand zu geben, weil es ihren Eltern nützlich war. Sie willigte ein; und noch jetzt gesteht sie, daß die schreckliche Minute, in der sie das ganze Glück ihres Lebens aufzuopfern glaubte, die seligste ihres Lebens gewesen ist." Ich schwieg. Da Julchen mich noch immer starr ansah,

so sagte ich leise: „ich habe entschieden, Geliebte meines Sohnes!“ Jetzt stürzte sie vor ihrem Vater nieder, und rief: Sie sind gerettet! Es entstand eine tiefe Stille, die auch nicht von einem Athemzuge unterbrochen wurde; wir Alle feierten den Triumph der kindlichen Liebe, und unsre Herzen schlugen frei und ruhig. Nur der Vater wagte es nicht, einen Blick auf seine weinende Tochter zu werfen; er hob die Augen gen Himmel, und schien mit sich selbst zu kämpfen. Endlich, als sie seine Hand ergriff, sagte er mit stokkender Stimme: du bist nicht unglücklich; ich allein bin es. Er hob sie auf, ließ sie stehen, ohne sie zu umarmen, trat vor den Oheim hin, und sagte: jetzt erst fühle ich, wie unrecht ich gehandelt habe! Aber diese Stunde — auch das fühle ich — hat mich zu einem guten Menschen gemacht. Julchen! komm her, mein Kind. (Er drückte sie an sein Herz.) Was auch daraus entstehen mag, du sollst glücklich werden. Nein, ich will dein Opfer nicht. Mag ich auch arm seyn — ich habe dich ja, und wir werden nicht umkommen!

Die Tochter hing in des Vaters Armen, und die Empfindungen wurden mit jedem Pulsschlage süßer, reiner, edler. Jetzt brachten Beide, die Tochter und der Vater, kein Opfer mehr; sie waren glücklich! Der Vater ergab sich endlich, und die Tochter behielt den Sieg.

Ich trat, während die beiden Herzen noch in diesem edlen Streite waren, zu dem Oheim, und sagte mit bebender Stimme: o, mein Herr, rührt Sie das nicht? — Guter Mann, erwiederte er, nicht weniger gerührt: mein Herz zerfließt in Mitleid und Freude, in Thränen und Jauchzen. Aber sind sie denn nicht glücklich, und sind wir Alle es nicht mit ihnen? Wäre Ihr Sohn hier, er müßte kein edler Mensch seyn, wenn er sich nicht glücklich fühlte. Könnte ich anders — glauben Sie denn, daß ich mich noch besinnen würde? — Darauf konnte ich denn freilich nichts antworten.

Julchen brachte mir jetzt die Briefe meines Sohnes, und ich nahm sie an wie den letzten Händedruck eines Sterbenden. Nun!

sagte sie zitternd zu dem alten Oheim: so bin ich denn die Braut Ihres Freundes! sagen Sie ihm das! Er nickte, anstatt zu antworten, nur mit dem Kopfe, drückte Julchen die Hand, und verließ das Zimmer, — wie es schien, um seine Wehmuth zu verbergen. Ich sah ihn im Garten auf und nieder gehen, und hoffte noch immer, daß er sich bei diesem einsamen Spazieren anders besinnen würde. Er kam aber lächelnd zurück, und sprach nun mit den Eltern (Julchen war nicht mehr im Zimmer) von der Heirath und dem Hochzeitstage so bestimmt, daß ich alle Hoffnung aufgeben mußte. Ich ging mit Stolz im Herzen zu Hause. „Wenn es ein Unglück ist," sagte ich zu meiner Frau, „so müssen uns Engel darum beneiden. Und wäre Karl zugegen gewesen, er würde jetzt dasselbe sagen." — Sie antwortete mit einem Seufzer.

Juliens Hochzeit.

Ich schreibe diesen Abschnitt unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken, dem Vivatrufen von tausend und wieder tausend Menschen auf den Straßen. Es ist der Sylvestertag des Jahrhunderts. Pahlen lud uns ein, daß wir an dem allgemeinen Feste Theil nehmen sollten; und wir reisten zu ihm hin. Alle meine Kinder und Enkel sind bei ihm zusammen gekommen — gute, glückliche Menschen. Um elf Uhr gingen sie weg, die Illuminationen zu sehen, und dann einer Feierlichkeit in einem öffentlichen Hause beizuwohnen; ich blieb wegen einer kleinen Unpäßlichkeit zu Hause. Das Zimmer, worin ich mich befand, war illuminirt, und eben so die Häuser gegenüber. Ich blickte durch das Fenster auf die vorüberströmende Menge, und wurde sehr gerührt. Sie Alle sah ich in ihr Grab versinken, und dachte: diesen Tag erlebt keiner von Allen

noch einmal. Wenn er wieder kommt, tönen diese frohen Stimmen nicht mehr, und alle die Herzen, aus denen sie kommen, sind in Staub zerfallen. Auch das meinige! . . . Nie in meinem Leben habe ich so ängstlich, so trauernd an meinen Tod gedacht, als in dieser Stunde. Bei jedem jährlich wiederkehrenden Feste, einem Geburts-, Namens-, Hochzeits- oder Neujahrstage, kann der Mensch doch meistens sagen: über ein Jahr wollen wir, will's Gott, den oder jenen dazu einladen; doch an dem Säcular-Tage — was kann er da sagen, der arme Eintags-Mensch? Ueber ein Jahrhundert ist diese ganze Generation dahin, und andere Augen sehen die Feier. Erlebt sie ja einer zweimal, so sah er die erste nur in dem Nebel der Kindheit, und die andre sieht er im kindischen Wahnsinne des Alters. Dem Menschen, der die Ewigkeit sein nennt, ist, so lange er nicht mehr als Mensch ist, schon ein Jahrhundert zu viel! — Jedes Gelächter, jedes frohe Geschrei auf der Straße ging mir durch die Seele. O, dachte ich, wenn dieser Tag

euch nicht an eure Vergänglichkeit erinnert — was kann es denn sonst thun? Das Lachen, das Jauchzen wurde mir fürchterlich; das helle Zimmer, worin ich auf und nieder ging, und die Erleuchtung gegen über erregten mir Grauen. Ich kam mir vor wie ein Schatten, der in diesem Lichtmeere schwömme. Auf einmal rief ich laut: ich werfe keinen Schatten mehr! und mich überlief ein eiskalter Schauder nach dem andern.

Ich pochte einer alten tauben Magd (der einzigen, die mit mir im Hause war), und foderte ein Licht, um in ein abgelegenes Zimmer zu gehen. Sie verstand mich nicht. Wer diesen Tag noch einmal erlebt, sagte sie endlich, der kann von Glück sagen. Sie brachte mir, als ich ihr mein Verlangen in die Ohren geschrieen hatte, ein kleines Lämpchen mit einigen Tropfen Oel. (Alles andere war zu der Erleuchtung verbraucht.) Ich ging in ein enges Stübchen im Hintergebäude, und setzte das Lämpchen auf den Tisch. Hier umgab mich in der Dämmerung eine Todtenstille: es war mir, als wäre ich in mein

Grab getreten; und doch befand ich mich hier besser. Ich stützte den Kopf in die Hand, und dachte weiter an die Flüchtigkeit des Lebens; da donnerten auf einmal die Kanonen, da läuteten alle Glocken der Stadt, und von dem nahen Thurme hallten Posaunen und Pauken. O, es war mir, als tönte unter dem Krachen der vergehenden Erde die Posaune des letzten Gerichtes, und als läuteten die Glocken dem ganzen menschlichen Geschlechte zu Grabe.

Wehmüthiger bin ich nie gewesen. „Ach," sagte ich, „gleicht nicht jeder Mensch diesem Lämpchen, das nur einige Tropfen Oel hat? Guter Gott! warum muß denn der Tod seyn!" — Ich durchlief mein Leben noch einmal, als stände ich schon vor dem Richtstuhle des Ewigen. „Hier," sagte ich, und legte die Hand auf mein Tagebuch, aus dem ich meinen Kindern seit einiger Zeit vorgelesen und das sie mit Vergnügen angehört hatten: „hier steht es ja, wie glücklich ich gewesen bin! Und ich Undankbarer, ich klage?

Oheim Ludwig hatte mir gesagt: er glaub-

te, ich würde wohl noch ein Paar Jahre mit meinem Buche zu thun haben. Das fiel mir wieder ein, und ich nahm die Feder, um den Schluß zu schreiben. Ich thue es wirklich bei den letzten Tropfen Oel, unter Glockengeläut, und einem „Herr Gott, dich loben wir!" das Tausende aus vollem Herzen singen.

So weit bin ich; und da fällt mir ein, daß ich dem Acontius einen Possen spiele. Die erste Hälfte meines Buches ist noch im alten Jahrhundert gedruckt; die zweite wird erst im neuen fertig: so erlebt es doch in der That das zweite Jahrhundert. — Ich bin heiter geworden: jetzt könnte ich mit der Menge jauchzen; doch ich will lieber, daß der Leser sich mit mir freuen soll. — —

Der Oheim des Amtmanns Schenk war abgereist. Er versprach, zu rechter Zeit zu schreiben, wann er mit dem Bräutigam kommen könnte.

Ungefähr nach einem Vierteljahre kam er wieder; aber den Bräutigam hatte ein nothwendiges Amtsgeschäft gehindert, ihn zu be-

gleiten. Der Hochzeittag wurde indeß bestimmt, und Julchen bat mich nun, sie zu trauen. Ich mußte es versprechen, so ungern ich es auch that. Jetzt ging ich selten mehr auf das Amt, weil Julchens blasses Gesicht mein Mitleid erregte. Den Tag vor der Hochzeit bekam der Oheim einen Brief, worin der Bräutigam ihm schrieb, daß er nicht früher als an dem Hochzeitstage selbst eintreffen könnte. Als ich nach Tische mit schwerem Herzen zur Trauung ging, fand ich Julchen schon als Braut gekleidet, mit einem Kranz auf dem Kopfe. Ihre Eltern waren jetzt glücklich, und auch sie selbst war es gewissermaßen durch das Bewußtseyn, ihren Vater gerettet zu haben. Auf einmal rief der Amtmann: sie kommen! Ich blickte mit finsterer Stirn, und mit einem kleinen Schauder durch das Fenster, und sah einen jungen wohlgewachsenen Mann in reicher, prächtiger Kleidung aus einem schönen Wagen steigen, dem noch einige andre folgten.

O nun! sagte Julchen ängstlich zu mir. Ach, stehen Sie mir bei in diesem schweren

Augenblick! — Ihr Oheim lächelte, und setzte sich recht gravitätisch in einen Lehnstuhl. Jetzt sprang die Thür auf, und — o Gott! wie sage ich dem Leser, was ich fühlte! — mein Karl stürzte herein, und sank mit dem Ausruf: meine geliebte Julie! zu ihren Füßen nieder. Er war auf einmal von sechs Armen umschlungen. „Karl!" riefen wir, meine Frau, Julchen und ich, zugleich. Jetzt drangen alle meine Kinder mit einem lauten Freudengeschrei in das Zimmer. Oheim Ludwig, der ihnen folgte, umarmte mich mit der lebhaften Freude eines jungen Menschen; und nun merkte ich denn wohl, daß mein Karl der Bräutigam wäre. Ich fragte Augusten; sie antwortete: wir haben es erst gestern Abend erfahren. Oheim Ludwig hat Alles veranstaltet. Dieser kam jetzt wieder zu mir heran, und sagte: es hat Mühe gekostet, Alles so auf Stunde und Minute zu berechnen, daß es Wirkung thun konnte. Ich habe Karls Braut geprüft, und sie ist bestanden.

Ich schüttelte den Kopf. „Ei! lassen Sie doch das Prüfen! Ist denn die Freude wohl

der Angst werth, die wir ausgestanden haben?"

Ach, sagte er, halb klagend; ich kann es bei guten Menschen nicht lassen. Ein Herz, das sich opfert, ist für mich ein so schöner Anblick.

Endlich kamen wir zum Erzählen. Karl hatte den Abschied als Lieutenant, und brachte ein ansehnliches Vermögen mit. Oheim Ludwig wußte, wann Karl nach Europa zurückkommen würde, und redete mit dem alten Oheim der Amtmannin, einem muntern Greise, die Ueberraschung ab. Dieser liebte seine Nichte, hatte sie schon lange im Stillen beobachten lassen, und freuete sich, daß sie in ihrer Prüfung so bewährt gefunden wurde.

Unsre Freude läßt sich nicht beschreiben. Als ich meinen Sohn getrauet hatte, umfaßte ihn Oheim Ludwig, und sagte: nun ziehen wir auf das Land, und bauen es. Bei dir, Sohn Karl, will ich meine Tage in Ruhe beschließen.

Wir waren und blieben glücklich. Ich kann dem Leser weiter nichts sagen, als was

für ihn so wenig ist, ob es gleich für uns so viel war: wir lebten in ungestörter Ruhe!

So eben verhallen die letzten Töne des Glockengeläutes, und ich sage meinem Leser Lebewohl.

Als meine Kinder zurückgekommen waren, las ich ihnen den Schluß des Buches vor. Karl und Julchen meinten, ich wäre über ihren glücklichsten Tag zu schnell hinweg geeilt. Doch, sagte Julchen, glücklicher sind wir, als der Leser es glauben kann! (Sie drückte ihre Kinder an das Herz.) So wie ich das Manuskript zuschlug, rief Lottchen: aber soll denn der Leser nicht erfahren, daß ich seit dem Anfange der Geschichte zwei Ja[illegible] älter geworden bin? und daß . . . daß S[illegible] jetzt nicht mehr böse sind, und die Großmutter auch nicht, wenn ich zuweilen einen Bogen Briefpapier beschreibe?

„Recht, Lottchen!" erwiederte ich: „das sollen die Leser noch erfahren; und was im

vorigen Jahrhundert nicht geschehen konnte, das geschieht wohl in diesem, wenn anders dein Cousin fleißig und gut bleibt."

O gewiß! sagte sie, und schlug die Hände zusammen: er liebt mich ja noch mehr, als die Alle, von denen Sie in dem Buche erzählen, sich liebten.

„Gott lasse dich glücklich werden, und gebe jedem guten Mädchen die reine, innige Liebe eines edlen Mannes zum Lohn der Unschuld und erfüllter Pflichten!"

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Leben eines armen Landpredigers

Bd.: 2

(1801)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940517-5